

# Kürbiskern

## DER VERNUNFT EINE GASSE

1/87

JANUAR

# kürbiskern

Literatur, Kritik, Klassenkampf

Herausgegeben von  
Friedrich Hitzer, Klaus Konjetzky,  
Oskar Neumann, Hannes Stütz

Damnitz Verlag München

## DER VERNUNFT EINE GASSE

Oskar Neumann: Zu diesem Heft	3
Alf Tondern: wahlkrampf	4
Friedrich Hitler: Oktober 86. Reykjavik, Issyk-Kul, Sofia ...	5
Klaus Konjetzky: Fragen eines lesenden Herausgebers	15
Monika Höhn: Von selbst bewegt sich nichts nach vorn oder Literatur als Kampfansage	17
Erasmus Schöfer: Reminiszenzen zu den Fragen eines lesenden Herausgebers	20
Rudi Strahl: Probe aufs Exempel. Monologstück	22
Oliver Behnssen: Flug und mein Lied	33
Eckart Menzler: Die deutsche Ziehung	37
Kurt Neuburger: Ritninge	60
Michael Hillen: coup im bristol	61
Christine Schaefer: Unsterblichkeit fängt im Leben an	62
Uta Rappenstein: Und ich sage „Gorki“	70
Thomas Klein: Der Flügelstutzer Hanzmann	78
Winfried Roth: Überzählige Ausländer · Zimmermann zum Waldsterben	81
John Linthicum: In die Schatten eintreten · Die Dinge des Dunkels	83
Hedi Klee: Astronomie, erster Teil	85
Dagmar Scherf: Da sitzen wir nun mit der Zunge im Mund	86
Uta-Maria Heim: Fabrikabgase	87
Dieter Lattmann: Der Tod soll sterben. Brief an Ales Adamowitsch	88
E. Field Horine: Vernunft und Weltkrise	90
Jürgen Kuczynski: Die Koalition der Vernunft	96
Manfred Lauffs: Am rechten Fleck das Herze. Politische Lyrik in einer CDU-Liedersammlung	102
Christian Götz: „Nein, schlafst nicht, während die Ordner der Welt geschäftig sind!“	105
Norman Paech: Antilaudatio für einen Buchhalter des kalten Krieges	116
Helmut Peitsch: „Madonna im Bombenhagel“. Der Literaturteil der Zeitschrift <i>Sirene</i> (1933 – 1942)	124
... „Niemand hat mich vor den Nazis gewarnt, nichts hat mich dagegen immunisiert“. Oskar Neumann: Stenografisches Protokoll	144
Kuni Schumann-Schwab/Richard Scheringer: Was in der Verfassung steht, hört sich heute an wie ein Märchen	149
ANMERKUNGEN	159

Am 11. Oktober 1986, unter dem Eindruck der Friedensmanifestation in Haselbach, notierte ich: *Die uns totgesagt haben, sind gründlich widerlegt. Die auf Provokation spekuliert haben, sind nirgends auf ihre Rechnung gekommen. Diese Friedensbewegung ist kein vorübergehendes Phänomen, das heute anschwillt und morgen verebbt. Heute haben wir wohl auch manchen Zweifler in den eigenen Reihen überzeugt: Wir brauchen beides, den Infostand, die organisatorische Kleinarbeit vor Ort und das bundesweite Miteinander in der Großaktion dieser Zweihunderttausend, die hier nicht wie Fremde, sondern als Freunde der Ortsansässigen aufgenommen wurden, um miteinander den unmittelbaren und den größeren Bereich unserer Heimat zu schützen.*

Auf der Rückfahrt vom Hunsrück hörten wir die Rundfunkmeldungen: In Rheinland-Pfalz bestätigte man die Zahl von 180 000 bis 200 000 Kundgebungsteilnehmern, in Baden-Württemberg fanden wir uns auf die Hälfte reduziert, für „Bayern 3“ existierten wir nicht. Man vergleiche dazu auch den Bericht von Friedrich Hitler über die Schriftstellertreffen in Kirgisien und in Bulgarien mit dem, was darüber in bundesdeutschen Massenmedien zu erfahren, oder eben nicht zu erfahren ist. Die Sache hat Methode, und sie hat zu tun mit der Sorge der Bonner Koalition, die Versuche eines neuen Denkens könnten sich rumsprechen und schließlich auch Kriterien für die Wahlscheidung am 25. Januar 1987 hergeben.

In Bayern und Hamburg honorierten oder tolerierten indes noch immer allzuviiele Wähler solche Angebote des Rechtspartei-Kartells, wie sie auf dem Umschlag dieses Heftes zitiert werden, Relikte von gestern und vorgestern, bis hin zu Appellen an Irrationalismus und Aggressionen. Da reicht schon die Gnade der späten Geburt nicht mehr aus, dem Kanzler den Fluch des frühen Rückfalls zu ersparen. So spricht er aus, was die Wähler von Gorbatjow denken sollen: Man muß diese kommunistischen Teufel zur Hölle schicken, und SDI und atomare Teilhabe der Bundeswehr sind dafür genau das richtige Konzept. Franz Josef Strauß nennt die kommende Wahl eine Entscheidung gegen das Chaos. Das hat er von der französischen Neuen Rechten, die unentwegt die liberale Demokratie als Vorstufe eben des sozialen Chaos oder des Kommunismus verketzt. Eine so extreme Rechte muß immer noch extremere Rechtsaußen auf den Plan rufen, den SS-Verklärer Schönhuber und die Berufsflüchtlinge an der Spitze der Vertriebenenverbände, die sich zum „Tag der Heimat 1986“ von der CSU denn auch ausdrücklich bestätigen lassen, die Ostverträge seien „keine Grenzankennungsverträge“.

Die sich Widerspruch, gar Widerstand erlauben, bekommen ihr Etikett: „Chao“, „Verzichtler“, „Zersetzer“, „Agent Moskaus“, „Ratten und Schmeißfliegen“. Wer Menschen derart abtut, appelliert an die Wirksamkeit von Feindbildern bei Enttäuschten und Verbitterten und aktiviert damit ein Denken und Handeln, das zur faschistischen Kulturbarbarei und in den Holocaust geführt hat, beides bis dahin unerhörte, singuläre Verbrechen, und beides nicht mehr als Vorspiele, gemessen an heutigen Vernichtungskapazitäten und Katastrophenplanungen.

Darüber wird nicht an einem Tag entschieden, auch nicht am 25. Januar. Aber ein Stück Entscheidung treffen wir, die Wählerinnen und Wähler der Bundesrepublik Deutschland, immerhin mit dem Stimmzettel. Ich zum Bei-

spiel schließe mich einer Initiative des stellvertretenden Präsidenten des Internationalen Buchenwaldkomitees, Emil Carlebach, an. In diesem Appell von Frauen und Männern des Widerstands gegen Faschismus und Krieg heißt es:

*Wenn wir zusammenstehen, sind wir stark, wenn wir uns trennen lassen, verlieren wir gemeinsam. Heute gibt es mehr Gemeinsamkeiten zwischen SPD, DKP, Grünen und FRIEDENSLISTE als seit vielen Jahren. Selten waren die Voraussetzungen für gemeinsames Vorgehen so groß wie heute – selten war es auch so dringend wie heute, den Weg zu Sozialabbau, zu Polizeistaat, ja zum atomaren Holocaust zu verbauen.*

*Aufgrund unserer eigenen Erfahrung im Jahrzehntelangen Kampf gegen Faschismus und Krieg rufen wir auf:*

*Geht zur Wahl am 25. Januar! Keine Stimmenthaltung!*

*Die Erststimme der FRIEDENSLISTE – die Zweitstimme der SPD oder den Grünen!*

*Jede Stimme gegen Rechtsentwicklung und Kriegsvorbereitung!*

Literatur und Politik haben ihre verschiedenen Mittel. Sie treffen sich im Ziel: *Der Vernunft eine Gasse!*

Im Dezember 1986.

Oskar Neumann

## Alf Tondern wahlkrampf

dilemma	weitergabe	abwägung	deutung
die mehrheit hat keinen verstand	natürlich habe ich die hand aufgehalten	meine frau geht nicht zur wahl	mit dem wahlergebnis kann man leben
die minderheit kein gewicht	doch ich schwöre es ist nichts dran klebengeblieben	sie ist zwar für meine partei aber gegen mich	sagt der partei vorsitzende er meint von

Friedrich Hitler  
Oktober 1986

*Reykjavik, Issyk-Kul, Sofia . . .*

Es war Zufall, daß dem Gipfel in Islands Hauptstadt das Issyk-Kuler Forum und das 6. Internationale Schriftstellerentreffen in Sofia folgten. Doch keinem Zufall verdankten die drei Begegnungen das Thema, das sich mehr und mehr als die Kernfrage aller weiteren Entwicklung erweist: Wie kann die Menschheit einer real drohenden Vernichtung entrinnen?

Auf jeweils besondere Art hatte ein jedes der drei Treffen den Charakter des Historischen, einer ganz anderen Wende als die der Konservativen unseres Landes und anderer Länder.

In Reykjavik legte Michail Gorbatschow einen umfassenden Plan vor, der die Welt von einem großen Teil der Massenvernichtungsmittel bis zum Beginn des neuen Jahrtausends befreien könnte. Die Möglichkeit eines wahrhaft historischen Durchbruchs bei allen Rüstungskontroll- und Abrüstungsverhandlungen lag greifbar nahe. Vorerst scheiterten sie am rigiden Festhalten Ronald Reagans an der Militarisierung des Weltraums. Wer behauptete, die Sicherheit im Atomzeitalter ergebe sich aus einer Festschreibung der Abschreckung, kann dies nach Reykjavik nicht mehr ohne Ausflüchte aufrecht erhalten . . .

Am Issyk-Kul versammelten sich wenig später Vertreter der Weltkultur von heute. Persönlich eingeladen hatte Tschingis Aitmatow, es kamen James Baldwin und Arthur Miller aus den USA, Claude Simon aus Frankreich, Peter Ustinov aus England, der Präsident des Club of Rome Alexander King aus Italien, der Maler Afework Tekle aus Äthiopien, Lissandro Otero aus Cuba, Yasar Kemal aus der Türkei u. a. Sie diskutierten über die brennenden Fragen der Zeit und der Überlebenschancen der Menschheit – an den Stätten, die wir aus Aitmatows Erzählungen und Romanen kennen, in den Bergen von Alatoo, in Tscholpon-Ata, an den Ufern des Issyk-Kul.

„Wir sind heute mit völlig neuen Problemen konfrontiert“, meinte Arthur Miller, „doch dabei lassen wir uns von Ideen leiten, die mindestens hundertfünfzig Jahre alt sind.“

Ohne Formalitäten und die übliche Konferenzroutine wollte der Gastgeber das Issyk-Kuler Forum haben, der Kreis der Teilnehmenden war eher intim. Und doch sollte es neue Maßstäbe setzen: „Ich stelle mir die Frage“, begrüßte Tschingis Aitmatow seine Gäste, „ob nicht eine prinzipiell neue Ära auf Erden begonnen hat, die gleichbedeutend ist mit der Eiszeit in der geologischen Geschichte des Planeten? Von den Polen her scheint das Eis der Verzweiflung zu kriechen. Und wir winden uns mehr und mehr auf einem schrumpfenden Raum des Überlebens. Bedeutet das aber in dem Zusammenhang etwa nicht, daß wir – die Schreibenden, die Kunst und geistige Erkenntnisse Schaffenden – unsere schöpfere Bestimmung auf neue Weise überdenken müssen? Und die Hauptsache bedenken: Auf eine neue Art die Verantwortung vor der erstaunlichsten, höchsten Leistung des Menschen zu allen

Zeiten erfassen, die Verantwortung vor dem Wort als solchem. Denn das Wort ist der Mensch!“ Und es war Michail Gorbatschow, der Aitmatow und die Gäste des Issyk-Kuler Forum zu einem Gespräch im Kreml am 20. Oktober empfing und auf das Neue verwies:

„Der Vorteil Ihrer Begegnung lag darin, daß sehr verschiedene Menschen daran teilnahmen. Dennoch brachten sie es zuwege, über dem zu stehen, was sie trennt und gemeinsam zur Hauptfrage zu gelangen – zur Verantwortung aller für die Zukunft der Menschheit. Das könnte eine Anregung für andere sein.“

Vielleicht überraschte Gorbatschow dann mit einem Hinweis: „Schon zu Beginn des Jahrhunderts hat W. I. Lenin einen Gedanken unermeßlicher Tiefe ausgesprochen – die Priorität allgemeinmenschlicher Werte über die Aufgaben der einen oder der anderen Klasse. Heute ist die Bedeutung dieses Gedankens besonders akut zu verspüren ... Eine Hauptlehre von Reykjavík besteht darin, daß ein neues politisches Denken, das den Realitäten des Atomzeitalters entspricht, die unverzichtbare Bedingung für einen Ausweg aus der Krisensituation darstellt, in der sich die Menschheit am Ausgang des 20. Jahrhunderts befindet. Tiefe Veränderungen im politischen Denken der ganzen Menschengemeinschaft sind nötig. Die geistige Energie der Wissenschaft und der Kultur, ihre intellektuelle und moralische Autorität können das Her vorbringen dieses neuen Denkens fördern.“

Das 6. Internationale Schriftsteller in Sofia erbrachte ein wiederholtes Mal den Beweis dafür, daß die Gastgeber – der bulgarische Schriftstellerverband mit seinem Dichterpräsidenten Ljubomir Lewtschew – nicht nur irgendein Treffen organisieren, sondern das derzeit umfassendste Weltforum der Schriftsteller für den Frieden geschaffen haben. Als sie 1977 bedeutende Namen der Gegenwartsliteratur aus aller Welt einluden und um sich versammelten, hätte keiner der Initiatoren ahnen können, wie nötig ihr Weitblick war, die alte Tradition der Schriftsteller im Kampf für Frieden und für die Erhaltung der Kultur, gegen Faschismus und Krieg unter den neuen Bedingungen wieder aufzugeifen und damit weltweit neue Impulse zu setzen.

Dieses Mal fanden sich in Sofia mehr Schreibende ein als je zuvor. Unter dem diesjährigen Ehrenpräsidenten Jorge Amado tagten und berieten 207 Schriftstellerinnen und Schriftsteller aus 57 Ländern aller Kontinente, erstmals auch mit einer stattlichen Zahl von Teilnehmern aus der Volksrepublik China. Und 187 der Teilnehmenden ergriffen in den Plenarsitzungen und den Arbeitsgruppen das Wort – zum Thema Zukunft, „der einzige Kontinent, der noch nicht vertreten ist“ (Ljubomir Lewtschew).

Allenthalben zeichnen sich Änderungen ab, unter den Beiträgen dieser bedeutenden Foren der Literatur kann man Impulse erkennen, die liebgewor denen Methoden des Denkens veraltet erscheinen zu lassen. Sich auf dieser Suche nach dem Neuen beteiligen, heißt auch für uns als Zeitschrift, heißt für jeden, mit einem zu brechen, was sich gestern noch als unanfechtbar erwies. Wir leben in einer Zeit gewaltiger Umbrüche, die Wahl, die wir treffen, das Suchen nach dem Neuen, das der Wahl vorausgeht, bezieht einen jeden ein, der nicht vom Wunschdenken ausgeht, wenn er seine Träume entwirft, sondern von den Realitäten am Ende des Jahrhunderts.

Das Issyk-Kuler Forum schloß mit einer Erklärung der Versammelten, auch die Teilnehmenden des 6. Sofioter Schriftstellertreffens bekräftigen in einem Appell das, was sie eint. Doch am Anfang stand dort eine Sensation: Politiker antworteten auf die Fragen des Sofioter Organisationskomitees ...

Die Informationen über das Issyk-Kuler Forum, die ich hier für die Leserschaft des *kürbiskern* übersetzte, verdanke ich der *Literaturnaja gazeta* vom 22. Oktober 1986. Die Fragen und die Antworten der Politiker, die dem 6. Internationalen Schriftstellertreffen in Sofia vorlagen, habe ich, einer der Teilnehmenden, von dort mitgebracht ...

## Erklärung des Issyk-Kuler Forums

Weniger als fünftausend Tage trennen uns vom Ende des Jahrhunderts und dem Übergang ins neue Millenium. Krisen von globalem Charakter und einer noch nie dagewesenen Kompliziertheit bedrohen die Zukunft der Menschheit. Zweifellos werden neue, noch schwierigere Probleme auftreten, deren Lösung die Kraft einzelner Länder übersteigt, sie erfordern völlig neue Herangehensweisen.

Die Menschen von heute, die mit derart ernsthaften Problemen konfrontiert sind, haben ein Gefühl der Verzweiflung. Das ist der Grund, weshalb wir, Menschen des Kreativen – Schriftsteller, Künstler und Gelehrte – hierher an den See Issyk-Kul in Kirgisien gekommen sind, um hörbar für alle, unseren Glauben an den Genius des Menschen und seine schöpferischen Kräfte zu bekunden.

Da sich die Welt sehr rasch verändert und die traditionellen Einrichtungen veralten, müssen wir uns an der Suche nach neuen Lösungen unserer gemeinsamen Probleme beteiligen. Die Ursprünge des Schaffens haben es der Menschheit erlaubt, im Verlauf vieler Jahrtausende in dieser von Unheil, von Kriegen und Katastrophen bedrückten Welt zu überleben. Deshalb ist es außerordentlich wichtig, daß das kommende Jahrhundert nicht nur ein „Zeitalter des Planeten“ sondern auch ein „Zeitalter des Schaffens“ werde. Überleben und Gelingen durch das Schaffen – das ist unsere Antwort auf die ernsten Gefahren und Bedrohungen in unserer, von Problemen trächtigen Welt. Wie im Vergangenen so oft, behindert auch im Gegenwärtigen die Unlust, die reale Lage der Dinge sehen zu wollen und einzugehen, das Fortschreiten der Menschheit. Wahrhafte Weisheit liegt darin, genug Phantasie, den Mut und die Weitsicht in sich aufzuspüren und schon heute bewußt das zu vollbringen, was wir morgen aus Not gezwungen sein werden zu tun. Daher müssen wir nicht nur die Gegenwart auf die Zukunft hin hochrechnen, sondern wir müssen an ihrer Formierung schöpferisch teilhaben. Dies fordert gebiet risch ein neue, nichtlineare Denkweise, Phantasie und tiefes Eindringen in das Wesen der Probleme und neue, vorausblickende Initiativen. Unsere Zukunft wird schon niemals mehr so sein, wie sie es im Vergangenen zu sein pflegte. Nur wer von uns imstand ist, das Verborgene zu erkennen, kann auch das Unmögliche vollbringen. Wir brauchen also dafür dringend die Freiheit

zur Schaffung, Verbreitung und Lehre neuer Denkweisen, diese verlangen Vielgestaltigkeit und die Fähigkeit, das Neue aufzunehmen.

Die neuen Ideen müssen sich auf allen Gebieten unseres Lebens ausbreiten, die Politik mit eingeschlossen, um auf diese Weise das neue Denken in einem jeden Land hervorzubringen. Die Zukunft darf nicht nur von Lösungen abhängen, die Politiker unternehmen und auch nicht von der Konfrontation zwischen einzelnen Mächten. Eine gewaltige Rolle wird der menschliche Genius zu spielen haben, die Einbildungskraft der mit Begabungen ausgestatteten Menschen, die Initiative und Entdeckerfreude der Wissenschaftler, die Träume der Poeten, die Hoffnungen der Menschen wie du und ich. Und nur all dies zusammengenommen kann den Samen des neuen Denkens – des allgemeinen und des politischen – verbreiten.

Wir wissen, die Führenden der Länder tragen auf ihren Schultern die Hauptlast der Verantwortung, sie unternehmen das Menschenmögliche, um zu einer Vereinbarung über die Zukunft der Menschheit zu gelangen. Wir alle setzen darauf, daß sie in sich genug Weisheit, Eingebung und Glauben finden werden, die unverzichtbar sind, um einer künftigen Welt die Bahn zu ebnen, die annehmbar ist für die gesamte Menschheit.

Eben aus dem Grund haben wir Tschingis Aitmatows Einladung, die wie gerufen kam, angenommen und sind hierher nach Kirgisien gekommen, an die Ufer des Issyk-Kuls, umgeben von den majestätischen Bergen des Tjan-Schan.

Wir hoffen, die am Issyk-Kul gepflanzten Samen erbringen reiche Ernte, hoffen, daß sich viele Vertreter des Kreativen in aller Welt unseren Anstrengungen anschließen, um eine solche neue Welt zu schaffen, von der wir träumen.

## Sechstes Internationales Schriftstellertreffen in Sofia „Der Frieden – des Planeten Hoffnung“

Am 4. August d.J. sandte das Organisationskomitee des 6. Welttreffens der Schriftsteller in Sofia „Der Frieden – des Planeten Hoffnung“ an mehrere hervorragende Staatsmänner und Politiker der heutigen Welt einen Brief mit folgendem *schriftlichen Anliegen*:

Heute, da das 20. Jahrhundert seinem Ende zugeht, das Jahrhundert, in dem so viele Menschen den schrecklichsten Weltkriegen in der Geschichte zum Opfer gefallen sind,

heute, da die großen humanistischen Ideen des gleichen 20. Jahrhunderts bereits Brücken der Hoffnung und des Glaubens zum kommenden Jahrtausend schlagen,

heute, da wir in dem von der UNO proklamierten Internationalen Jahr des Friedens in der ständigen Angst leben, zur Zielscheibe so vieler nuklearer und „konventioneller“ Massenvernichtungsmittel zu werden,  
bitten wir Sie, uns zu antworten:

*Wie sehen Sie die Zukunft der Welt? Wie sehen Sie die Zukunft des Menschen und seiner Zivilisation?*

Mit dieser Frage wendet sich an Sie das traditionelle internationale Schriftstellertreffen in Sofia „Der Frieden – des Planeten Hoffnung“, das im Oktober 1986 zum 6. Mal stattfindet.

Wie danken Ihnen im voraus, weil wir glauben, daß Sie das Schreiben der Schriftsteller nicht unbeantwortet lassen werden.

Mit dem absolut gleichen Wortlaut wurde dieses Schreiben an Michail Gorbatschow, Rajiv Gandhi, Ronald Reagan, Todor Shiwkow und François Mitterrand gesandt.

Die Antworten werden bei der Eröffnung des Schriftstellertreffens verlesen und vollständig und zur gleichen Zeit unter gleichen Bedingungen veröffentlicht.

Seien Sie nochmals unserer tiefen Achtung versichert und nehmen Sie unsere Wünsche für Frieden und Wohlergehen für Ihr Volk und die ganze Menschheit entgegen.

Welttreffen der Schriftsteller in Sofia „Der Frieden – des Planeten Hoffnung“. Koordinator des Organisationskomitees *Ljubomir Lewtschew*.

Bis zur Eröffnung des 6. Internationalen Schriftstellertreffens sind folgende Antworten eingegangen, die wir den bulgarischen Gepflogenheiten entsprechend in alphabetischer Reihenfolge der Namen der Autoren veröffentlichten.

## Michail Gorbatschow

Die Frage, mit der Sie sich an mich wenden, ist vielleicht die wichtigste Frage unserer Zeit. Allein schon die Tatsache, daß sie gestellt wird, zeugt von Optimismus. Wir sind ebenfalls überzeugt, daß es eine Zukunft geben wird.

Die besten Denker der Menschheit haben stets an den letztendlichen Sieg der Vernunft geglaubt, die eine unabdingbare Voraussetzung für das normale menschliche Zusammenleben ist. Das ist eine große geistige Kraft, die auch uns, die Sowjetmenschen, soziale Optimisten sein läßt.

Die Zukunft sollte jedoch in erster Linie für alle gesichert sein. Den einzigen Weg sehe ich in der Ausdehnung der Grenzen des Vertrauens zwischen den Völkern und Staaten. Dazu ist ein *neues politisches Denken erforderlich, das auf die Lösung der globalen Probleme* der Menschheit, auf die friedliche Nutzung der Ressourcen und der schöpferischen Kräfte der Menschheit ausgerichtet ist und *nicht auf einen Rüstungswettlauf*.

Die Devise Ihres Treffens lautet: „Der Frieden – des Planeten Hoffnung“. Dem edlen Sinn dieser Devise fühle ich mich zutiefst verbunden.

Gerade von diesem Bestreben ist die sowjetische Konzeption von der Gewährleistung der Sicherheit für alle durchdrungen, die in erster Linie eine Reduzierung der Waffen und Abrüstung vorsieht. Wir haben dazu aufgerufen, *in das Jahr 2000 nach vollständiger Liquidierung aller Arten von Massenvernichtungswaffen auf der Erde einzutreten. So führen wir seit mehr als einem Jahr keine Nukleartests mehr durch*.

Auf dem unlängst in Reykjavik durchgeführten Treffen mit dem USA-Präsidenten, Herrn Reagan, hat die sowjetische Seite das Paket von miteinander verbundenen und vom Standpunkt der Interessen der Verhandlungspartner und aller Staaten der Welt sorgfältig ausbalancierten Vorschlägen vorgelegt. Zudem haben wir dem Westen in vieler Hinsicht Zugeständnisse gemacht, wobei wir auf eine gleichwertige Antwort warten. Die Hauptmomente unserer Vorschläge sind: *Kürzung der strategischen Waffen um 50 Prozent, Beseitigung aller Mittelstreckenraketen in Europa, Festigung des ABM-Vertrags und Verbot der Nukleartests*. Wäre dieses Paket von Vorschlägen von der amerikanischen Seite angenommen worden, so wäre das der Beginn eines realen Prozesses der Beseitigung der Kernwaffen gewesen. Trotz gewisser provokatorischer Handlungen der USA und der groben Entstellung dessen, was sich in Island ereignet hat, *birgt die Situation nach dem Treffen von Reykjavik weiter Möglichkeiten für Lösungen*. Das ist auch ein Signal für alle, die einen Beitrag zur Entspannung und Abrüstung leisten können und müssen. Unser Abrüstungsprogramm liegt im Interesse aller.

Wie stellen wir uns die Zukunft vor. Wir haben unser Ideal, das wir anstreben. Wir bauen den Kommunismus auf, der eine „echte Menschengemeinschaft“ ist, wenn ich mich der Worte von Karl Marx bediene. Wir sind überzeugt, daß wir in der Lage sind, das uns von den Begründern des Marxismus-Leninismus vermachte humanistische Prinzip zu verwirklichen. *Die freie Entwicklung eines jeden ist die Bedingung für die freie Entwicklung aller*. So steht es auch im Programm unserer Partei. Diesem sozialen und humanen Ziel ist unsere gesamte Tätigkeit in den Bereichen Wirtschaft, Politik und geistiges Leben untergeordnet.

Wir sind uns bewußt, daß angesichts des Bestehens unterschiedlicher politischer Systeme unsere Ideale und Vorstellungen von der Zukunft bei gewissen Leuten keinen Gefallen finden. Auch die Auffassung von den sozialen Werten können verschieden sein. Wir müssen jedoch diese Probleme ohne Heuchelei und Spekulationen und ohne Versuche, unsere Ansichten anderen aufzuzwingen, sondern auf der Grundlage der Einsicht erörtern, daß die Welt vielgestaltig und widerspruchsvoll ist und daß jeder, ob Staat, Volk oder Gesellschaft, das Recht auf freie Wahl und auf Achtung der Wahl von Seiten der anderen hat.

Überaus ernsthafte Bedeutung mißt die Sowjetunion den Fragen der allseitigen Entwicklung des Menschen und der Garantierung seiner Rechte bei. Wir tun alles in unseren Kräften Stehende, damit das Leben unserer Menschen vollwertiger, kulturvoller, geistiger und inhaltreicher wird.

Die Menschen stellen sich manchmal die Frage: Was kann die Literatur, was kann die Kunst in unserem nuklearen Zeitalter tun? Meines Erachtens sehr viel. Und in erster Linie können sie zur Herausbildung einer solchen moralischen Atmosphäre beitragen, daß das Wettrüsten, das Entfachen der Kriegspsychose als Verbrechen am Recht der Menschen auf Leben betrachtet werden.

Die gemeinsame Erhaltung der unvergänglichen Werte der Vergangenheit, die Bewahrung der Kultur vor Verarmung durch Schächer und Gewaltkult, vor dem Eindringen der dekadenten Ideen des Rassismus und des Antihuma-

nismus, die Entfaltung des allseitigen Kulturaustausches, die Durchsetzung der Ideen des Friedens und der Freundschaft mit Hilfe der Kunst – verdienen etwa diese Probleme nicht eine erstrangige Beachtung? Der Schriftsteller kann viel tun, wenn er sich mit aufrichtigen, ehrlichen und menschenfreundlichen Worten bewaffnet.

Jetzt ist es an der Zeit, kühne verantwortungsbewußte Schritte im Interesse der ganzen Welt zu unternehmen. Das betrifft alle Völker, alle Kontinente. Ich möchte die Gelegenheit nutzen und allen Teilnehmern des Schriftsteller-treffens alles Gute wünschen.

### Rajiv Gandhi

Der Lebenswille und das Streben nach Ewigkeit sind Wesenszüge der menschlichen Gesellschaft. Die Entwicklung der Zivilisation ist ein Ergebnis der Schöpferkraft der Menschheit, die von diesem Streben geweckt wurde. Die indische Weisheit und die indische Philosophie bejahen die Hoffnung und den Optimismus, die den menschlichen Geist zur Selbstverwirklichung auf immer höherem Niveau anregen. Krieg und die Gewalt sind Gegner dieses Dranges nach Vervollkommenung des Bewußtseins und des Geistes.

Das menschliche Streben muß auf die Festigung des Friedens gerichtet sein. Diese Aufgabe hat noch nie derartige Bedeutung wie heute gehabt. Wir haben ein Niveau, eine solche technische Reife erreicht, die die Möglichkeit völliger Selbstvernichtung einschließt.

Die Schriftsteller sind seit eh und je dank ihrer Weisheit und Popularität mehr als jeder andere in der Lage, auf das Bewußtsein der Menschen einzuwirken. Ermutigend dabei ist die Tatsache, daß sich viele von ihnen heute der Sache des Friedens und der Humanität widmen.

Den Teilnehmern und Organisatoren des Internationalen Schriftstellertreffens „Der Frieden – des Planeten Hoffnung“ – Sofia '86 übermittle ich meine besten persönlichen Wünsche.

### Ronald Reagan

Mit Freude nehme ich die Möglichkeit wahr, der Internationalen Schriftstellerkonferenz meine Unterstützung zuzusagen und Ihnen meine Auffassungen über die Entwicklung der Welt in den kommenden 40 Jahren mitzuteilen. Thomas Jefferson, der große amerikanische politische Denker und Baumeister, Präsident und auch bemerkenswerte Schriftsteller hatte einst gesagt: „Ich ziehe die Zukunftsträume der Vergangenheit vor.“ In diesem Aphorismus sind die Wesenszüge des amerikanischen Geistes konzentriert. Zuversicht trotz Enttäuschungen und Hoffnung in der Verzweiflung. Wie es in Ihrer Einladung heißt, ist die Geschichte unseres Jahrhunderts von Konflikten geprägt, darunter von den beiden vernichtendsten Kriegen, die unsere Erde

ihren Stempel aufgedrückt haben. Dieses Jahrhundert war aber auch Zeuge der Entfaltung jener Kräfte, die in der Menschheit die Hoffnung auf ein beseres Leben weckten, die Hoffnung auf eine Welt, die auf den allgemeingültigen Prinzipien der Gerechtigkeit und der Achtung der Menschenrechte aufbaut.

Wie können wir diese Hoffnungen verwirklichen? Als Schriftsteller wissen Sie, daß die Wahrheit der Zeit und dem Ort nicht untertan ist. Daher beeinflußt das Schaffen der Schriftsteller in hohem Maße den Lauf der Geschichte. Alle Menschen besitzen die Fähigkeit, auf diese Weise aufeinander einzuarbeiten – unabhängig davon, ob wir das als Kraft der Ideen, als Höhenflug der Phantasie oder als Geistesimpuls bezeichnen.

Es kann keinen Zweifel darüber geben, daß der Boden, auf dem diese Fähigkeit am besten gedeihen kann, der fruchtbare Boden der Freiheit ist. Läßt es sich denn abstreiten, daß die Freiheit des geschriebenen Wortes nicht nur der Sache des Friedens förderlich ist, sondern auch die Lebensbedingungen des einzelnen Menschen verbessert? Der wahre Frieden beruht auf der Achtung der Menschenrechte, auf dem Bestreben nach friedlicher Lösung der Widersprüche und nach Überwindung der künstlichen Barrieren, die die freien Kontakte zwischen den Menschen und den Gedankenaustausch behindern. Das Ersticken der Stimme des Schriftstellers, egal wo es geschieht, untergräbt den Frieden. Wir streben nach Frieden, der mehr umfaßt, als das bloße Fehlen von Konflikten. Wir streben nach Frieden, der dem Bewußtsein erwächst, daß wir als Nachbarn unsere Rechte und Pflichten als Menschen achten müssen. Gerade dieses Bewußtsein ist jene hohe Tugend, die einen Konflikt zwischen uns unmöglich macht.

Die Welt, die wir erstreben, ist eine Welt, in der die Freiheit des Schriftstellers und sein moralisches Beispiel zur Festigung des Weltfriedens beitragen.

Bei meinem jüngsten Treffen mit dem Generalsekretär Gorbatschow in Island sind wir dem Abschluß eines historischen Abkommens über die Reduzierung und nachfolgende Abschaffung der nuklearen Waffen, das die Grundlagen für eine sicherere und gefahrlosere Welt schaffen würde, näher gekommen. Diese Probleme haben wir im Kontext der Bedingungen erörtert, die die Erfüllung dieses Traums am besten garantieren würden: Notwendigkeit eines offenen Dialogs, Freizügigkeit der Reisen, Verbreitung von Informationen und Ideen im Ausland und Lösung der Widersprüche durch friedlichen Dialog und Verhandlungen.

Ich bin nach Island gegangen, um dazu beizutragen, daß die Differenzen in den Positionen der USA und der UdSSR überwunden werden, und um die Grundlage für künftige, erfolgrechere Verhandlungen zu schaffen. Obwohl es uns gelungen ist, die Differenzen auf vielen Gebieten beizulegen, bleibt noch sehr viel zu tun.

Wir werden auch in Zukunft nach Dialog und Verhandlungen, nach Festigung des Vertrauens und noch größeren Schritten zu gegenseitiger Verständigung und Zusammenarbeit streben. Unser Ziel ist nicht nur, die gigantischen Waffenarsenale von heute abzubauen, sondern auch eine Welt zu errichten, in der die Menschen aus allen Ländern frei über ihr eigenes Schicksal und ihre eigene Zukunft entscheiden können. Amerikas nationales Ideal ist, daß

„alle Menschen von Geburt gleich sind“. Dieses Ideal, das Ideal der Gleichheit der Menschen und ihrer Rechte, über ihr eigenes Schicksal zu entscheiden, ist unsere Vorstellung von der Zukunft. Unser 16. Präsident, Abraham Lincoln, hatte einmal gesagt: „Warum soll es keine ruhige Zuversicht geben, daß letztlich die Gerechtigkeit für alle Menschen erreichbar ist? Gibt es eine bessere Hoffnung auf der Welt?“

Ich übermitte Ihnen meine besten Wünsche für eine erfolgreiche und fruchtbringende Arbeit Ihrer Konferenz.

Gott segne Sie!

## Todor Shiikow

Die Veranstalter des Treffens haben auch an mich die Frage gerichtet, wie ich die Zukunft der Erde und ihrer Zivilisation sähe.

Ich möchte es gleich sagen: So „ewig“ diese Frage auch sein und so sehr auch jede Generation in der Vergangenheit eine Antwort darauf gesucht haben mag, sie berührt heute mehr denn je das ganze Menschengeschlecht, bewegt Millionen Menschen in der Welt.

Selbstverständlich bewegt sie auch mich – als Politiker, als Staatsmann, aber auch als Vater und Großvater, der sich um das Schicksal seiner Kinder und Enkel sorgt. Ich bezweifle, nicht, daß alle nüchtern denkenden Politiker und Staatsmänner für den morgigen Tag der Erde arbeiten. Davon, was für eine Zukunft wir erstreben, hängt ab, wie wir unseren heutigen Tag gestalten und wohin die Menschen ihre unerschöpfliche schöpferische Energie lenken werden.

Um die Zukunft der Welt streiten sich unterschiedliche Konzeptionen. Welche wird sich als die richtige erweisen? Sie werden mir zustimmen, daß es keinen besseren Richter gibt als das Leben, als die Geschichte. Warten wir es ab, wie man so sagt. Für das Gute hat jeder Auge und Ohr. Mag das Leben entscheiden.

Ich jedoch bin überzeugt: Die Zeit arbeitet für jene Gesellschaft, die die besten Möglichkeiten für die materielle, soziale und geistige Befreiung des Menschen erschließt, die für den Menschen Voraussetzungen schafft, sich als Schöpfer und Erbauer voll zu entfalten und wirklich frei zu arbeiten und zu schaffen.

Der Mensch ist das Maß für alles auf dieser Welt. Sowohl die Menschheitsgeschichte als auch der heutige Tag, der sich durch einen Massenkampf für Frieden, Freiheit und soziale Gerechtigkeit kennzeichnet, bestätigen das. Auf der Erde gibt es immer noch Hunger, Analphabetentum und hohe Sterblichkeit, ganz zu schweigen von Rassen- und Nationalhaß oder davon, daß die Menschheit jene Schwelle erreicht hat, von der sie ihren Untergang, ihre Selbstvernichtung sehen kann.

Wie Sie wissen, ist die Volksrepublik Bulgarien ein sozialistisches Land. Wir sind überzeugt, daß wir mit jedem Schritt unser Ideal von einer wirklich humanen Gesellschaft ohne Unterdrückung und Ausbeutung, ohne soziale Er-

schüttungen verwirklichen, eine Gesellschaft, die jedem und allen das Recht und die Möglichkeit gibt, sich zu entfalten, seine verschiedenen Anlagen zu nutzen, vollwertig zu arbeiten und glücklich zu leben.

Daher ist es auch ganz natürlich, daß unser Volk sowohl seine Gegenwart als auch seine Zukunft und die Zukunft der Welt mit der Notwendigkeit verbindet, die Kernwaffen zu beseitigen, überall das Klima des Vertrauens, der Verständigung und der Zusammenarbeit zu festigen; wofür die Sowjetunion ein umfassendes Programm vorlegt.

Die Kriegsgefahr ein für allemal zu bannen – das ist heute das höchste Gebot für die Zukunft der Menschheit. Der Atomkrieg, der der Erde droht, würde jegliche Träume, Hoffnungen und Zukunftspredizierungen zunichte machen, da die Menschheit – hier erlaube ich mir, mich der biblischen Legende zu bedienen – keine Arche Noah hat und keine haben wird, um das Feuer des Lebens über die nukleare Sintflut hinüberzutreten.

Uns steht viel Arbeit bevor, viele allgemeinmenschliche Probleme warten darauf, gelöst zu werden, doch die Garantierung des Rechtes des Menschen auf Leben ist die dringendste und die wichtigste Aufgabe.

Das ist eine schicksalhafte Frage, die jetzt vor den Menschen steht. Hier gibt es keine Alternative

Ich bin ein Optimist. Ich glaube den Philosophen, ich glaube den Wissenschaftlern, ich glaube Ihnen – den Schriftstellern. Ich glaube an den Realismus und den Weitblick der Politiker und Staatsmänner. Ich glaube an die denkende und mühsam nach einer Brücke zum morgigen Tag suchende Menschheit.

Den Frieden in der Gegenwart und Zukunft für den Menschen zu sichern – das ist ein großes Privileg und eine Pflicht für uns alle. Zu dieser Kardinalfrage kann und muß sich die Menschheit einig sein, ungeachtet klassenbedingter, ideologischer, religiöser und anderer Unterschiede.

Uns Erdbewohnern als den vielleicht einzigen vernunftbegabten Wesen im All hat die Natur beschieden, auf ein und demselben Planeten zu leben. Unsere Pflicht ist – heute wie morgen – ihn nicht nur friedlich, rein und unzerstört zu bewahren, sondern ihn auch zu verschönern – für uns, für unsere Kinder und Enkel, für die Enkel unserer Enkel. Mag uns deshalb ein Gedanke und ein Wille vereinen:

Alle für Frieden und Frieden für alle!

## Klaus Konjetzky Fragen eines lesenden Herausgebers

Wer eine Literaturzeitschrift herausgibt, kann nicht ernsthaft Zweifel an der Notwendigkeit, an der Bedeutung von Literatur haben.

Nur wer solche Zweifel nicht hat, kann auch an den Wert, zumindest an die „Nützlichkeit“ einer (seiner) Literaturzeitschrift glauben.

Aber anders als die Literatur, die sich selbst rechtfertigt, einfach dadurch, daß sie geschrieben wurde und wird, muß eine Zeitschrift immer wieder begründet und bestätigt werden – durch die Leser.

Literatur, die als erstes den Leser im Blick hat, den Buchkäufer, den Markt, läuft Gefahr, die künstlerischen, ästhetischen Probleme nur noch verschwommen zu sehen oder gar nicht mehr wahrzunehmen. Oder sie schiebt. Eine Literaturzeitschrift, die nicht zuerst und vor allem an den Leser (Käufer) denkt, läuft Gefahr, ihre Möglichkeit des öffentlichen Denkens an die Ökonomie zu verlieren. Das heißt, es kann gar keine Literaturzeitschrift ohne Leser geben. Eine Zeitschrift kann nicht wie ein Buch darauf vertrauen, irgendwann einmal angenommen zu werden (was ja auch schon bei Büchern problematisch genug ist). Sie muß sich vielmehr gleich bewähren.

Auf welche Erfahrungen, Beobachtungen, Erkenntnisse aber kann sich die Anstrengung stützen, eine Zeitschrift annehmbar zu machen?

Ist die Begründung, die in diesem Falle vor mehr als zwanzig Jahren zur ersten Nummer des *kürbiskern* führte, heute nicht vielleicht nur noch eine linke Sentimentalität? Eine Illusion? Wer, außer den in den jeweiligen Heften abgedruckten Autoren, wartet heute eigentlich noch auf die vier mal 160 Seiten, die vollgepackt sind mit Geschichten und Gedichten, mit Essays und Dokumentationen? Wer braucht so etwas?

Gibt es vielleicht bei vielen Käufern und Abonnenten des *kürbiskerns* auch so etwas wie eine sentimentale Solidarität und Kollegialität gegenüber einer Redaktion und einem Blatt, das einmal als linkes Exponat innerhalb einer Aufbruchsbewegung verstanden und gebraucht wurde?

Aber müßte diese Zeitschrift, wenn es sie nicht schon gäbe, heute wieder begründet werden?

Am Beispiel einer Literaturzeitschrift, zumal einer mit einer solchen kultur-politischen Orientierung, wie sie der *kürbiskern* hat, läßt sich vielleicht ganz gut zeigen, was es mit Wandel und Wende auf sich hat – und ob aufklärerische Intentionen zugleich auch schon ihre Legitimation bedeuten.

Worauf stützt sich das Vertrauen, daß Literatur, also auch Literaturinterpretation und -analyse, immer und in jedem Falle ein wesentliches Anliegen der Menschen auf dem Weg zur Welterkenntnis berührt?

Zeigt sich angesichts des heutigen Zustandes der Welt nicht gerade das Versagen nicht nur der Literatur, sondern der ganzen Kunst und Kultur?

Was bedeutet denn noch ein abgedrucktes Gedicht auf dem Hintergrund einer globalen Bedrohung?

Geht es jetzt nicht vor allem um die Luft, die wir zum Atmen brauchen? Vermag eine noch so aufklärerische und der Humanität verpflichtete Literatur-

zeitschrift angesichts der waffenstarrenden Welt überhaupt noch anderes als Drittrangiges zu vermitteln?

Mir sitzt Tschernobyl noch „in den Knochen“. Mich verläßt die Angst vor der lebensbedrohenden Rüstung nicht mehr. Wem will ich da mit einem Essay über Börne kommen? Den über zwei Millionen Arbeitslosen? Den neuen Analphabeten? Jenen, die durch das sogenannte soziale Netz gefallen sind? Im Januar steht eine Bundestagswahl an. Hat die Entscheidung, die uns dort abverlangt wird, irgendwas mit Kultur zu tun? Mit Kunst, mit Poesie gar? Das ist nur schwer zu sehen.

Wenn so ein Zusammenhang aber kaum zu sehen ist, warum dann festhalten an einem Anspruch, der ja in der Geschichte nie durch ein direktes Erfolgslebnis bestätigt worden ist. Oder wo und wie ist der Anteil etwa von Literatur an den politischen, gesellschaftlichen Prozessen – Katastrophen und Errungenschaften (?) – in der Geschichte? Hat die „Entpolitisierung“ in den 80er Jahren nicht vielleicht sogar der Kunst wieder neue Freiräume geschaffen? Kann angesichts unserer Erfahrungen in und mit der politischen Realität Literatur noch etwas anderes sein als ein Beitrag zur Fluchthilfe? Schafft Literatur (Kunst) überhaupt noch einen Zugang zu den aktuellen Problemen?

Ist es nicht geradezu naiv und weltfremd, die aktuellen Probleme (Hochrüstung, Arbeitslosigkeit, Hunger, Kernkraft) auch mit Literatur angehen zu wollen?

Steht also so viel und so Grundsätzliches zur Debatte, daß demgegenüber Literatur (und die Kunst insgesamt) kaum noch Bedeutung hat?

1975, zum 10jährigen kürbiskern-Jubiläum, schrieb Erich Fried ein „kürbiskern“-Gedicht.

Name  
von wem genannt?  
Kern  
unter vielen Kernen  
Geworfen  
gepflanzt  
bestellt  
Was geht auf?  
Was geht unter?

Was aufging in zehn Jahren  
das ging in der Welt auf  
die alt und jung wird  
im Auf und Ab dieser Jahre

Wer zählt die Kerne?  
Wer liest sie?  
„Vögel unter dem Himmel  
kommt und hilft mir lesen!“

Gelesen  
gezählt  
gewogen:  
  
Von Verboten befreit  
Bedroht  
von neuen Verboten  
  
Abgeleugnetes  
anerkannt  
aber noch immer  
von den alten Kämpfern  
bekämpft:  
„Der Schoß ist fruchtbar noch ...“

Hoffnungen  
endlich erfüllte:  
Vietnam  
Kambodscha

Und unverhoffte:  
Portugal  
Griechenland

Und Chile:  
ein Schleier von Blut  
vor künftiger Hoffnung

Aber: mehr Neues  
Nicht Ende der Schwierigkeiten  
doch Anfang der Möglichkeiten  
Anfänge der Geschichte  
der Menschheit

Hier gespiegelt:  
Heut mehr Anfänge  
als vor zehn Jahren

Manchmal Fehler  
(eingestandene oder  
noch nicht eingestandene)  
Unrecht im Kampf um das Recht  
Recht im Kampf gegen Unrecht  
Älterwerden  
zu neuen Hoffnungen hin -  
zu lesen  
und nachzulesen

Wäre sein Gedicht, heute, gut 10 Jahre später, noch möglich? Ein Gedicht mit soviel kritischer Hoffnung – aber Hoffnung eben?

Monika Höhn  
Von selbst bewegt sich nichts nach vorn  
oder Literatur als Kampfansage

„Sag mal“, fragt mich meine 13jährige Tochter, „meinst du, daß bei uns auch eines Tages Bücher verbrannt werden können?“

Ihre Frage überraschte mich, auf alles andere war ich vorbereitet. Aber diese Frage nach dem Besuch eines Theaterstückes, das sie mit ihren Mitschülern in Köln gesehen hatte?

Später machte ich mich sachkundig. Ich las noch einmal nach: „Am Abend des 10. Mai 1933 bot der Opernplatz in Berlin einen an mittelalterliche Szenen erinnernden Anblick. Abgeschirmt durch einen Kordon von SA-Männern, brannten Flammen, die nicht gelöscht, sondern geschürt wurden...“

Und an einer anderen Stelle heißt es: „...um diese Zeit war die Ausschaltung aller dem Regime mißliebigen Künstler durch ein perfektes System von staatlichen und parteiamtlichen Kontroll- und Lenkungsmechanismen weitgehend abgeschlossen. Die zeitgenössische demokratische und sozialistische Literatur, auch die Werke ihrer nationalen und internationalen Tradition, waren in einer offiziellen „Liste schädlichen und unerwünschten Schrifttums“ erfaßt. Unter Strafe stand, diese Bücher zu „verlegen, verkaufen, verteilen, vermieten, auszustellen, anzupreisen, anzubieten oder vorrätig zu halten.“

„Weißt du“, sage ich später zu meiner Tochter, „schädliches und unerwünschtes Schrifttum... Die Zeit kann kommen, wenn wir nicht ganz gut aufpassen, daß den Herrschenden eine bestimmte Literatur nicht mehr in den Kram paßt und daß sie dann nicht nur von „Entartung“ reden...“

Unser Gespräch beschäftigt mich noch lange, und mir fällt meine eigene Geschichte ein. Wie hatte es denn eigentlich mit meinem Schreiben begonnen?

Ich gehöre zu denen, die noch nicht lange dabei sind. Ich denke, daß es ein Zufall war, der mich zum Schreiben brachte.

Die Erfahrungen im Kampf mit Industrie und Kirchenleitung als Pfarrersfrau in einem Arbeiterstadtteil wollte ich zunächst meinen Kindern aufschreiben. Wir hatten das Ruhrgebiet verlassen, meine neue Rolle als Hausfrau in einem kleinen oberbergischen Dorf machte mich von Tag zu Tag unzufriedener. Die Wut stieg in mir hoch, wenn ich an unsere alte Heimat dachte. Wir hatten die Ärmsten der Armen verlassen, die jungen und alten Arbeitslosen und unsere Ausländer.

Unsere jahrelangen Kampfansagen an Thyssen hatten offenbar nur wenig bewirkt.

Über Trauer und Wut griff ich zur Schreibmaschine. Einem kirchlichen Verlag war das „Eisen zu heiß“.

Mein erstes Buch erschien. Ich hatte selber nicht damit gerechnet. Es war zugleich eine Kampfansage an menschenunwürdige Lebensbedingungen in einem Arbeiterstadtteil unter Thyssens Herrschaft und eine Auseinandersetzung mit meiner Kirche.

Drei Jahre sind ins Land gegangen. Eine ganze Menge an Veränderungen hat es gegeben. Thyssen wurde (ganz gewiß nicht allein durch mein Schreiben) gezwungen, 280 Wohneinheiten zu renovieren und modernisieren. Günter Wallraff zog nach Bruckhausen, in dem wir uns gerade „Luft“ gemacht hatten. Seine Reportage entstand, sein Film-Verlag bat um meine Erfahrungen, mein Buch...

Ich selber ziehe „durch die Lande und über die Dörfer“, werde von den verschiedenen Landeskirchen zu Lesungen eingeladen. Konnte ich etwas bewegen, sie aktivieren, sie aufschrecken, sie nachdenklich machen?

Inzwischen weiß ich, daß Schreiben in der Auseinandersetzung nicht nur mit den Betroffenen, sondern mit einer breiten Leserschaft etwas bewirken kann. Viele Briefe, die ich in den Jahren bekommen habe, beweisen mir dies.

Die rheinische Kirchenleitung wischt das Problem „Besetzung oder Nichtbesetzung einer Pfarrstelle“ in einem verelendeten Arbeiterviertel mit viel zuwenig aktiven Kirchensteuerzahldern nicht mehr einfach vom Tisch.

Das Problem „Kirche und Industrie“ habe ich zweifellos nicht gelöst, aber unsere Kirche weiß, daß ihr auf die Finger gesehen wird.

Ich wage mich an einen Folgeband. „Wie geht es nun weiter?“ fragen mich viele.

„Oberberg ist Hitlerland“ erfahre ich und weiß, daß Robert Ley ein treuer Sohn dieses „Homburger Ländchens“ ist. Da und dort stolpere ich – auch in meinem Dorf – über seine Wurzeln. Ich erlebe den Landesparteitag der NPD hautnah mit. Wir sind dabei von der Friedensinitiative Wiehl, unsere Gruppe wächst, die Arbeit in unserem ländlichen Bereich ist nicht einfach.

Über Lesungen in den unterschiedlichen Kirchengemeinden erfahre ich viel über deren Denkstrukturen. Wie könnte ich da etwas aufbrechen? Beim Unterschriften sammeln zum Krefelder Appell erlebe ich zunächst Ablehnung. Ein Jahr später unterschreibt der SPD-Fraktionsvorsitzende meines Dorfes. Schreiben und Handeln scheinen mir von Tag zu Tag wichtiger. Ich kann etwas bewirken! Die Sozialdemokraten kommen an den Beschlüssen unserer

tatsächlich kleinen Wiehler Friedensinitiative nicht mehr vorbei. Die SPD macht eine Buchbesprechung in ihrem Parteiblatt „Wiehler Ortsgespräch“. Im Nachbarort Nümbrecht brodelt es. Die Grünen lesen in meinem Buch etwas über ihre Geschichte. Eine kleine Geschichte, die mir eine Nachbarin meines Dorfes erzählt und die ich aufgeschrieben hatte. Sie wird zum Auslöser.

Die „Juden in Nümbrecht“ beschäftigen ihren Ort. Am 18. Juli 1942 wurden die letzten noch in der Gemeinde lebenden jüdischen Familien Bär und Herz nach Köln und anschließend weiter in die Konzentrationslager transportiert. Der 18. Juli 1986 sollte Anlaß sein, den Beschuß des Gemeinderates vom 19. November 1985 zu verwirklichen, die Querstraße zum Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus in „Meta-Herz-Straße“ umzubenennen. Dieser kleine Ort hatte begonnen, die Erinnerung an die Vergangenheit wachzuhalten.

„Der Stil der Autorin ist einfach, und das soll wohl auch so sein. Schließlich möchte sie möglichst viele Leser erreichen, damit Probleme, die zwischen den Menschen bestehen, besprochen und ausgeräumt werden können...“ So schreibt es ein Redakteur des „Waldbroeler Markttboten“. Und viele Leser schreiben mir und reagieren, konfrontieren mich mit Fragen wie: „Bringt dein Schreiben schon den Beginn von Veränderungen?“ oder auch: „Wird über die geltenden Normen und Regeln nachgedacht? Gibt es so etwas wie Ansätze für ein Geschichtsbewußtsein durch den Spiegel, den du den Leuten vorhältst? (In Siegfried Lenz: Der Geist der Mirabelle, dtv TB, gibt es eine wunderschöne Geschichte über die Bauerndichterin Alma Bruhn-Feddersen, die ihre erste und einzige Dichterlesung im Dorf hält und schließlich aufgibt, weil die Leute nur nach platter Faktizität fragen und dichterische Überhöhung verständnislos abwehren.) Bist du so eine Art Dorfschreiberin, Dorf-dokumentaristin geworden, die das Leben dadurch aufwertet, daß sie es für veröffentlichtenswert hält?“ An einer anderen Stelle heißt es: „...du gehst damit ja auch ein unglaubliches Risiko ein. In einem Dorf mitleben, von den Leuten aufgenommen und akzeptiert zu werden, eine von ihnen zu sein, und gleichzeitig dich schreibend davon abzugrenzen, auf Distanz zu gehen, Strukturen herauszuarbeiten und Zusammenhänge herzustellen, die sie vordergründig nicht sehen...“

Viele Beispiele könnte ich noch nennen, um zu belegen, daß Schreiben etwas bewirken kann. Und das in einer politischen Situation, in der unsere Uhr „kurz vor Mittag“ steht, ein Knopfdruck genügte..., viel Resignation in der Bevölkerung zu spüren ist, wie mir kürzlich ein Jugendlicher sagte. Dabei stimmt es doch gar nicht, daß unsere politische Thematik Frieden, Arbeitslosigkeit, Demokratie die Menschen nicht interessierte.

Bewußtsein, so denke ich, bringt Verantwortung. Und an diese Verantwortung zu appellieren, betrachte ich als meine Aufgabe. Ob mir das mit meinen einfachen Worten gelingt, weiß ich nicht immer. Aber mein wenig Schreiben zeigt mir, daß ich offensichtlich auf dem richtigen Weg bin in der ständigen Auseinandersetzung mit meinen Mitmenschen, die mir Mut machen und mich korrigieren. Und noch häufiger solidarisieren wir uns.

## Erasmus Schöfer

### Reminissenzen zu den Fragen des lesenden Herausgebers

Ein Text, drei Jahre nach dem ersten Heft des *kürbiskern* erschienen, klingt mir als Echo im Ohr, da ich des ermüdeten Herausgebers Fragen lese:

Dennoch, trotz der platten Thesen, der kurzatmigen Einlagen und des monotonen Geblöks, die es begleiten, wäre ein Achselzucken zuwenig angesichts des Leichenspektakels. Denn die Stimmung, von der es zehrt und die es nicht zu artikulieren vermag, sitzt tief. Die Schwundsymptome sind nicht zu leugnen. Nicht nur die aktuelle Produktion ist davon betroffen, die den Selbstzweifel zur dominierenden Kategorie ihrer Ästhetik gemacht hat. Unbehagen, Ungeduld und Unlust haben die Schreiber und die Leser in einem Grad erfaßt, der zumindest für die zweite deutsche Republik neu und unerhört ist. Beide haben auf einmal begriffen, was doch schon immer so war: daß das Gesetz des Marktes sich die Literatur ebenso, ja vielleicht noch mehr unterworfen hat als andere Erzeugnisse. Da sich aber die Herstellung von Margarine offenbar leichter monoplistisch verwalten läßt als die von Literatur, stellt eine solche Einsicht deren Betrieb direkt in Frage. Liefen schlucken liefern schlucken: das ist der Imperativ des Marktes; wenn Schreiber und Leser bemerken, daß, wer liefert, geschluckt wird und wer schluckt, geliefert ist, so führt das zu Stockungen.

Mit dem Beginn des Wende-Jahrzehnts las ich die folgende Nachricht aus der vergangenen Finsternis:

Wie oft zuvor, sah ich alles, womit ich mich befaßte, als eine einzige zusammenhängende Anstrengung, die Behindrungen zu überwinden, und hier bestanden keinerlei Widersprüche zwischen politischen und künstlerischen Handlungen, jedes Ausdrucksmittel diente der Möglichkeit, zu verstehn, zu urteilen, zu verändern, Bischoffs Reise, Hodanns Kampf gegen die Krankheit, Rosners Geduld, die Bemühungen meines Vaters, die Würde seiner Arbeit aufrechtzuerhalten, Stahlmanns Großzügigkeit, mit der er mich, um mich in meiner eignen Suche zu bestärken, in seine Träume sehn ließ, Funks, Arndts Grübeln und Brüten über den Planzeichnungen eines Verbindungsnetzes, und all das, was drüben, im Land, wie wir sagten, in den Höhlen entworfen wurde, es gehörte jener Gemeinschaft an, in der nicht nach der Art, sondern der Zielrichtung unsres Tuns gefragt wurde, und in der das Durchhalten der vielen, das Beste, was ein jeder zu leisten vermochte, den untrennabaren Wert ausmachte. So legten wir, in unsren kleinen Gruppen, vielleicht den Grund zu dem, was sich Münzenberg als Kulturrevolution vorgestellt hatte.

Belehrt von Leben und Lesen, schrieb ich selbst in diesen Jahren wilderer Bedrohung:

Aber sind nicht die Flammengarben, wie sie da heraufschießen in die Rauchwolken, mehr noch als die unmittelbare Gefahr: Vorzeichen, Signale für die angedrohte Verwüstung des menschlichen Lebens, das sich freier und schöner entfalten will? Eines Lebens, wie es Sotiriá verwirklichen wollte, und wie sie es eben noch in ihren Gesprächen überlegt und sich ihm angenähert haben?

Die Flammen der Brandstifter entzünden von neuem seine Empörung. In hilfloser Wut beißt er seine Fingernägel. Daß die eben erlangte Ruhe und Zuversicht nicht wahr sein soll, in diesen Feuern verbrennt, widerlegt wird! Er weigert sich,

das hinzunehmen, wehrt sich mit seiner Wut gegen den Beweis für die schreckliche Kraft der Zerstörung, die mit ein paar benzingetränkten Lappen die mühevollen Menschenwerke vernichten kann.

Dieser Schmerz über das nicht umkehrbare Mißverhältnis zwischen der gewaltige Anstrengung des Aufbaus und der geringen Energie, die nötig ist, das der Natur Abgerungenen wieder ins Chaos stürzen zu lassen. Wie entwickelt schon wäre die menschliche Gattung in ihrem Erdhaus, brauchte es zum Einreißen ihrer Werte wenigstens die gleiche Kraft wie zum Erdenken und Bauen? Wie viel Zeit und Mühe angewandt, den Fels auf den Berg zu schleppen, und wie locker, nur angetupft, rollt er hüpfend, von den Naturkräften beschleunigt, wieder hinab. Welch Mut der Hoffnung in diesem Sisyphosmenschen.

Ein Telegramm aus der Geschichte – geträumt? gewußt? erhofft? – für meine Kinder, in die Angst der Welt:

#### *Nachricht von Sisyphos*

Gewisse Erleichterung deutlich.

Der Fels nutzt sich ab, ist tragbar geworden.

Rollt nicht mehr bis ins Tal.

Öfter finde ich ihn in halber Höhe des Bergs.

Steigt sich besser jetzt, kann ausschaun.

Bei klarer Sicht Ausblick in das Jahrtausend,  
da ich den Stein zum Gipfel trage und er,  
vom Wind erfaßt, als Staubkorn davonfliegt.

Also schreibe ich und lebe, ums Erkennen, ums Fortschreiten, ums Überleben. Mit einer verzweifelten, realistischen, kämpfenden Hoffnung. Also lese ich von den verzweifelt, realistisch, kämpfend Hoffenden. An jenem Ort, den der Herausgeber, ermüdet, bezweifelt.

Text 1: H. M. Enzensberger, Kursbuch 15, S. 188. 1968

Text 2: Peter Weiss, Ästhetik des Widerstands, S. 113 (Bd. 3, 1981)

Text 3 und 4: Verfasser, „Tod in Athen“, S. 421 und 5, 1986

## Rudi Strahl Probe aufs Exempel

### Monologstück

Die Szenerie: ein Auditorium mit mehreren Stuhlreihen, Rednerpult, Kartentänder und Tafel; zu mußmaßen wäre der Versammlungsraum einer Gastwirtschaft. Zwei kümmerliche Lorbeerbäume, ein Fetzen Girlande, ein bunter Lampion – Überreste einer bescheidenen Festlichkeit – nehmen sich zwischen dem abgebrauchten Miliar eher trostlos als schmückend aus. Die Stühle, deren einer umgestürzt liegt, sind und bleiben leer; ihre Anordnung sollte jede vordergründige Beziehung zum eigentlichen Zuschauerraum vermeiden (später wird es Sache der Regie und des Schauspielers sein, sie nach Bedarf herzustellen). Darzustellen ist ein Durchschnittsmensch, der aus Angst und Empörung Ungewöhnliches versucht und über den Konsequenzen seines Tuns den Verstand verliert. Es ist anzunehmen, daß der Zerfall seiner Persönlichkeit längst vor dem jetzigen Geschehen begonnen hat; zu ahnen sei das erst im Verlaufe des Spiels.

Unerheblich bleibt, ob das Publikum die behauptete Tat für möglich oder für eine fixe Idee des Protagonisten hält; die beabsichtigte Wirkung soll sich vor allem aus den Fakten und der Darstellung ergeben.

1

*Abend. Die Stuhlreihen im Halbdunkel, das Rednerpult grell beleuchtet.  
Der Redner tritt auf. Er ist schlicht gekleidet und von linkischem Wesen: ein Mann, dem öffentliches Auftreten kaum gewohnt scheint. Er trägt eine unauffällige Reisetasche und eine zusammengerollte Weltkarte bei sich.  
Das grelle Licht trifft ihn wie ein Schuß. Einen Augenblick bleibt er still stehen, blinzelt hilflos, vermag vom Auditorium nichts zu erkennen, deutet dennoch eine unbeholfene Verbeugung an, richtet sich rasch wieder auf und entdeckt dabei das Rednerpult, hinter welches er gleichsam flüchtet. Er stellt die Tasche behutsam neben das Pult, lehnt die Karte gegen den Ständer, holt ein Manuskript und eine Brille hervor, setzt diese auf, kann damit erst recht nichts erkennen, schüttelt unglücklich den Kopf, nimmt die Brille wieder ab und blickt verstört seitwärts ins Leere (bzw. ins tatsächliche Publikum). Leise, stockend.*

Verzeihung, ich bin wie blind. Das Licht – falls es ein wenig zu mildern wäre? (obgleich es unverändert bleibt): Danke. Danke sehr. Nur vielleicht noch etwas geringer. Oder heller im Saal. Ich erkenne gern, wen ich vor mir habe.

Aber bei Ihnen weiß ich's ja: die Presse, die Weltpresse – Auge, Ohr und Stimme der Menschheit!

Das soll keine Schmeichelei sein. Kein Versuch, Sie für mich einzunehmen. Was heißt auch: für mich? Hier geht es allein um die Sache. Welche Anmaßung sonst ...

Ihnen allen, meine Damen und Herrn, habe ich mich schon einmal zu nähern bemüht, schriftlich sogar, doch ungeschickterweise in der wohl schwächsten

Form moderner Kommunikation: mittels eines hektografierten Briefes. Ich sehe – ich ahne, Sie lächeln. Ein hektografiertes Schreiben: wer liest schon dergleichen?

Zudem jagten damals Ereignisse von Belang einander. Da geht maches unter. Und was einem nur bloß vervielfältigt mitgeteilt wird ... haben Sie Nachricht mit meiner Einfalt. Und meinem Zorn dann. Ja, ich zürnte Ihnen. Aber wenn man eine Ungeheuerlichkeit entdeckt, sie der Welt zu Bewußtsein bringen will und auf nahezu siebenhundert Briefe niemand reagiert, da zweifelt man doch am journalistischen Gewissen! Mutmaßt Feigheit, Opportunismus, Korruption!

Entschuldigen Sie nochmals. Später begriff ich: es passiert einfach zuviel Ungeheuerliches. Das können selbst Sie nicht alles verwerten – nein: anprangern, brandmarken. Auch hatt' ich mich sicher nicht eindringlich genug artikuliert, Sie mangels stilistischen Vermögens nicht überzeugt, welche Verantwortung in dieser Frage gerade auf Ihnen lastet – heute übrigens noch mehr als damals. Desto froher bin ich über Ihr Erscheinen.

*Er verbeugt sich ungeschickt. Sein Versuch, die vermeintlichen Anwesenden zu erkennen, scheitert abermals.*

Daß ich Sie ausgerechnet nach Brüssel gebeten habe, begründet sich aus der zentralen geografischen Lage: einer Metropole im Herzen Europas. Auch vertreten viele von Ihnen ohnedies hier ihre Redaktionen und Sender, sind vor allem außenpolitisch tätig und mit der Weltsituation vertraut.

Wenn ich nur bitten dürfte, mich einstweilen nicht zu unterbrechen. Ich bin kein geübter Redner, rede überhaupt ungern vor so zahlreichem Publikum. Dennoch muß ich den damaligen Vorgang in Ihr Gedächtnis rufen, Ihnen Motiv und Resultat meines späteren Handelns erläutern, das Wesentliche zur jetzigen Absicht sagen, ein wenig wohl auch über mich selbst ...

Doch nein, wozu das? Statt meiner könnte ja jeder Beliebige hier stehen, jeder Durchschnittsmensch von einiger Sensibilität, Intelligenz und Beharrlichkeit – gleich welcher Herkunft, welcher Hautfarbe, welchen Geschlechts, gleich auch, welcher religiösen oder politischen Überzeugung, sofern diese nur humanen Geistes wäre. So muß ich Sie nicht einmal mit meinem Namen, meiner Nationalität behelligen. Im Vertrauen: bei Bekanntwerden der nunmehrigen Umstände hätte ich mit Schwierigkeiten zu rechnen, ja, mit erbarungsloser Verfolgung. Und ich bin keine Kämpfernatur.

Bitte, nehmen Sie das nicht als Koketterie. Schon im Alltäglichen war ich stets von Ängsten geplagt, wagte kaum einmal Widerspruch, geschweige denn Aufsässigkeit – aber ich schweife ab. Vom Persönlichen vielleicht nur soviel, daß ich ohne besonderen Ehrgeiz Physik studiert habe und im Facharchiv eines Forschungsinstituts beschäftigt bin. Ein dienender Bruder im Tempel der Wissenschaft ...

Zur Sache. Sie begann – für mich jedenfalls –, als ich den Mitschnitt einer Fernsehdiskussion auf ihren archivarischen Wert hin zu prüfen hatte. Das gehört zu meinen Obliegenheiten – immer dann, wenn Gelehrte von Rang an öffentlichen Debatten teilnehmen.

Hier war sogar Professor Teller zugegen; Sie erinnern sich: einer der Väter der Atombombe. Um diese grausige Waffe bewegte sich auch das Gespräch,

ein eigentlich unerhebliches, da außer Erwähntem nur einige Politiker und Militärs das Wort ergriffen. Aus dem Hin und Her bekannter Auffassungen ergaben sich keine wissenschaftlich interessierenden Aspekte, weshalb ich das Band bereits stoppen wollte, als Professor Teller in einem Nebensatz sagte: „Längst ist doch jeder drittrangige Physiker imstande, die Bombe zu bauen!“

*Er sieht auf, scheint auf eine Reaktion zu warten, ist irritiert über deren Ausbleiben; mit erhobener Stimme:*

Ich wiederhole: „Längst ist jedoch jeder drittrangige Physiker imstande, die Bombe zu bauen!“

Das bestürzt Sie, nicht wahr? Wie damals mich . . . Ja, ich war wie gelähmt vor Entsetzen. Aber die Politiker und Militärs schienen den verhängnisvollen Satz nur für ein Bonmot des großen Gelehrten zu halten. Ein General lachte sogar. Generäle, glaube ich, haben ein eigenartiges Humorverständnis.

Professor Teller jedoch neigt überhaupt nicht zu Späßen. Wegen keines noch so verblüffenden Scherzes wäre er bereit, seine wissenschaftliche Glaubwürdigkeit aufs Spiel zu setzen.

Also stand plötzlich eine Behauptung im Raum, die kaum Zweifel duldet. Sie ahnen das Eigentliche der Erkenntnis? Jawohl: die Bombe als individuelle Möglichkeit! Die Atombombe!

Nie habe ich das Wort vom Damoklesschwert mit stärkerem Schauder empfunden. Ich sah es in blitzender Schärfe über den Versammelten schweben – nein: über der Menschheit insgesamt! Aber die Herren vor den Kameras plauderten unbefangen weiter, just da über die Notwendigkeit, der Welt das Gleichgewicht des Schreckens zu bewahren! (verzweifelt): Wie das, wenn zum Bau der Atombombe wirklich jeder drittrangige Physiker imstande wäre?!? Es gibt deren hundertausende! (nach einer Pause, beherrschter, verhalten): In aller Bescheidenheit: ich bin einer davon: Und: ich habe die Bombe gebaut.

2

*Er richtet sich auf und blickt über die imaginären Zuschauer hinweg: ein Mann, dem Erstaunliches gelungen ist und der sich dessen wohl erst in diesem Augenblick gänzlich bewußt wird. Im Folgenden wirkte er gelöster, spricht flüssiger, bleibt jedoch weiter um Übereinstimmung bemüht:*

Hätte ich, hätte die Welt etwa warten sollen, bis es jemand aus Übermut tut? Aus verschrobenem Ehrgeiz, aus Langeweile, aus Haß? Ein Verbrecher vielleicht, ein Wahnsinniger? Die Bombe in solcher Hand: da erlebte das Übel mißbrauchbarer Macht seine furchtbarste Konsequenz. Und die letzte zugleich. Ich verabscheue Macht. Habe mich ihren Verlockungen stets widergesetzt: bei kindlichem Spiel, als Heranwachsender, im Beruf, in der Liebe, der Familie . . . Gewiß, da waren Enttäuschungen. Wenn man sich fortwährend bescheidet und fremdem Willen selbst dort gehorcht, wo dieser den eigenen vergewaltigt . . .

Genug des Persönlichen, Privaten. Sie sollten nur wissen, daß ich mir der moralischen Risiken auch dieser Sache bewußt war und bin. Daher meine Bemühungen um Öffentlichkeit, mein Appell an Sie.

Der erste, wie gesagt, blieb leider ergebnislos, obgleich ich die Behauptung Tellers mit der Aufforderung verband, ihre Weiterungen zu bedenken. Hieß das beiläufige Dahingesagte nicht, daß ein vermeintliches Machtmonopol jedem beliebigen Zugriff verfügbar sei? Aber niemand nahm das zur Kenntnis. Niemand! Daher der Gedanke, der verzweifelten Beschwörung die Probe aufs Exempel folgen zu lassen. Allerdings: Wollte ich mit dem Hektografierten damals nur auf die Ungeheuerlichkeit hinweisen: jetzt habe ich ein Signal zu setzen. Möge es jeden erreichen, dem das Schicksal der Welt am Herzen liegt. Aber jeden auch, der es leichtfertig oder bösartig gefährdet! Hoffnung den einen, Warnung den anderen –!

Ich weiß. Sie sagen das besser als ich. Aber sagen Sie es auch deutlich genug. Sagen Sie: da hat einer die Bombe, der niemandem Rechenschaft schuldet. Keinem Parlament, keiner Partei, keinem sonstigen Klüngel. Nur seinem Gewissen. Und wenn das zum Gewissen der Menschheit wird . . . Verzeihung, ich will Ihnen nichts diktieren. Was sollen auch große Worte. Zunächst bedeutet meine Tat ja nur, eine weltpolitische Fehlentwicklung ins Individuelle zu verlängern – ein eher absurder als erheblicher Vorgang. Aber sehen Sie . . . Augenblick.

*Er tritt zum Kartenständer, entrollt die Weltkarte, benutzt sie im Folgenden zum Zeigen:*

Solange allein die Supermächte über atomare Gewalt verfügten, blieb bei aller Gefahr eine gewisse Kalkulierbarkeit. Auch noch, als mit England und Frankreich zwei Staaten hinzukamen, die trotz vieler sonstiger Unvernunft zur Vorsicht im Gebrauch äußerster Mittel neigen – jedenfalls bei denkbaren Rückwirkungen für die eigene Existenz. Der Vorzug jahrhundertelanger Erfahrung im Spiel der Gewalten.

Wie jedoch steht es mit Israel, Südafrika, Pakistan, angesichts deren fortwährender atomarer Versuche kaum noch zu zweifeln ist, daß auch sie längst die Bombe haben? Ganz zu schweigen von Indien, von China: da räkeln sich Giganten! Selbst wenn Liechtenstein oder Monaco wollten –

Lachen Sie nicht, meine Damen und Herren. Ja, ich vermute wie Sie: Liechtenstein und Monaco werden verzichten. Das große Leben kleiner Fürsten bedarf keiner Kraftakte.

Aber wie, wenn demnächst eine außerstaatliche Organisation, eine beliebige Mafia die neue Möglichkeit entdeckte? Drittrangige Physiker fänden sich in Chicago wie auf Sizilien. Und seien Sie sicher, daß sich wissenschaftliche Naivität oder unbefriedigter Ehrgeiz vom organisierten Verbrechertum noch skrupelloser mißbrauchen ließe als vom blutfürstigsten Staatswesen.

Und vergessen Sie keinen Augenblick den beliebigen einzelnen! Einen wie mich – nur begabt mit cäsarischem Machtgelüst oder dem gewöhnlichsten kriminellen Charakter. Welche Möglichkeit man auch erwägt: die Welt ist erpreßbar geworden – jetzt wohl täglich in Ausmaßen, die seltene historische Augenblicke bislang dem entarteten politischen Genie vorbeihielten. Einem Nero, einem Napoleon, einem Hitler . . .

Als Sie auf mein Schreiben damals nicht reagierten, hoffte ich auf gewöhnliche Zeitgenossen – normal empfindende Leute, die wie ich die verhängnis-

volle Erklärung Tellers vernommen hatten. Auf ihr Entsetzen, ihr Begreifen, ihren Widerstand. Aber nicht einmal meine Kollegen im Institut schienen geneigt, über die theoretische Möglichkeit hinwegzudenken. Niemand außer mir überwand die Gleichgültigkeit, die solche Entwicklung überhaupt erst erlaubt hat. Von Anfang an! Hätte nach Hiroshima die ganze Menschheit aufgeschrien –

*Er schreit unvermittelt auf, erschrickt selbst darüber, verstummt beschämmt. Dann leise, bedrückt:*

Ich weiß, damals waren erst andere Mörder zu verurteilen. Aber ich fürchte, die vielfache Milde gegen deren Untaten war bereits ein Resultat der Bombe – ja, gleich der ersten. Wie alle Stupidität später Resultat der unzähligen Bomben, der noch ungebrauchten. Doch nun: meine! Endlich!

Endlich eine, die der Gleichgültigkeit ebenso entgegengesetzt ist wie der Bedrohung. Nicht Schwert, sondern Schild der sonst Wehrlosen. Bitte, sagen Sie das besonders deutlich. Nein – das wiederholte nur übliche Phrasen. Sagen Sie einfach ... (*nach kurzem Grübeln fast gleichgültig, nebenher:*)

Ach, Sie finden schon Argumente. Meins ist die jederzeitige Verfügbarkeit der Bombe. Denn darin ähnelt sie allen anderen: in der Verfügbarkeit vom Moment der Vollendung an. Und glauben Sie mir: Sie ist vollendet.

Das Beschaffen der Herstellunggrundlagen war kein Problem. Nichts, was da nicht schwarz auf weiß in jeder öffentlichen wissenschaftlichen Bibliothek nachzuschlagen wäre; manch Küchengeheimnis eines Fünfsternerrestaurants wird sorgsamer bewahrt. Ich fand die nötigen Daten um so müheloser, als ich sie über den Zentralcomputer unseres Instituts abrufen konnte; das dauerte nur Minuten. Zudem las ich die schon vor Jahren gedruckte Examensarbeit eines amerikanischen Studenten – populär ausgedrückt: eine Gebrauchsanweisung für Heimbastler. Praktikabel, perfekt, funktionsgerecht.

Bei alledem wäre Professor Teller nur insofern zu korrigieren, als unter solchen Umständen bereits ein simpler Ingenieur, ein gewöhnlicher Handwerker zum Bau der Bombe imstande wäre.

Allerdings verschwieg Teller – oder ließ es doch unerwähnt –, daß die Realisierung des Projekts eigentlich erheblicherer materieller Mittel bedürfte, als sie unsreiner zur Verfügung hat. Man benötigt etwa drei Kilo reines Plutonium. Ich hoffe, Sie lassen sich durch die geringe Mengenangabe nicht täuschen. Noch wird das Material nicht auf freiem Markt gehandelt; seine Herstellung ist technisch aufwendig und kostet Millionen – je nach Währungsstabilität ein paar mehr, ein paar weniger, aber immer: Millionen. Woher nehmen, wenn nicht stehlen?

Ich stahl. Nein, nicht das Geld; selbst das hätte wohl kaum so rasch ermöglicht, irgendwo in der Welt Gewinnungsanlagen bauen zu lassen. Ich stahl das Plutonium.

Fragen Sie bitte nicht, wie. Die Darstellung dieses Vorgangs würde vom Eigentlichen ablenken; auch fehlt mir der Ehrgeiz, als besonders begabter Dieb in die Kriminalgeschichte einzugehen. Obgleich dieser Diebstahl nicht einfach war; Plutonium wird schärfer bewacht als die britischen Kronjuwelen. Zudem die unvermeidliche Strahlung ...

*Er stockt unwillkürlich. Sein flüchtiger Blick zur Tasche verrät Unbehagen.*

Gleichviel, es gelang mir. Einem Nächsten wäre das kaum noch möglich, denn meine Tat – wiewohl nirgends publiziert – erzeugte Unruhe und noch schärfere Bewachung entsprechenden Materials. Schon das ein Gewinn: wenn wenigstens kein Einzelgänger mehr die Chance hätte ... Ich hatte sie, nützte sie. Der Rest war lachhaft einfach. Verstehen Sie: die Atombombe als solche ist ein viel primitiverer technischer Gegenstand als etwa die Dampfmaschine, der Reißverschluß, eine Handgranate. Zur Auslösung einer nuklearen Explosion kommt's ja nur darauf an, zwei ungefähr gleichgroße Mengen Plutonium – je drei Pfund – rasch genug zusammenzuführen. Wie wenn Halbwüchsige mittels Karbid und Wasser eine verschlossene Flasche zur Detonation bringen. Hier nun statt dessen: Plutonium. Ein banales Ungefähr der Mengen, ihre jähre Vereinigung –

*Er klatscht die Hände zusammen, triumphierend:*

– und es knallt! Nur lauter, viel lauter ...

Jawohl, das war schon die Bombe. Das wäre sie gewesen: ein Feuerball, die Wolke, der Pilz. Ascheregen, Staub, Strahlung –

*Wieder sein Blick zur Tasche, Unbehagen, über das er sich rasch hinwegzuspülen trachtet:*

Alles, wie sich's gehört, wissenschaftlich gesehen. Eine ganz normale Atomexplosion – etwa von der Gewalt, die Hiroshima zerstörte.

Gewiß, eine bescheidene Bombe. Nach heutigen Maßstäben kaum der Rede wert –

– ließe sich ihre Wirkung nicht beliebig vervielfachen. Mit billigstem Wasserstoff, dem unsere drei Kilo Plutonium dann einfach als Zünder dienten. Bei geringstem weiterem Aufwand also: eine Kettenreaktion unvorstellbaren Ausmaßes. Damit könnte man jedes Land, jeden Kontinent von der Welt fegen. Ein Kinderspiel – auch mit meiner bescheidenen Bombe.

Was rede ich. Doch so die Potenz, die erreichbare. Der optimale Effekt. Wenn Sie dazu noch Fragen hätten –?

3

*Beim kurzen Aufblicken scheint er kaum noch bemüht, die vermeintlichen Zuhörer auszumachen und deren Fragen abwarten zu wollen. Nach knapper Pause nachsichtig weiter:*

Nun ja, Gegebenheiten solcher Größenordnung sind wohl doch nicht so rasch zu erfassen – nicht von gänzlichen Laien. Ich verteile nachher einiges schriftliche Material; diesmal, hoffe ich, werden Sie es auch hektografiert zur Kenntnis nehmen. Die technischen Details sind mit exakten Quellenhinweisen versehen – falls jemand meine Ausführungen bezweifelt.

Wie meine Frau, meine Kinder, meine engsten Freunde und Bekannten – damals, als ich drauf kam. Als das Entsetzen über Tellers Behauptung noch wie Feuer in mir brannte. Aber beinahe mehr noch entsetzte mich die Abneigung der Meinen, das drohende Künftige überhaupt begreifen zu wollen. Je öfter, je eindringlicher ich es ihnen faßbar zu machen versuchte, desto abweisender reagierten sie – meine Angst, meine Empörung wie eine fixe Idee betrachtend. Und wie einen Kranken mich.

Nach quälenden Auseinandersetzungen trennte ich mich von ihnen – ja, von allen. Auch kündigte ich im Institut, nachdem mein Versuch, wenigstens bei Kundigen Gehör zu finden, auf ebenso taube Ohren stieß wie bei zuständigen Behörden, von denen sich eine nach der anderen als unzuständig erklärte. Was ich zum Anlaß nahm, die Aufhebung meiner Staatszugehörigkeit zu beantragen. Auch trat ich aus der Kirche aus, nachdem ich beim Erzbischof vorstellig geworden war und nur die Versicherung erfahren hatte: ohne Gottes Willen fiele kein Sperling vom Dach. Wie auch, wenn er zuvor verglüht?! Verarscht?!

Das nebenbei. Wichtiger war mir ohnehin, den internen und äußeren Freiraum für mein Vorhaben zu finden. Wer hat schon das Gemüt von Politikern und Militärs, bei solcher Verantwortung ein scheinbar normales Leben zu führen?

Der lachende General damals: gewiß ein zärtlicher Gatte, ein liebender Vater, Tierfreund vielleicht oder klassischer Musik zugetan – und dennoch bereit, jederzeit auf den Knopf zu drücken. Er bestätigte das ausdrücklich auf eine Frage des Moderators, wiewohl jetzt allen Ernstes und nicht ohne Stolz.

Das, glaube ich, war der eigentliche Anstoß zu meinem Entschluß, die Bombe zu bauen.

Aber was ist eine Bombe ohne Rakete – jenes eigentlich noch primitivere, seit den alten Chinesen nur zu teuflischer Präzision entartete Mittel zum Zweck, die Katastrophe an jeden gewünschten Ort zu transportieren? Dafür hätten – eigentlich – schon meine bescheidenen drei Kilo Plutonium einer bedurft, die von gigantischen Ausmaßen wäre. Stehlen auch sie? Wie das: bei -zig Tonnen Gewicht und einer mindestens sechsköpfigen Bedienungsmannschaft, kommandiert von einem gewiß heldischen jungen Leutnant?

Dennoch erwog ich, einen solchen für mich zu gewinnen.

Gleich der dritte, dessen Bekanntschaft ich suchte, schien dem Vorhaben zugegan. Er fühlte sich bei der letzten Beförderung übergangen, litt zudem an Liebeskummer und hätte am liebsten sowieso die ganze Welt nebst einer treulosen Braut in die Luft gesprengt. Schon nach der zweiten Flasche Schnaps beklagte er, nicht Pilot eines Atombombers zu sein – eines der vielen, die Tag für Tag die Erde umkreisen. Da hätte er sich einfach nebst Flugzeug und Ladung aufs nächste Kernkraftwerk gestürzt. Wobei übrigens haargenau derselbe Effekt zustande käme wie vorhin demonstriert: zwei ungefähr gleichgroße Mengen spaltbaren Materials, ihre rasche Vereinigung, die Explosion – deren wirkliche Ursache so rasch kein Oberkommando begreifen würde. Vermutlich hielte man sie für einen Erstschlag des Gegners und schläge sofort zurück: die Weltkatastrophe aus Liebeskummer!

Gewiß nicht der einzige denkbare banale Zufall. Auch jener nicht, der meinen jungen Helden mit seiner Rakete auf die treulose Braut und seinen Nebenbuhler hätte schießen lassen. So verzichtete ich auf den ursprünglichen Plan, um nach einer besseren Lösung zu suchen. Und ich fand sie.

Bitte, geben Sie jetzt genau acht. Ich erkläre Ihnen ein physikalisches Phänomen – höchst einfach auch dies und speziell geeignet für meine Absicht. Gemeint ist der Nuclear Electromagnetic Puls.

*Er wendet sich der Tafel zu, greift zur Kreide und schreibt links oben in die Ecke (N) EMP:*

Hier die Formel. Sie bezeichnet eine Möglichkeit, die traditionelle Atomstrategen mit äußerstem Unbehagen aus ihren Erwägungen verdrängen, ja, die einander nicht einmal gegenseitig damit drohen.

*Haben Sie Nachsicht mit meinem zeichnerischen Unvermögen; das hier – Er skizziert am unteren Tafelrand die Silhouette einer Großstadt:*

– soll eine Stadt sein. Nehmen wir an, die Hauptstadt einer Weltmacht. In ihr laufen die Fäden der Infrastruktur zusammen, und ich sage gleich: die elektronischen Fäden – um so feiner gesponnen, je höher die allgemeine technische Entwicklung ist. Im Zentrum haben wir den Sitz der Regierung, unweit davon den Generalstab – strategisch ein Leichtsinn, doch menschlich verständlich: mit allem, was zählt, dem Mittelpunkt nahe zu sein, teilzuhaben am brodelnden Leben, solange das noch halbwegs sicher scheint. Mächtige sind Optimisten.

Natürlich ist vorgesorgt, notfalls alles, was zählt, zu evakuieren – von den Millionen Einwohnern mal abgesehen. Aber die Auserwählten dann: rasch hinab in die Erde, die Bunker tief drunten. Da ist längst eine zweite Welt: betont für die Ewigkeit, ausgestattet mit allem, was man zum Leben braucht – zum Überleben auf Jahre, auf Jahrzehnte; auch das beweist Optimismus. Und natürlich sehr viel geringere Furcht der Betreffenden; ihre Flucht ist perfekt organisiert und dauerte gewiß nur Minuten.

Aber der elektromagnetische Puls ist schneller! Er wirkt im Sekundenbruchteil und macht jede Rettungsaktion unmöglich. Wofür ich meine Bombe nur aus irgendeinem verlassenen Hinterhof eben dieser Hauptstadt ein Stück in die Luft zu schießen brauchte. Noch wäre ja Luft. Meinetwegen auch Smog. Eine Rakete braucht lächerlich wenig Sauerstoff.

*Er bezeichnet einen Punkt in der Stadtsilhouette, zieht von von dort einen Pfeil nach oben, wie nebenher.*

Ach ja, die Rakete. Nun doch eine. Aber zu erwähntem Zweck genügt schon ein Drainagerohr von zwölf Zentimetern Durchmesser, versehen mit einem Treibsatz, dessen Bestandteile in jeder Drogerie zu haben sind. Die Zusammensetzung fand ich in einem ehrwürdigen Lehrbuch der Chemie, von neunzehnhundertdreizehn, glaube ich, doch schon da gestützt auf theoretisch gesicherte Erkenntnisse und praktische Erprobung.

Mit solcher Rakete ist natürlich kein Staat zu machen. Ein geradezu absurdes Monstrum, doch absolut hinreichend, die Ladung in drei, viertausend Meter Höhe zu befördern. Da nützt kein Radar, kein Frühwarnsystem; wahrscheinlich mutmaßte man bei der Winzigkeit des Flugkörpers nur ein kleines militärisches Übungsmißgeschick. Dergleichen passiert öfter; da alarmiert man noch nicht mal den Staatschef. Und selbst wenn: Er hätte sich kaum aus dem Sessel erhoben, da platzt schon die Bombe. Rums –

*Er skizziert über der Stadt eine Explosion:*

– der Feuerball, die Wolke, der Pilz ... doch sonst scheinbar nichts. Keine Vernichtung hier unten, kein Druckwellentoter, kein Strahlungsopfer, ja, bei halbwegs günstiger Luftbewegung nicht einmal Langzeitfolgen im betroffenen Raum. Atomexplosionen wirken lediglich nach den Seiten und nach

oben. Nur der (N) EMP auch nach unten – ein verblüffend geringfügiger Effekt.

Ich weiß; spätestens jetzt drängt sich Ihnen die Frage auf: wozu denn das alles, wenn Menschen und Dingen nichts passiert?

Schon das kann man so nicht sagen. Aber das erste Opfer ist tatsächlich nur die Elektronik – die Mikroelektronik. Sie trifft ein Knockout, ein totaler. In einem Radius, der ziemlich exakt der Explosionshöhe entspricht. Hier wären das etwa dreieinhalb Kilometer –

*Er zeichnet den Radius ein:*

– also: die ganze Stadt. Die Hauptstadt, Herz und Nervensystem des betreffenden Landes: jäh gelähmt, ja paralysiert.

Da geht nichts mehr – nicht im betroffenen Raum, nicht darüber hinaus. Wie auch, wenn schlagartig alle Kommunikation zusammenbricht, Gas, Wasser und Strom versagen, der Verkehr zum Erliegen kommt ...

Bestimmt haben Sie Phantasie genug, sich das Chaos vorzustellen. Es multipliziert sich mit jedem Augenblick: ein negativer Netzwerk-Effekt. Gewiß, da wären mechanische Ersatz-Systeme – aber wer unter uns Zivilisierten ist noch imstande, aus Stahl und Stein Feuer zu schlagen?

Jetzt – den Atompilz über der Stadt – dürften Regierung und Generalstab wirklich einen Angriff des Feindes vermuten. Doch wie ihm begegnen? Die Alarmanlagen sind ja ebenso außer Betrieb gesetzt wie die Zünder der eigenen Raketen. Abgrissen auch jede Verbindung zu den Kampftruppen, den Verbündeten – und nirgends ein Meldereiter. Selbst das rote Telefon nur noch ein totes Requisit.

*Er schließt einen Moment die Augen, wie in Trance:*

Ich sehe den lachenden General in die Kommandozentrale stürzen: jetzt wenigstens den eigenen Schlag –! Aber wie besessen er auch auf den Knopf drückt: nichts röhrt sich. Nicht hier – doch vielleicht beim Gegner? Dessen Elektronik funktioniert ja noch, und natürlich haben seine Nachrichtendienste das Malheur längst geortet. Eine Gelegenheit –!

Dem General bleibt der Atem stehen. Tatsächlich, er röhrt – denn natürlich versagt auch die Luftzufuhr in der Zentrale. In allen Zentralen! Und in den Wänden aus Stahl und Beton kein Fenster, das aufzureißen wäre. Nicht zu öffnen die Schotten, die Schleusen ins Freie – genauer: ins Chaos draußen. Da wäre doch wenigstens noch Luft, noch Licht –! In den Bunkern ist Finsternis. Und nun auch: das Ende des Optimismus. Die Auserwählten wieder Menschen wie Sie und ich – fähig, Angst zu empfinden, zu schreien, zu wimmern...

*Er verstummt, schweigt kurz, dann wie erschöpft:*

– aber wohl nicht mehr lange. Man stirbt nur in größerer Sicherheit und bleibt bis ans Ende unter sich. Ich weiß, das ist kein Trost. Soll's auch nicht sein. Leid tut's mir allein um die anderen, die vielen. Denn gestorben wird überall, wenn auch zunächst nur in der betroffenen Hauptstadt.

*Er zeichnet flüchtig kleine Kreuze in die Stadtsilhouette:*

Auf den Straßen, in den Häusern, den Büros bricht sofort jeder zusammen, der einen Herzschrittmacher trägt. Und nirgends ein funktionierendes Telefon, rasch Hilfe herbeizurufen – wozu auch: in den Spitäler sind die techni-

schen Operationshilfen ebenso ausgefallen wie die Eisernen Lungen, die Diaysegeräte, die Bestrahlungsanlagen.

Untergrundbahnen, von keinem Computer mehr dirigiert, prallen reihenweise aufeinander; es bewegt sich ja keine Weiche mehr, wirkt nur noch die Gewalt verbleibender Eigenbewegung. Da zerstört es gleich Hunderte, Tausende. Die Radarschirme im Flugplatztower erblinden ... und schon stoßen startende und landende Flugzeuge über der Stadt zusammen, um brennend herabzustürzen. Überall Flammen, Brände. Gaswerke und Chemiefabriken explodieren, doch niemand erreicht mehr die Feuerwehr. Die Regulierung der Flüsse und Stauseen setzt aus; im Flutwasser ertrinkt, wer nicht verbrannt ist. Auch ist längst wilde Panik ausgebrochen und fordert Opfer über Opfer ...

Das alles nur beispielsweise. Des Unheils ist mehr. Es eskaliert wie jedes Unheil von einem Ausmaß.

Wie gesagt, ich bedauere das, aber dergleichen ist unvermeidlich. Sie verstehen: Ich muß ja ein Signal setzen!

Ich sage nicht, wo. Meine einzige Chance ist zuzuschlagen, wo immer ich will. In London, Paris, New York – mein Reisepaß ist in Ordnung, das Drainagerohr überall aufzutreiben, das Plutonium im Handgepäck transportierbar.

*Er greift wie unabsichtlich zur Reisetasche, läßt sie stehen, in jähem Einfall:*  
Wozu da überhaupt die Rakete? Ein Plätzchen im Flugzeug genügt: von hier nach irgendwo. Und dann nur das Augenmaß für die günstigste Höhe –! Ja natürlich! (lacht bitter auf): Ja natürlich: da gehe ich selbst mit drauf. Das war von Anfang an einkalkuliert, weil ich unter den gegebenen Umständen außerstande war, die nötigen Sicherheitsvorkehrungen zu treffen. Allein was die Strahlung betrifft –

*Er überwindet das Unbehagen vor dem Wort, nun eher belustigt:*

Hätte ich Sie vorhin per Handschlag begrüßt, wären auch Sie längst vom Tode gezeichnet. Wie ich! Weshalb ich rein zeitlich zu größerer Eile gezwungen bin als jede andere Atommacht (*stutzt, lauscht gleichsam der Behauptung nach*): Sagte ich: wie jede andere? So sprach ich unbedacht etwas aus, was mir Bescheidenheit nie auszudenken erlaubte. Aber da es nun einmal gesagt ist –

Ja, ich bin eine Atommacht. Wie jede andere. Weshalb ich denselben Respekt verlange wie jede andere. Nicht zuletzt von Ihnen, der Weltpresse –

*Er lacht höhnisch auf:*

– Auge, Ohr und Stimme der Menschheit! Entschuldigen Sie, daß ich lache, aber Sie glauben doch nicht im Ernst, daß meine Einfalt die Enttäuschung damals überdauert hätte!? Daß ich immer noch hoffte, Sie könnten Ihre dumpfe Apologetik überwinden und ein einziges Mal einfach der Vernunft das Wort reden?

O nein, meine Damen und Herren. Heute setze ich allein auf Ihre Sensationsgier und Ihre Angst um das eigene bißchen Leben.

Daß mir niemand zu nahe kommt. Oder zu fliehen versucht. Die Türen und Fenster sind gesichert; der Verhältnismäßigheit halber mit konventionellem Sprengstoff, aber tödlich auch der (*holt einen winzigen Sender hervor*):

Auszulösen mit diesem Spielzeug. Ein Knopfdruck genügt. Begreifen Sie: das Verhängnis ruht hier wie überall in einem einzigen Knopfdruck. Selbst wenn ich nur erschräke, nur versehentlich den Knopf berührte ...

Sie röhren sich nicht, das ist brav. So will ich in Ruhe meine Ausführungen beenden und Sie entlassen: in Ihre Redaktionen, Sender und Agenturen. Teilen Sie aller Welt mit, was Sie jetzt wissen. Erklären Sie den anderen Mächten meine Entschlossenheit, ihren Absichten zuvorkommen – als abschreckendes Beispiel, falls die Warnung allein nicht genügt.

Noch hoffe ich das. Wäre auch bereit, mich zu arrangieren. Nicht meinetwegen; Sie wissen, die Strahlung ... Aber meine Frau, meine Kinder, meine Freunde; selbst in ihrer Verblendung, ihrer Ignoranz ja Menschen, die ohne mich der Katastrophe hilflos ausgeliefert wären. Meine Angst, meine Empörung hat niemand begriffen. Doch meine Macht jetzt –

*Er nimmt die Tasche auf, sein Tonfall ändert sich, wird triumphierend:*

Professor Teller hat nie darüber verfügt. Nie selber. Ein Knecht nur des Todes. Und wie geringschätzig er das gesagt hat: „Längst ist doch jeder drittrangige Physiker imstande...“ Einstweilen wohl nur ich. Ja, ich! Und ich verlange –

*Er verstummt, denkt nach. Nach quälender Pause, mühsam, abgerissen:*

Nein, nicht nur die Sicherheit meiner Frau, meiner Kinder, meiner Freunde. Auch die Ihre: hier in Brüssel, in London, in Warschau, in Lissabon – überall auf der Welt! Und alles, was zu bewahren ist: der Eiffelturm in Paris, die Kinder in Obervolta, die stillen Nächte in Kareliens Wäldern ... die Sixtinische Madonna, die Völker Arabiens, der Kreml in Moskau, das Leben im Meer, in den Steppen...

Wie könnte ich alles aufzählen! Aber Sie ... – ich bevollmächtige jeden von Ihnen zu nennen, was ihm persönlich am Herzen liegt! Bemühen Sie Ihre Phantasie, Ihren Verstand, verlangen Sie alles – ja, alles! Nur das ist die Alternative: alles oder nichts!

Worauf warten Sie noch? Stürzen Sie schon zu den Telefonen, den Fernschreibern! Rasch!

4

*Jetzt irritiert ihn die Stille, die Bewegungslosigkeit im Auditorium. Er lauscht, kommt hinter dem Pult hervor, nähert sich den Stuhlreihen, entdeckt, daß sie leer sind. Kann es, will es offenbar nicht begreifen, hebt mechanisch den umgefallenen Stuhl auf, stellt ihn zurecht, verstört:*

Niemand? Wieder: niemand? Auch jetzt nicht?

Ja richtig, nicht heute. Erst morgen. Morgen kommen sie. Hören mir zu, stellen Fragen, machen Notizen, alarmieren die Welt ... Nur sollte ich's ihnen vielleicht anders sagen. Behutsamer, verbindlicher.

*Er verneigt sich vor den leeren Stuhlreihen, sehr höflich:*

Meine sehr verehrten Damen und Herrn, ich freue mich ...

*Er richtet sich auf, hart:*

Ach was: besser gleich die Drohung! Gleich: hier ist die Bombe – hier oder überall, wo ich sie platzen lassen will! Die jämmerlichste Atombombe der Welt, aber eben: sie! Und ich!

Nur darf ich nicht vorher schlapp machen. Die Strahlung ... – wenn ich schon heute dran verrecke –?

Doch dann: nicht ich allein. Nein: alle. Alle! Alle!

Oliver Behnssen  
Flug und mein Lied

Im Winter die Krähe,

die die vom Hunger landeinwärts  
getriebene Möwe von den Äckern  
und Wiesenstücken der Vorstädte scheucht.  
Aber auch Licht, Krähenlicht.  
Winterlich fahles Licht deiner Breitengrade,  
das im Süden länger und nicht nur  
für Krähe und Möwe heller  
und heilender brennt.

Krähe, die armen Menschen als karger,  
ruppiger Totenvogel erscheint.  
Die es jedoch,  
mit soviel schwarzer Symbolik  
vorschnell befrachtet, so gar nicht gibt.  
Sieht man genauer hin, sind es immer zwei,  
die auf kahlen, noch nicht ganz gefrorenen Äckern  
das Überleben in Liebe und kalter Zeit erproben.

Denn immer sind es zwei,  
auf halb verschneitem Acker,  
dreißig oder mehr Meter voneinander entfernt,  
die sich auf Steinwurf erheben.

Unvorstellbar auch für sie,  
Ersatz für eine  
von ihr unantastbar geliebte,  
verhungerte Krähe zu finden.

Unantastbar im Winterlicht:

Wenn die einzelne Krähe flach,  
im ruhigen Schwingen über Hügel, Wälder  
und Felder streicht. Optische Musik,  
Bewegung Bewegendes über Wäldern,  
wie du sie vorgibst zu hören oder zu sehen,  
jedoch nur, wenn du, armer Mensch,  
im Konzertsaal die Augen schließt.

So fliegt die Krähe  
über dich hin und weit von dir weg,  
immer schon Krähe, schon immer da gewesen,

fliegendes Metronom,  
elastisch den Wind  
in ihre vom Luftwiderstand in S-Form  
gebeugte Flügel zwingend,  
durch die vom ruhigen Takt ihrer Wünsche  
gepolsterte Luft, eher samten als frevelnd,  
genetische Weisheit im Wind,  
im Lento über deine Stadt

Als wüßte sie schon immer,  
fünfzehn Jahrmillionen, wohin.  
Fliegt über dich hin, als wäre es  
ihr Land, und nicht mein oder dein Land,  
du kühner, einem kleinen, schwarzen Vogel gegenüber,  
so ruhmlos verschlossener Betrachter.

Die Geometrie der Straßenzüge des Viertels,  
in dem du zufällig wohnst oder  
zufällig verzweifelst, zu beachten,  
in der Dämmerung die Lichter des Airports,  
obwohl sie gut sieht, kann sie nicht.

Fliegt. Kraftvoll sich hinaufziehend,  
taumelnd sich herabfallen lassend,  
im Slalom gegen die schneeigen Böen  
des Wintersturms.

Fliegt!

Im Flug, eher eine Versprengte,  
Einzelkämpfer im Sturm,  
in die immer gleiche Richtung taumelnd,  
dann wieder flügelschlagkräftig  
und wie lustvoll sich erhebend, Jubelflug  
in den für unsere Augen  
schon winternachmittags  
horizontlosen  
vom Schneesturm verdunkelten Himmel.  
Verschwindet, als wüßte sie schon immer  
wohin,  
in die vertraute Gefahr.

Fliegt  
in den vertrackt uniformierten  
kleinen Trupps  
von jeweils fünf, sechs,  
sieben, acht oder elf,

alle in die gleiche Richtung,  
dabei wie über kleinste Böen stolpernd  
oder vorsorglich seitlich abdriftend,  
gewohnt, Schrotgarben auszuweichen,  
Flug im Kampf,

Hochzug,  
Schwebe  
in die seitlich anströmende Gegendrift,  
Überlebensflug,

gelassener Abfall

in die gewußte Schwere  
ihres geflügelten Körpers,  
bedächtig spielender, glücklich tändelnder  
Flug im Strom.

Aber auch das ist Licht und Gedicht:

Wenn hundert oder neunundneunzig  
sich sammeln  
auf den Giebeln  
einer großen Kirche einer kleinen Stadt,  
ehe sie weiter nach Süden  
oder vielleicht schon wieder nordnordost,  
Nordnordwesten müssen,

präzises Signal,  
im Sturm erprobt,  
grdien,  
grdien,  
Fluglied  
ihres Lebens und Geliebtwerdens,  
sich betulich zukräichen,

Choräle, kleinodisch,  
hochschnarrend inbrünstige Oktaven,  
von keiner Orgel erreicht.  
Oder den wie in Flamingofedern  
langsam fallenden Liebesschrei,  
den Möwen ähnlich, uralte Bindung,  
Krähenmusik, freundliche Sterne,  
ihre hohen, heißen Lieder:

in ihren Gehörgängen,  
die Blätter des Johannisbrotbaums  
zwitschern durch eisigen Winterwind.

Über  
meinem weit geöffneten Fenster  
im heraufdrehenden Abend  
Krähen,  
in grotesk lustigen Schwüngen westwärts reisend,  
genauer, unverstellter Rapport,  
im Erkennen erkannte

Bären der Luft  
Jubelflug,

wie Ruhe feine Linien  
gleißenden Lichts auf ihren Flügeln,

absolutes

nicht delegierbares Licht:  
Wie Bewußtsein nur Durchgang,  
auch Abglanz des  
Feuerbogens  
der nicht mehr sichtbaren Wintersonne.

Über einen Vogel gekrümmt, mein Rücken,  
Regenbogen aus Fleisch und Flug?

Hier ist,  
auf der Erde, alles,  
wenn es nicht dunkler ist, im Blitz.  
Oder beschlossen in deinem Auge,  
das nicht mehr nach innen liebt.

Eckart Menzler  
Die deutsche Ziehung

Alleinsein schirmt dich traurig ab. Mein Darm funktioniert nicht richtig. Wenn ich unter Leuten bin, muß ich oft laut pupsen. Ich halte mich nun fern. Bis jetzt hielt ich mich an andere Frauen, denn ich fand bei mir nichts Eigenes. Als Kind, verwahrlost durch das stundenlange Starren meiner schläden Mutter bei Tisch, es konnte wirklich mehrere Stunden dauern, mußte ich mir am Boden einen Platz für die Hausaufgaben freischaukeln und den Klapp-tisch aufschlagen. Dann saß ich dort und starre wiederum bewegungslos auf meine Mutter, die sich nicht regte.

Ich brach alle Lehren ab, wollte Tischlerin werden, hatte aber keinen Körper, wollte drechseln lernen, hatte aber keine Wünsche, Ornamente waren mir fremd. Mein Körper war tot, aber ich heiratete. Die beiden Kinder beobachteten mich immer. Mein Therapeut schließt mit mir; ich hätte Außenbeziehungen nötig. Ich habe immer gefallen, ich war immer da, aber nichts war von mir. Selbst mein Kot gehörte nicht zu mir, gehörte meinem Mann. Wenn ich krank war, mußte ich den Stuhl in der Kloschüssel lassen, bis er ihn begutachtet hatte. Dann spülte er ihn runter. Ich trennte mich von Albert. Aber ich war bei allem tot.

Peter unterrichtet Technisches Zeichnen an einer Berufsschule. Er träumt mit geschmerztem Gesicht von alten Zeiten, als es noch die Fotozeitschrift MAGNUM gab und er Künstler werden wollte. Seine Psychotherapie begleitet er mit der Suche nach der reinen Geste, übt also bei Barbara Tai Chi. Braunes Haar, kurz mit grauen Einschlägen, braune Augen und packende Hände, die gelernt hatten mit Stoffen, Farben und Werkzeugen umzugehen. Sein Bauch machte ihm keine Sorgen mehr, und längst hatte er sich daran gewöhnt, zu anderen Menschen meistens in die Höhe sehen zu müssen.

Mit Peter führe ich gute Gespräche. Er kann zuhören. Er ist auch zwischen Pissem und Scheiße geboren. Eine fruchtbare Zone, in der Kinder das Licht der Welt erblicken. Bei seinen Einwürfen kann ich manches lernen. Meine kuriose Gedanken zwittrigkeit ist ihm unbeirrbare tröstliche Versicherung für Kurzweil. Wenn nicht nur ewig die einzige Frage wäre: „Was willst du eigentlich von mir!!!“ Es ist merkwürdig, was anderen Leuten bei mir auffällt. Ich meine, soll das heißen, daß die mich präzise ansehen? So genau betrachte ich niemanden. Ich guck halt, wer das ist, und dann weiß ich das in fünf Minuten für das ganze Leben; ob ich mit dem rede oder nicht. So schnell geht das. So ist das immer korrekt gelaufen. Ohne Schwierigkeiten. Manchmal haben die Männer gelacht. Ich sollte weniger voreilig sein, mir mal Zeit lassen zum Nachsehen und Nachdenken. Jeder hätte was Gutes an sich. Kann er ja haben, aber nicht bei mir. Solche Tugenden sind Extravaganzen, von denen ich nicht leben kann.

Ordentlichmachfritze Peter brüllt mir ins Ohr. Seine Freunde kommen nicht mehr zum Griechen, weil hier angeblich eine grunz-feindliche Stimmung herrsche, der ständige Zynismus würde die Leute brutalisieren. Hier könnte man seinen Mund nicht aufmachen ohne Gefahr zu laufen, gleich eine Ohr-

feige zu kriegen. Natürlich soufflierter Unsinn. Wenn Unterhosenbierlump Gerhard nicht da ist, herrscht Friede. Hier und da gibt's eine Watschen, wenn einer unhöflich ist, einen starken Stil redet oder Offenheit mit Frechheit wechselt. Nichts Schlimmes ist je an Anderstagen hier passiert. Unehre geschieht nur Berufsharmonierern. Und hier kann ich furzen. Arme, Alkoholiker, Ausländer, Asoziale interessiert das nicht. Nur bei euch wären wir längst in einer „Abteilung“ mit Ausgangssperren. Umhegt von allen und von niemandem geliebt. Sollen wir vor blöden Studentenbestien stramm stehen und uns das Ohr abreden lassen? Werdet mal ehrlich. Hier feiert keine Sprache, nichts Heiliges, hier sieht keine BILD-Zeitung zu, bei uns ist Ruhe. Hier schleichen wir mit selbsterhaltender Abneigung vor unserem Durchhaltehe- roismus.

Meine Zähne beißen mit fremdem Biß. Für einen Mundspengler aber habe ich kein Geld. Ich habe der Welt nichts entgegenzusetzen. Zarte Tränen wie ich suchen dann starke Männer. Wer kregelt in meinem Hirn? Rainer natürlich, armgewaltig, aber kaum beredt.

Mit Rainer habe ich dann Stadtzeitungen für den Handverkauf geholt, pro Mensch einhundert. Während des Stadtparkkonzertes hab ich sofort achtzig Stück verkauft. Und dann einen Haß bekommen. Ich sehe eben schmal aus, asketisch, gut, ich kann dafür nichts, da schwindet bei manchen Männern meine Attraktivität, dagegen habe ich auch nichts. Aber ich will in Ruhe gelassen, trotzdem respektiert werden. Den Willen habe ich zumindest, daß sich die Welt voll entfaltet, tapfer zu mir hält. So wie ich ein Recht darauf habe, daß die Welt real ist, mich in entfachter Bedrängnis wiedererfrischend zum Leben anstachelt. Nicht irgendwann verschwindet. Aber ein tiefenfälschender Wille hilft oft nichts, dann verfliegt auch die Sprache. Auf meinen Willen hin ist der Krieg in Vietnam oder Afghanistan nicht beendet worden, meine Welt kommt nicht vor, wie auch auf meine Unterschrift hin nicht das Berufs- verbot verschwunden ist.

Da kommt dieser Typ, gut gebaut und nicht blöde aussehend, sagt: Zwei Blatt, greift sie sich aus meiner Hand und verschwindet. Ich bin eine schlechte Frau, mir half immer nur Bauernschlauheit, Gewieftheit, Tücke, das für Männer Unerwartete, weil es so ist wie ihre Taktik auch, zu meiner Aufmerksamkeit aber hatte ich meine Seele hinzugeben, das war mir nicht anerzogen worden, aber es waren die einzigen Mittel, den männlichen Anstand zu parieren. Ich kann kämpfen! Ich hielt mit meinen Augen auf den Typ, wie eine Seglerin beim Mann-über-Bord-Manöver, und sah, wohin der Typ lief und sich hinsetzte. Er platzte sich zwischen zwei Vorstadtzutzeln, breitbrüstig und stirllos, wedelte dreist mit den Blättern zu mir rüber und verteilte sie dann gerecht an seine Schönen. Die Mädchen grinsten platt wie Balkonblümchen in einer Himbeerhecke, lernten bei solchen Idioten auch nichts anderes. Warum die bei denen bleiben? Weil es für die nichts anderes gibt! Das ist nicht allein Geldhirnigkeit oder sich sattleben wollen, das ist einfach mit seinen fatalen Mitteln in seinem Scheißleben zurechtkommen zu wollen.

Ich bin hilflos wütend hin zu Rainer: Mensch hör! – „Mach' ma' 'n Sport“, grummelte er zu mir hin. Ich bin eine kleine Frau. Ich lief zielstrebig wie eine Fährtenhündin vorneweg. „Kohle her!“ schrie ich schon von weitem. Das ab-

gezogene Nacktgesicht zitterte, die Sonne schien ihm schön ins Gesicht, ein ertappter Sünder mit goldenem Kopfskranz. Die kleinen Kleckslieschen sahen betreten zur Seite. Er hätte ja nur wechseln wollen, entschuldigte sich Bubi und nestelte an seinem Portemonnaie. Rainer entwand ihm das mit einem Griff. So was konnte ich nicht. „Wenn's nochmal vorkommt, dann gibt's auf die Birne, und zwar reichlich!“ gab er dem Hansel über die Schulter zurück. Mich entschädigte der völlig entsetzte Blick des Großstadtlehrlings für meine demütigende Niederlage. Die Schmach saß mir noch im Zwerchfell. Wir ließen unter fröhlichem Geldzählen und Gegiggere zum Griechen.

Ich hatte mich wieder auf die Kraft von Rainer verlassen. So ein muskelverplempernder Körper. Er sichert mich ab. Diese zarte Haut. Der überredete mit seinem Dasein, seiner Präsenz. Wenn der einfach da stand, dann machte kein flachbrüstiges und kleinmütiges Knallfritzchen seinen Mund auf. Keine nutzlose Geiststreichelei ging von ihren Mündern, die sonst das „Verschwinden des Subjekts“ predigten. Rainer hatte Momentum, Mana, Charisma, war eine starke Persönlichkeit, war authentisch und autonom. Daran war kein Zweifel. Ich aber war nur mundflott. Eine Cascadeurin des Einfalls. Er mochte das. Er konnte sinnentrückt über mich lachen, ohne mich zu verletzen.

Der brave und spröde Peter war geil auf Erfahrungen, die er selber wegen seiner Freiheit nie machen würde. Nur deshalb galt ich ihm was. Seine Welt war ordentlich. Mammi hatte ihm Maß und Satzlänge vorgekaut. Daran hielt er sich. Er wollte mir beibringen, daß ich in Ereignissen nur „dringesteckt“ hätte, also bewußtlos irgendetwas erlebt hätte (verraten Sie's bitte nicht, wenn ich jetzt schreie), weil ich keine Kategorien zur Analyse meines Selbst zur Verfügung hätte, erst dann wäre es Geschichte und Erfahrung. Haben Sie diese Verteidigung der Second-Hand-Erfahrung verstanden? Wiederholtes Lesen hilft nichts. Peter wollte mich aus der Welt haben. Entfernen, einfach weg tun! Wenn das sexuelle Moment nicht so gering gewesen wäre, wie das erotische groß, dann hätte ich ihm sofort sein Vögeln analysiert. Diese Richtung ist mir sonst unheimlich, aber Peter beharrt auf seinem armseligen Leben. Er muß ewig das Leben nachsitzen, immer pauken, immer nachbereiten, und erreicht das Klassenziel niemals. Dieses verzwängte, eingegrenzte, dieses Klein-klein-arme-Leute-wollen-auch-erwachsen-Werden, diese auf Versager programmierten Kindleins, die haben keine Großzügigkeit, Luxus ist für die ein Verderben, ist schon Untergang Roms. Aber Händchen halten, Feuerzauber und Brötchenfressen für den Frieden, Hauptsache kirchliche weltgereinigte Vorstellungen, sparsamer Umgang mit der Sprache, nur klein-selbstzufriedenes Gewäsch, den Lord-Chandos-Brief immer im Hinterkopf, nein danke; lieber Leichtigkeit, Rolls-Royce fahren für den Frieden. Das geht Peter nicht ins Hirn. Deutsch sein ist sein Ziel: also Hüttdörfer bauen, Hungerstreik, Moral und sich vor Panzerketten werfen. Pathetische Leere ist verbunden mit Entschlossenheit. Bauernhaft Heide eggen. Fruchtlos. Märtyrer sein wollen und wissen, wie ein ACI übersetzt wird. Luftgetrocknete Scheiße. Ich bin lieber laut, geschwätzig, unrein und lustig, heftig und neugierig, eben lebendig. Die Welt ist ein Tobekeller.

Ich schließe oft Leute aus durch mein breites Grinsen und Lachen. Ich di-

stanziere mich von Leuten, indem ich sie anfasse. Trotzdem bringen brave Bürger ihre Träume zu mir hin. Ich genieße Narrenfreiheit, weil ich so selbstverständlich lebe, als ob mir nie etwas passieren könnte. Bürger nehmen mich so ernst, wie Peter sich bloß mit mir schmückt. Aber Peter beherrscht mich noch lange nicht, bloß weil er das ausspricht. (Wer hat hier die Leitung der Aufnahme: Dies ist keine redselige Selbstfindungsschnulze!)

Ich will allein sein, meine Bedürfnisse bestimmen. Statt dessen sitze ich lätschert und larmoyant herum, kaue an meinen Fingern, flüchte zu Besoffenen, die mit Wortohrfeigen um sich schlagen. Von Sprüchen ernährt sich niemand, und Rainer ist schon längst zu seiner Freundin gegangen. Seine Vrena werde ich nie.

Wenn ich manchmal wieder zwiegesichtige Hausfrau-Mammi werden und für Mann und Kinder sorgen will, dann weil ich keine Träume habe. Mit Männern war ich nur zusammen, weil ich jedesmal in Not war. Aber jeder will glänzen wie seine saubergeputzten Fingernägel. Jeder will allgemeingültig sein, die Wahrheit von Konnersreuth von sich blasen. Falsch, heuchlerisch und intrigant wie es der Albert macht, lügenhaft, anmaßend, größenvahnsinnig und dumm. Weil Männer so sind, lebe ich weiter. Will durch diese „Gebildeten“, meine glücksverworfenen Kontrastimitationen hindurch. Da entwickelt sich ja nichts mehr, die bleiben ewig, wie sie sind. Und wenn du durch sie durch bist, bleiben sie zurück als weinerliche und raffiniert sentimentale Psychotren. Weil Männer so werden, willst du vor lauter Ekel Selbstmord begehen. Aber in solchen Augenblicken machst du nicht schlapp. Die Rache hat zwar keine Richtung, unaufhaltsam wird das Rauschen im Ohr lauter, und Ruhe zum Hinlegen findest du nie, aber oft leuchtet im Traum eine luzif erische Vergeltung für mein Leid.

Meine Sätze hätte ich gerne musikalisch und melancholisch, gesungen mit Callasscher Gattungsstimme, und nicht so abgehackt wie jetzt, nicht so blaß, so alltäglich, so dröge. Überraschungen sollen aus meinen Adjektiven springen, lustige Ironie den Alltag ins Ungewisse drücken, aber das alles habe ich nicht gelernt, bin dumpf. Wie gerne möchte ich, statt duckende Abnäher von Bedeutungen zu wippen, mich an der öffentlichen Schatzkammer der Worte erfreuen. Bei mir scheppert nur noch herabgesunkene Sprache.

Ich konnte nicht mehr denken und wechselte ins Neumanns. Eine tumbe Bar voll keß blamierter Hüpfäcke, aber Rainer hatte hier Menschen verprügelt, hier konnte mir nichts passieren und ich bekam alles, was ich wollte. Wer mir was tat, dem schlug Rainer Wunden. Unsere Deckel der liquiden Depression („Wer Sorgen hat, hat auch Likör!“) bewegten sich um die tausend Mark, aber Stille wurde gehalten. Ich wurde als Freundin des Hauses simuliert. Rainers Stärke war meine. Ging er unter, dann ich auch. Wir waren tote Leben-de.

Alle Lust aufs Leben war mir vergangen, ich wollte ein Schweineleben. Eine Trink-Freß-Schlaf-Liege-Umrauschbucht. Keine höheren Ideen. Bitte keine Gedanken behalten. Die werden sonst sauer, dicken ein. Fernsehen ist intelligenter als wir. Die haben Bilder, die wir suchen. Leer sind sie trotzdem. Sonderbar. Und dann sind wir nach der Suche nach Eigenem oder einem anrechenbaren Ersatz dafür. Das gibt es doch gar nicht. Hauptsache, wir können

damit umgehen. Artig und brav. Wir finden bestimmt eine Diät. Heilfasten. Nur ist es eben die Bequemlichkeit, die uns am meisten kostet!

Wir protestieren oder lachen je nach Temperament, lächeln Siegern zu und trösten die Verlierer. Ergibt diese Eislandschaft einen Sinn? Solch heftige Fragen haben bis morgens um 4 Uhr offen. Unsere Fragen werden nicht subventioniert. Wer gibt Antworten? Staat, schlesische Webstühle, Chips? Der Kostendruck für Frauen ist wider Erwarten für den Außenhandel nicht rentabel, bitte ein Weißbier! Dennoch: Der Aufwärtstrend der deutschen Damen hält unverändert an. Spricht Adi Rauschenbach und wendet sich doch lieber dem Billard zu. Das Kunststoßen liegt ihm besonders.

Ins „Chez Margot“ hineingefallen mit größter Leichtigkeit und Leistungsfähigkeit. Quälsüchtige Anflüge von Dummheit lagen in der Wirtschaft, kein besonderes Lokal. Hier hält man von selbst Ruhe. Links rum, links herum, und geradeaus. Der runde Tisch der selbstverwalteten Trinker. Hinsetzen. Ein Weißbier (stört mich, daß es im Norden immer Weizenbier heißt, die bestehen aber darauf, und wenn Sie's einem im Nachsatz zur „Korrektur“ hinwerfen. Das sind dann keine Sätze, sondern eine Art Blöken, hält sich homoerotisch erstaunlich gut. Soll wohl brünnig Furcht erregen. Umschlaglustverhalten. Aber ohne Respekt, ohne kämpfen zu wollen. Kein Messer!)

Alleine am Tisch. Die abgezogene Larve des Privatlebens schleift noch hinter mir wie eine Schleppe am Boden, aber zeigt mir keinen Weg ins Schlaraffenland. Was soll ich denken? Versiegelte Hirngedankensteine werden nach Idar-Oberstein abgeliefert, denn dort wird Modeschmuck geschliffen. Nur einen Gedanken finden zu wollen, kann schwierig sein. Viele Bilder gehen durch den Kopf, sie sind nicht präzise, kein Kennungsmittel. Das Bild einer Tobleronepackung dagegen anbeten, da weiß man, was man hat. Nicht ein einziger Gedanke erhält einen Rettungsring. Sie sind es alle nicht wert. Bitte ein Weißbier. Kein Geld und keine Wohnung. Ich komme zum Thema. Ich würde gerne zum Thema kommen, aber was ist mein Thema? Ich lächele blöd, spitzensportlerhaft, natürlich bürgerlich und abwehrbereit. Bitte einen Ice-Cream-Soldier als Deckhengst. Bloß hier nicht heimisch werden.

„Ist hier frei?“ fragt ein Hans-Dietrich-Genscher-Gesicht im Kölner Dialekt. „Ja, ja, aber laß mich in Ruhe, bitte keine Generalversammlung einberufen, das Forum ist bereits dicht, absolut dicht. Ruhe.“ Ich vergeude meine Kräfte doch nicht in unbedeutende Scharmützel. Solche Menschen haben keine Ehre. Stab him! Wenn' de die siehst, dann willste gleich eine Frauenbande gründen. Solche plumpen Übergriffe sofort zurückgeben, damit die einem Vorgeschnack des Himmels sich unterwerfen müssen. Sei wachsam, bei mir fährt der nicht schwarz mit.

Böse sah mir ins Gesicht ein großer, breitgedrängter Mann, großflächiges Gesicht mit starkem Knochenbau: „Was'n mit dir los? Hast se woll nicht mehr alle!“ und sah mich mit Mandeläuglein bedeutsam an. Laß es, dachte ich, aber was solls: „Hör, du ruppiger Rechtsbelehrer, laß mir meine Ruhe, nämlich die, die ich will, und das ist jetzt hier alleine meine Molke saufen wollen.“ „Ah, Heißblutkörniges im Hirn, Abschlag aufs Gedankengut, Blaßpissserin auf Expeditionsreise, Gedankenabschirmdienst als Säuferin getarnt, du blöde Kuh, dir reiche ich noch lange hin.“ Ich mußte lachen, der war so

schlagfertig und ich voller Bier. Der war wie Rainer. So jemanden wollte ich schon immer. Er hatte eine schöne dünne Lederjacke an, aber dieser dümmliche Diplomatenkoffer! Billigste Machart, so ein Kunststoffkästlein, das doch lange nur zu Reisenden paßte, Pharmavertreter vielleicht, und das ist das letzte, das langte. So einer hat keinen Hintergrund. So einer hangelt und quetscht sich nur durch die Welt.

Quakeliger Unflat im gestreiften Hemd, Pullunder, einfach schäbig sah diese Zusammenstellung aus, zersplissene Haare überall, was wollte der von mir? Was denkt so einer von mir, wenn der sich an meinen Tisch knallt, Denkt der, daß ich eine Nutte bin? Abschreien wäre hier wohl die Lösung. Unglaublich, da wehre ich mich doch. Ich bin nicht deine Weißbierapfelbaumfrau, dünn, aber klein und hart, zum lesbisch werden nie Mut, aber sechs Jahre ohne Mann gelebt, wirklich, es ging nicht anders, wollte im Traum von der letzten Nacht zum Islam übergehen, nicht -treten, lachte beim Aufwachen aber nicht darüber, war eher verschreckt. Einer, der auf mir lebte, dem ich mein Geld hinbrachte, den hatte es auch mal gegeben, aber ohne „Wer zahlt, befiehlt!“ das dauerte nur einen Monat, dann hatte ich genug, oh ja, das mögt ihr nicht, eine Litanei, die befreit uns ja nicht von einer Liebenswürdigkeitsrealität, schlimmem Grenzgeschwätz als blödgrinsendem Spiegel einer Unwelt, wer weiß da, ob ein Zebrastreifen für Kinder wirklich zum Straßenübergang geeignet ist: da lockt doch verheißungsvoll, aber höflich vorwurfsvoll der Tod. Mutti, wenn ich tot bin, komm ich dann in den Himmel? Kind, leg dich unters Auto, dann siehst du's. Und ich liebe Kinder, will aber keine. Je dümmer der Mann, um so mehr Kinder will er. Hatte ich Albert nicht zwei Kinder „geschenkt“? Er wollte keine Verhütungsmittel. Ich mußte sauber sein zum Vögeln. Authentische Gefühle illusionierte sich der Mann.

Und jetzt dieser abverrattzte Schnuckiputzi mit überwältigendem Wortgeklingel. Er kannte niemanden, wußte nicht, wo er schlafen sollte, war zum ersten Mal in dieser Stadt. Muß ich immer die Pointe verderben. Er suchte nach Liebe, nach „Menschen“, einem Fitzelchen Wärme, einem Versteck voller Wärme. Aber, Herrgott nochmal, das habe ich ja nicht einmal für mich. Ein jeder sehe, wo er bleibe, das war es doch. Warme Köpfe, blutdrucksteigernde Rabulistik machte sich breit. Das ist kein Glücksspiel, was denkt ihr denn, das hätte ihr wohl gerne, alles einsetzen und auf Null schlagen zu eurem voyeurhaften Vergnügen. Von wegen „kein Gefühl“, der war einfach traurig. Unappetitliches Schweigen. Die Seele wurde taub. Kaputt genagelte Gefühle. Ein-Zimmer-Geschichten. Appartements für ein Lebenskarussell. Hört denn das nicht auf, dieser Muskelkater von Treulosigkeiten, schick und elegant. Lest Fabeln. Lügen lohnt sich. Verdorbenheit wird gleich mitgeliefert, ohne Kosten oder zitternde Stimmen: Endlich eine Annäherung. Leben gibts nur gegen Rationalisierungskarten. Manchmal ist mein Daumen ein Schwan. Ich nahm ihn in den Mund. Das war mein Narkotikum für bohrende Zweifel und Wünsche. Was für ferne Dinge liefen in der Nachbarschaft mit diesem Herrn zusammen? Der Typ war doch Gerümpel, das ich als Sündenbock für meine verquere Lebenslage opfern konnte. Sich irgendeiner Schicksalsmacht zu Füßen legen wäre eine Möglichkeit, mich in eine Ordnung zu begeben. Aber für Ordnung braucht man Geld. Und ich liebe das Geld in kurzen Zeiten zu er-

haschen. Geld, das ich nicht hab'. Ich wäre gern Geldhalterin und trunkhiring mit einem Fullflash bewaffnet. Ein Geld. Schon würde ich meinen Wünschen nachziehen. Habt ihr es schon vergessen? Ich habe keines. Nur Rainers Stärke gibt mir eine Sicherheit. Pfenniggefühle beweisen ein erledigtes Herz. Das dürfte eine Frau nicht schreiben. Grinsender Aufruhr, denn das Schweigen kriegt vorlaut gerufene Worte nie zurück. Räuspere dich bitte. Bitte RÄUSPER dich laut. Das wagen wir nicht. Wir lieben kalorienarmes, grob gerastertes und ungenaues Verhältnis zum Sich-selber-im-Regen-stehen-lassen: Ich steh im RRReeeeegen . . . Deine vornehme Stimme vertilgt jeden Mythos von Instant-Liebe. Das machen wir nur EINMAL. Wir pitzen zerstörungswütige Schicksalsmächte, bieten unsern Hals dar.

Werde ich vom Kampfgericht noch einmal gerettet? „Mir geht's einfach schlecht, weil ich Schulden hab. Schulden, keine Liebe, keinen Ausweg, keine Minute Pause, kein Auto, keine Fähigkeiten, nur einen Parkwächter, der sich als Freund aufspielen möchte. Eben die Fehler falschgepolter Menschen. Karriere einer Idiotie. Ich weiß nicht, wie ich da raus kommen soll.“ Ich verbarg mich im Armwinkel, ohne Spielraum, wurde beobachtet, aber trank dann doch zur Erlösung diese Nahrung Weißbier. Mir in den Schlund, meine Ruhe mußte ich ertrinken, goß ich Bier für eine beschränkte Zeit. Ketzerin der inneren Übereinstimmung, Verächterin österlichen Festes, erfolglose Werbeberaterin meiner Psyche, nichts werde ich verkaufen können. Aber diese Zeilen schreibe ich wenigstens selber. Halt ein, selbstgewisses Wüten, sträube dich.

Die Devisenbörse der Lügen ist geschlossen. Vortreffliche Meinungen haben kein Realitätsverhältnis, die Loyalität zum Manierismus ist bereits paraphiert, die Unterwerfung „IN BEZUG AUF“ Dummheit ist bereits gelungen. Regierungssprecher des Seelenheils, oberlehrerhaft wie ihr seid, „wo, bitte, bleibt das Leben?“ An meinem Leben, schwach mißlungen und verkehrt, würgen doch lachend alleinverständige Männer, weil Frauenmehrheiten in der Politik auf die Dauer schlechte Politik seien: die CDU-FDP-SPD will mich gesichtslos. Bitte sehen Sie aus dem Fenster, aus dem KÜCHENFENSTER, bitte mit Gedankenkraft und Hingabe, ohne revoltierende Chaosannahmen, klingt vielleicht hochfahrend und übers Stoppelfeld trabend, aber: Sie können erkennen, wie diese Gesellschaft funktioniert, mein Anspruch an jede Sozialwissenschaft, ein Blick aus dem Küchenfenster muß genügen, mir, euch, denken.

Ich werde nicht engagiert. Das Absetzen von jeglichem Argwohn verspricht mein Körper. Kleine Brüste, großes Becken, klein alles, eigentlich gar nicht da. Laßt euch nicht von Weihnachten einfangen, obwohl ihr wißt: wieviel angebliche Verächter christlichen Glaubens vergießen Hunderte von Tränen, wollen bei Mammi sein, als Kindlein, das selber in der Krippe liegt. Was hat man dir, mein armes Kind, getan? Laßt euch nicht in getrennte, meinungsfloskelhafte Ziellosigkeiten führen, laßt euch nicht lange Wörter aufschwatzten, fahrt mit dem Taxi, seid großzügig, tretet an, macht Bäuerchen, liefert Informationen, macht euch verständlich, seid handwerklich gut, seid bitte nicht wie ich! Laßt euch nicht verkaufen, wie ich habe mich verkaufen lassen von seichten Männern, die ich wegen ihres Körpers liebte.

Es gibt ja auch ein paar andere Menschen als die Seriösen: also ER zum Beispiel. Und ER sprach: „Du hast keine Wohnung, ich hab keine Wohnung, du hast keine Liebe und ich hab keine Liebe, du hast kein Geld, aber ich habe die deftige Kohle.“ Ich hörte es in meinem empfindsamen Ohr: Ich habe die deftige, dicke und berüchtigt satte Kohle! Schmiere-Hochstapler hatten mich reingelegt, Geschäftemacher, Journalisten, Windhunde, gottlob impotente one-night-stands, Gelehrte der Mittelalterlichen Geschichte, die tatsächlich eine Schwerternachbildung in die Bettritze legten, „um mal das Gefühl von damals kennenzulernen“, von wieviel Suaden wurde ich schon hingerissen, die Helden kamen, blendeten und fielen, ganz iliashhaft. Nur ich, ich blieb, war an mich selbst gefesselt, hatte keine Wahl, ich war einem sofortigen Gevögelt-werden von Männern ausgesetzt, was ich aber nicht mitmachte. Das ist „bä bä“.

Das kommt mir jetzt nicht gelegen, ich will euch ja was erzählen, nicht pädagogisch, das würde euch eure Sprache rauben, aber manchmal kommt mein Seelenleben zu kurz, natürlich ist sie nicht so breit und weit zum Umherstromchen, eine Erkundungsreise nicht wert: Gebt mir die Zukunft! Hier die Station 77 (Psychosomatische und Irre), wollen aus meiner Gedankengenealogie eine Lebenslogik basteln, anders ist das nicht zu benennen: Basteln eben. Das ist ein tristes Wartezimmerleben. Das reicht jetzt. Tu das, tu dies. Mach das, mach dies.

Heeeeih, zwangte es sich durch seine Zähne, kaum noch mit dem Zahnfleisch verbunden, lange gelbe Hauer, fallen dir gleich aus, hör zu, hörst du zu, ich hab wirklich die Kohle, Vertrauen gegen Vertrauen. Aber Sprichwörter bergen keine Weisheit. Nur, ER sagte das so nachdrücklich bedächtig, da konnte ich nicht länger nachfragen. Ein gesichtsbedrohender Akt muß durch Höflichkeit abgeschwächt werden, guter Stil vermeidet Fallenstellerei. „Hier in dem Köfferchen sind dreiundzwanzigtausend Mark, genug für uns beide, für jeden Anfang, da habe ich keine Angst um“, und blickte mich mit furchtsamem, an der Grenze zum Panischen, Gesichtsausdruck an. Zarte Gefühle steigen in mir auf. Quatsch, ich fühlte mich einfach leicht vom Körper her und sah mich schon ihn pflegen, aber was wußte ich von ihm?

„Wie heißt du?“, und er antwortete: „Philipp, Philipp Harsdörffer“. Er bemerkte zwar mein plattgewalztes, zerrissenes Alibi: Bitte hier nicht mehr beteiligt sein wollen, zerknittert, aber unerbittlich, und hochgerappelt fing es entsetzlich an: „Hier im Köfferchen sind 23 000 Mark, dreiundzwanzigtausend. Das langt für Wohnungskauf und für die Zeit, bis ich wieder Arbeit gefunden hab, ne!“ Erfolgreiche Titelverteidigung, aber wie päpple ich mich wieder hoch: „Zeig mal“ – „Aber doch nit hier“, zögerte er mir den Satz treu herüber, und nochmals kam die Frage, ob ich nicht ein kleines Plätzchen hätte, wo wir heute nacht und so, ne, es sei halt schwer, und ein Matador im Praktischen sei er auch nicht. „Nur durchsetzen kann ich mich, aber ehrlich.“ „Ja, laß mich überlegen“, warf ich zurück, „laß uns noch einen trinken, ja.“ Seine Augen wurden glasig und groß, näßten ab verheißungsvoll – „Ja, klar, genau, jetzt wird erst mal gesoffen, daß es uns aus'm Kragen rausläuft“, und setzte nach: „Is's weit weg?“ – „Wie ich tippe, nein. Geld für'n Taxi mußt du aber schon haben.“ „Geld für'n Taxi, ja, wir können mit der Kohle durch

Deutschland Taxi fahren, aber kreuz un' quer und wieder hoch und runter, ne.“

Der hatte Geld, der hatte Geld und war genauso besoffen wie ich. Er war betrunken, akzeptierte dann getrennte Betten?, alles, der wollte nur nicht allein sein, der hätte jede genommen, ohne Rücksicht. Der wollte nur sich, fand keinen Ausweg mehr, die Kohle war doch geklaut, aber warum geht der nicht ins Hotel, wird also gesucht, ist ausgeschrieben. Gut. Aber wo ihn unterbringen? Antrag auf Menschlichkeitsvergünstigung. Bleibt ja nur die alte Wohnung von Albert. In der Augustinergasse. Den Schlüssel habe ich noch. Bitte keine Brücke. Der Philipp könnte mir doch einen Kredit geben. Aber das war bestimmt ein Typ, der wissen wollte wofür. Für was brauchst du die Kohle, wäre seine Frage. Wer die Kohle geklaut hat, ist entweder großzügig oder geizig. Philipp war der trockene Typ. Der sparte. Der wollte was werden, sich auf die Füße stellen. Brauchte deshalb eine Frau. Ekelhaft. Können die Männer ihre Ziele nicht stutzen? Wenn sie dann Arbeit hatten, hieß es: Mit so einer Frau kannst du kein Leben machen. Hab da keine Beteiligung mehr. Is wie 'nen Spielautomaten abfüllen. Mit Risikotaste. Verlieren tust du immer. Dieses Geld kann man ja vielleicht privatisieren. „Wo hast'n die Kohle überhaupt her?“ – „Ne Bankgeschichte, geht aber aufs Konto der RAF, keimt es auf deutsche Weise in der Wiese“, lachte er. So ein charmantes Gesicht, lieb, bübchenhaft unschuldig, aber der wußte, wo es lange geht. Er war voll von draufgängerischer Schüchternheit und unterwürfiger Unverschämtheit. „Ja, laß uns trinken“, sagte er, „bestell mal, gleich werden wir uns wieder in den Armen liegen, Barbara.“ Dieser Chez-Margot-Wirt stand unter Rainers Fuchtel, und hinter diesen Tresen durfte ich. Dem genervten Wirt ins Ohr: Du kannst ihm reichlich zu trinken geben, Tequila, Doornkaat, und was weiß ich, mir machst du  $\frac{9}{10}$  Leitungswasser und als Krönung einen Schuß Zinn 40 drauf, und beim Bier nur noch einen Russen, beim Philipp aber eine Geissen-Maß. „Wuillst'n b'suffa macha?“ – „Ja“, sagte ich, „und zwar bis zum Schlag, und gib mir was zu essen, wenn der aufs Klo geht, Eier oder 'ne Kartoffel, ja.“ Ich wollte wieder nüchtern werden. Ich mußte nüchtern werden. Solche Typen konnten doch saufen, saufen und saufen und waren frisch wie zuvor. Denen floß Zeit und Raum.

Die Zeit wurde lang. Hinreichendes Zusammenspiel von Bier und säuerlichem Dunst in unserer eklatanten Abgeschiedenheit war gesichert. Er lachte, erzählte lauthals von Essen, der Stadt, überhaupt der Stadt, da würde er Bürgermeister werden wollen, nur dort. Mensch und Arbeit: saubere Sache, eine Komposition von Philipp Harsdörffer, ein Gedicht, er lachte zu brüllend, es fiel langsam auf, die ersten motorischen Störungen kamen auf. Ziellose Bewegungen. Hände fingerten imaginäre Läufe auf nicht vorhandenen Klavieren. Aufgeblasenes sozialdemokratisches Kabarettgeschwätz wie bei Bruno Jonas. Sorgfältige Gedankenhandschellen. Beweisaufnahme: Sabotage meines Lebens durch Einmischung und Ausnützung meiner Notlage, sprich Geldmangel (der würde da noch klatschen!). Der wurde immer derangierter, unabweislicher, zudringlicher. Schwammig großporiges Gesicht beugte sich auf meinen Minibusen, warf den Hals wieder zurück, unwiderstehliche Entla-

stungsbewegung (lernen sie das in Verführerseminaren?), das war mir ein Witz zuviel. Intensive Gedankenlosigkeit machte sich breit, bei Einwürfen handelte er nach, mit Entschuldigungen, angeblichen Zerstörungen seiner Beziehungen durch Feminismus, Siebenhalbprozenter für Eigensicherung; denn die Frauen machen ja, was sie wollen, nichts gegen Sie, aber gegen manche Frauen muß man doch rasiermesserscharf vorgehen, die zerstören alles, wollen uns hinräumen zu Eigenheimen, wir sind doch die austauschbaren, wir Männer – ohne Erbarmen führte er den unziemlichen Geschlechterkampf, diese wirklich unerhörte Spannung, Quelle der Zivilisation, auf Bier-tischniveau, wo glaubte der, daß die Sprache herkommt, Wichser, Vollstrekker des eigensinnigsten Pfaffenhirns, sinnlichster Darsteller fixierter Notstandsregelung für erfolglos gepreßte Männer, hartnäckiger Unsinnssredner, wo soll der mich denn noch hinführen. Der glaubt sich als Charmeur, Sonderhochglanzprospekt, Bauherrenmodell, aber die Frauen sollen einzahlen, diese Investition soll sich lohnen, ja, aber für mich, glaube du Philipp, du kriegst eine Verlustgarantie von 100 Prozent, alles wirst du verlieren, ich schwör's dir. Leg mir deine Kohle hin, aber schnell, ich werd' sie geostrategisch raffen, du zerklüfteter Heini, du hindernisloser Falschseiter, feindlich gesonnener Halsabschneider ohne Vorteil. Keinen Freistoß gibt es. Keinen Elfmeter, dich bringe ich zum Stehen, zum Erstarren, zur Verlagerung ins knorrige Särglein, mein Lieber, mein Liebster, GELIEBTER! Ich bin die Hornissenkönigin, die dich in diesem Kartenspiel übersticht.

Der gibt mir noch den Nießreiz, hat wohl noch eine Haftstrafe zu verbüßen: wegen unehrenhaftem Verbrauch der Sozialhilfe für Aufenthalt in Schleimscheiße-Sanatorien. Eigener Antrieb ein erfülltes Leben zu kriegen: mit Analyse, wa: Entsprachlichkeit durch Entwicklung oder umgekehrt. Er ist doch erst glücklich, wenn das alles hinter ihm liegt. „Ich weiß nicht, ob ich das alles kann!“

Und der trinkt und trinkt, ich dagegen brauche seine Desorientierung, er soll sich verlieren, schemen- und schlierenhafte Sicht von Wirklichkeit gewinnen, er soll sich opfern für den Alkohol, Koffer für Kopf, Kopf gegen Lichtzerstreuung. Bitte ein Prisma für den Herrn. Die Verwaltungsratssitzung ist zu Ende. Wir möchten doch nach Hause. Deine Hinrichtung heißt: Follow me. Ein neuer Anfang für dich, eine neue Chance wird dir die Welt eröffnen. Lallbacke! „Wir müssen gehen!“ – „Hass' ja recht, nehm' wer'n Taxi.“ – „Nein, nein, wir sind ja gleich da, wir laufen, zahl mal!“ – „Ja, zahl, selber“, streckte mir einen Fünfhundertmarkschein hin. Den nahm ich gleichmütig, ging zur Theke, bestellte mir einen Sangrita, sah den Wirt mit halben Augen an und ab zurück zu Philipp. Dieser Wohlstand erlaubt kein Ritual. Dafür sind sie alle aber fröhliche Menschen gewesen. Jetzt muß alles rasch gehen, über Nacht. Fairer: Ich habe keine Zeit mehr. Ohne Kommentar. Ohne aufgeratschte Klebrigkei. Ich werde mich in Münzgeldstoff hineinleben.

Nichts Eindeutiges, bitte keine Ironie: einen Zipfel der Macht einklemmen? Ich wurde nachdenklich, es ging ja um eine Tolerierung von Unschuld, die ich nicht mehr hatte. Kompromisse, Zustimmung? Keine einladende Geschichte, ich weiß, aber das ist meine Geschichte. Ich gebe kein Standard-

Asyl für Leute, bei denen ich mich selber nicht zu Hause fühlen würde. Heikel, aber deutlich. Dieses Territorium gehört mir.

ER trank aus. Ich schämte mich nicht. Er würde mich vergessen. Die Zerstörung des Menschen verläuft auch ohne mich. Unter VIER Augen. Philipp meinte, er kannte mich. Er war selig mit seinem Köfferchen in der Hand, mit dem GELD in der Hand für die Weltüberlegenheit. Wir liefen, und er merkte sich den Weg nicht. Ich lief kreuz und quer, hoch und runter, wie er das predigt hatte, mit dem Geld konnten wir das ja, sparten das Taxi. So ist es gut, rief er, bald sind wir ja da. Mir klang es als eine Krise, doch dienerhaft hoch, Ecke Frankenstraße, Beckstraße, nochmals hin zum Keilplatz, dann zurück in die Martin-Buber, Mäander runter, wir waren in der Augustinergasse, er wußte nichts mehr. Von wegen gleich da, hat ja doch eine Weile gedauert. Schließlich ist es eine Großstadt. Hart bleiben. Weißt du noch, wie du zurückkommst? Ne, aber du kommst ja wieder mit, lachte er, oder – und wurde klein Kindchen: darf ich nicht heute nacht bei dir . . . Darfst du, erwiderte ich ganz schnell. Keine Sympathie, kein Respekt, seine Honorarforderung war klar: VÖGELN. Stilübungen, ewige Stilübungen. Woll'n wir nicht ein Foto von uns machen? Ich bin doch keine Miederfabrikantin! Prahlestein hält die Spur. Wenn du eine Ausstellung machen willst: wir müssen sechs Treppen hoch. Halbe-halbe, schlief er mir hin, hilf mir hoch. Der Kreisel mußte mit der Peitsche auf den Weg gebracht werden. Oben angelangt, so schwer wie der war keiner, nun: OBEN! Kein Element fügt sich hier zusammen. Maxi-Mann, numeriert, mundgeküßt, antiquarisch abzugeben. Wer originelle Verbundenheit mit ihm sucht, braucht die Armenversion von direktiver Dummheit. Galapremiere der Königin des Geldes: das Spiel kann beginnen. Göttin, salbe mich mit Geld.

Ich schloß die Türe auf. Albert würde erst morgen früh aus Hamburg zurückkommen. Er würde nichts bemerken, denn Philipp würde verlorengehen. Links rum in mein altes Zimmer. So, hier kannst alle Ramsch abstellen, hier werden wir auch heute nacht schlafen. Er nahm den Koffer: ein bißchen Geld brauchen wir ja noch, was, oder wollen wir hierbleiben. Ich will noch weg, du kannst ja alleine hierbleiben. Deutlich und vertrauensbildend. Ne ne, öffnete er den Koffer, und so lange die Geldscheine darin geduckt waren, so federten sie jetzt mit großer Spannung fröhlich auf den Fußboden. Hiergeblieben, lachte er auf, stopfte sich einige Scheine, diese Totenmasken Gottes, in die Taschen seines Sakkos: könn' wer ja geln. Ja, wenn sich Sol zu Luna fein gesellt, zum Silber Gold, so ist es heitere Welt. Mein Geldsinn war geweckt. Er sah sich nicht um, starre blöde mir ins Gesicht, wollte Liebenswürdigkeit signalisieren, es mißlang und war peinlich. Heute aber hat niemand mehr das Recht, auch nur vorübergehend sich geborgen zu fühlen. Könn' ja hier noch schnell ein Bier trinken, ja, für'n Weg? Okay. Dann komm mit in die Küche, den Kühlschrank vor Neugierde aufgerissen, tatsächlich, waren vier Dosen drin. Die Küche hatte sich während meiner Abwesenheit kaum geändert. Viele Utensilien lagen als Dekoration herum, damit kochte Albert nicht mehr. Ausstellungsraum für neue Frauen: wenn ihr wollt, könnt ihr euch hier austoben, es ist alles da (die Hälfte gehört immer noch mir). Diese schiefe Wohnung ist eine Arschlöcher-Pflegestation. Laß uns austrinken, wir

gehen. Er gulpte den Rest Bier in die Kehle, sah mich ganz lieb und betörend an. Nichts wie raus. Ich hatte nur den Phantasie-Erreger Geld im Kopf. Mit Geld rumplätzen können, zumindest Schulden zahlen, Wohnung mieten. Das wäre ein Neuanfang. Unten angelangt, die Haustür geöffnet, es fing leicht an zu regnen, jetzt muß er die Orientierung verlieren. „Rechts rum.“ „Sind wir nicht von da gekommen“, deutete er nach links rüber zum Park, „Ja, aber hier kann’ wer ’ne Abkürzung laufen.“ – Er sah zum Haus zurück, zur Hausnummer, „77“. Ich lief mit ihm verworrene Haken und Winkel, überordentliche Hypothenusen und kranke Kreise. Wir redeten viel. So kam es ihm kurz vor. Die Luft roch nach Schwefel und Aprikosen, wir berührten rostige Ligustersträuche, und trüb und seitig zeigte sich die Stadt durch ausgefransten Regen.

Wir erreichten bald Straßen, die er wiedererkannte, sein blasses Gesicht leuchtete auf, ja, wir sind gleich wieder da. Die spiegelnde Asphaltfläche verdoppelte die Leuchtreklame, anfahrende Autos tönten ins Ohr, ein Rumoren von Fußgängern, sogar ein Kinderwagen kam uns entgegen: abgefeimter, demokratischer Straßenverkehr. Das Chez Margot war erreicht. Wieder durchs Eintrittsritual, die alten Plätze waren noch frei, der Wirt sah beruhigend zu uns herüber, ihm war die Sache nicht geheuer, meine Selbstgenügsamkeit war ja zymbelhaft bekannt, und nun sollte dies alles so schnell gehen? Einen Punkt zum Eingreifen fand aber der Herr Wirt nicht. Er hielt sich samtweise zurück. Er wußte, daß irgendetwas an ihn zurückfloß. Wie sollte er auch meine beschämende Willkür kontrollieren? Mich alte Frucht des Nachtlebens? Philipp füllte sich mit Bier, verschenkte hier einen Korn, nippte dort an einem Calvados, lachte und erzählte, plapperte, aber mit Witz. Sein kleiner Witz, hüpfend und über einem Brandfleck schnell verraucht, wie Spritzer von Salpetersäure, bereitete mir Schmerzen. Oft schossen aus ihm überraschende Finten, auf die ich hineinfiel, er konnte großartig und präzise beschreiben, eben Landschaften, Menschen und Ereignisse. Nur Verhältnisse nicht, die zu ihm so grob waren, wie zu mir. Aber ich wollte nicht mehr als Schlammfang funktionieren wie ein Gullysieb der Kanalisationsanlage. Dann kippte er plötzlich um, er ging öfter auf die Toilette, konnte nicht mehr gerade gehen, lallte, röchelte, wurde fast bewegungsunfähig. Der Alkohol schwappte in seiner Seele. Wie eine Lehrerin wartete ich sadistisch auf den Moment, wo der Schüler steckenbleibt. Ich träumte feist vor mich hin, mir schwebte das Geld vor, seine Verwendung, aber ohne diesen Ballast Philipp. Der würde aufteilen, hätte die Macht, mich mit Häppchen an sich zu ketten in eine nur für ihn angenehme Abhängigkeit. Eine vierzigjährige Faust stieß in einen vierzigjährigen Bierbauch: ich bin hart, ich schaffe das, blabberte es in mein Ohr. Das Bier sprach. Philipp war schon abwesend. Seine Gebetsmühle lobte sich selbst, dieses Mannes Zentrum war sein Alkohol. Mein Herz knöpfte sich zweckmäßig zu. Er hatte alles für einen neuen und guten Lebensanfang. Und ich darf daran nur teilnehmen, weil ich eine Frau bin. Ein lausiger Schwindel: Ein Nachtlager mit Körper bereitstellen und dazu mit Zusammenlebenswünschen bedroht werden. Ich bin keine Fachfrau für Sexualproviant. Aber das Geld hätte ich gerne. Die Münze verspricht Freiheit und Unabhängigkeit. Einmal im eigenen Zimmer sitzen. Ohne Mann, Kind

und Telefon. Geld ist Geltungsmittel, weltschaffender Hort, meine Chance für Selbsterneuerung. Die einzige Therapie für mich, die anschlagen wird. Gestrenge Selbstprüfung wurde durch Weißbierschorle unterbrochen. Ich mußte es wagen. Da bin ich doch freundlich, da lache ich doch: ha ha ha. Alles wurde vorhersehbar, die Zukunft schnurte zusammen, nur eine Frage blieb offen, war nicht zu beantworten: wenn der mich jemals wiedersieht, der würde mich zusammenschlagen, das wäre ihm sittliche Verpflichtung. Kurz, dachte ich, für den ist Liebe auch Laschheit.

Er lachte mich an, bestellte unentwegt, redete mit anderen Leuten am Tisch, schlug bissig Freundschaften vor und interessante gegenseitige Besuche, er fühlte sich wohl und das freute mich sofort. Der glaubt doch nicht, daß ich noch den Kakao trinke, durch den er mich ziehen will. Ich trinke Weißbier. „Ich muß mal pieseln“, warf ich grinsend ein. „Du kommst aber doch wieder?“ spöttelte er. „Nein, niemals“, erwiderte ich mit stolzem Gesicht, gewißheitsbetrügend. Er wurde fast hellwach, blinzelte scharf. Ich zog mit unbeteiligtem Gesicht meine Jeansweste aus: „Daß sich da niemand hinsetzt!“ drohte ich lässig und legte dabei meine Weste über die Stuhllehne. Philipp sah das als Indiz für unendliches Verweilen, geradezu für schiere Anhänglichkeit, denn zu warm war es keinesfalls, ich schien als einverständiges Mädchen für zukünftige enge Bindung. Und aus seinem Hintern drückte sich Kot, verdickte sich zu einem Keks. Den schiebe ich mir nicht in den Mund.

Ich lief den uneinsehbaren Gang zur Toilette. Meine Gegensteuerung zu falschen Verhältnissen, die Kontrolle meiner Weltzusammenarbeit begann. Schnell ein paar Schritte weiter zur Tür mit der Aufschrift: PRIVAT! BETreten VERBOTEN! Geöffnet, und schon stand ich auf dem Hof. Ab jetzt hatte ich ungefähr 15 Minuten Zeit. Vom Hof kletterte ich über eine Mauer, die mit Flaschenscherben an der Spitze bewehrt war, in den Nachbarhof, rüttelte die Hintertür auf, ganz klar, rannte zur Vordertüre durch das Treppenhaus und stand auf der Straße. Ich überlegte mir nicht den schnellsten Weg, lief selbstbewußt los, ging einfach vorwärts.

Ein Taxi konnte ich nicht nehmen. Philipp hätte durch einen Anruf mein Ziel heraus. Vielleicht hatte er sich heimlich den Weg, den Ort gemerkt. Uneinheitliche Gedanken. Oder doch wieder zurückgehen? Aber welche Zukunft wartete dort auf mich! Nein, weiter vorwärts. Die Kurse können nur steigen. Die Polizei würde er nicht rufen.

Aber wie, wenn diese ganze Bankraubgeschichte nicht stimmte? Wenn er nur angegeben hätte, und alles Geld wäre mühsam durch Arbeit angespart? Aber dann hätte er nicht so die Stadt gerammt, hätte sein Leben hier vorbereitet. Ich handelte richtig. Und lief immer schneller, meine Beine rannten, die Knie krümmten sich unbarmherzig, der Regen wurde heftiger. Ein Fahrrad! Vielleicht finde ich ein unabgeschlossenes Fahrrad. In der Satteltasche jetzt den Henrystutzen. Kein Kalumet. Aber ich war ja gleich zu Hause, bei Albert zu Hause. Jetzt um diese Zeit würde Philipp mißtrauisch werden. 10 Minuten brauchte ich aber noch. Mechanisches Weiterlaufen. Ich fror stark, schüttelte mich wie Männer an der Pißrinne. Nirgends ein Fahrrad. Endlich am Haus angelangt, der Schlüssel fiel mir aus der Hand. Warum bin ich eigentlich so nervös? Es liegt überhaupt kein Grund vor. In Ruhe fest. Die Treppe hoch

immer begleitet von der Angst, daß er vor mir auftauchen könnte, die Wohnung aufgeschlossen. Hat sich nicht eben die Haustür bewegt? Was im Hof geklappert? Den Koffer unterm Bett hervorgezogen, aufgemacht. DAS GELD.

Ich hätte es küssen können. Aber wo hinein packen? Ich suchte in Alberts Kleiderschrank seine Lieblingslederjacke, mit großen aufgesetzten Taschen, wie breit die waren, da ging auch alles hinein, aber zum Zählen hatte ich keine Zeit. Wenn Philipp jetzt die Treppe hochkam, was dann? Vor der Haustür auf mich wartete? Ich mußte aber wieder runter! Den Schlüssel zog ich mühsam vom Schlüsselring, warf ihn hinter den beigen Kühlenschrank. Ich konnte gar nicht hier gewesen sein. Brauch ich noch was aus der Wohnung? Nein. Die Türe zugeworfen und stehengeblieben. Röhrt sich da was? Ist es etwa ein, mein innerer Drang? Steckt in mir kriminelle Energie? Wenn jemand kommt, leise zum Speicher schleichen. Aber jetzt, runterpesen! Die Türe zum Hinterhof genommen, und: draußen stehe ich. Jetzt brauche ich nur vorsichtig zu sein. Die Luft war so rein, so schön, mir zu Ehren. Es ging alles auch ohne Rainer.

Ich hatte es geschafft. Ich fühlte das Geld, dieses viele Geld, das mich freisetzt von Tradition, ungeliebten Personen und Dummheit.

Wieviel es wohl war? Ich platzte vor Spannung. Und nun zu Peter, ein frisches Bad und Bett und zählen und einteilen. Klamotten, Wohnung, sich einfach mal wieder was kaufen können, irre toll. Der Überschwang ließ mich ausgelassen fröhlich sein. Endlich aus dem Lebensweg einer egozentrischen Hausfrau ausgefällt, die dumm ist, aber das Phantasma ihres Mannes verteildigt: Großzügigkeit, heuchlerisch gepflegte Tugenden, Liberalismus, die nur zur Verfolgung Andersartiger genutzte gütige Offenheit. Die zerspringen an der Weltweisheit, lassen sich mit Spracharmeseligkeiten von McKinsey-Leuten überfüttern, gefallen sich in bahnbrechender Ideenlosigkeit. Eine machtvolle dumme Parodie von Aufklärung ohne Einsicht. Hysteriker fordern Souveränität, Lyriker fordern Wortlisten zur Ausdrucksgestaltung. Ein Gaukelspiel ohne Unterhaltungswert.

Ich zerstöre wenigstens, worüber ist spreche, und betrete so immer Neuland. Ich will schreien, exhibitionistisch sein, Macht ausüben und mich so ewiglich in Erinnerung bringen.

Schnell über den Platz gelaufen, ja nicht gelaufen, eher am Rande der Hecke rumgedrückt. Halleluja, Philipp, mach's gut. Steck dir die Kohle an den Hut. Ohh, mein Geld. Sonst stand ich immer unterm Dach, wenn es Geld regnete. Peter öffnete mit ärgerlichem Gesicht die Tür. Es sei ja wohl ganz schön spät, und ich hätte vorher ruhig anrufen können: „Bist du etwa wieder besoffen?“ Ich stand da und lachte: „Kann ich heute nacht bei dir schlafen?“, und schob mich an ihm vorbei, ging voraus zu seinem Zimmer. „Ich kann nämlich nicht woanders hin, guck mal“, fuhr mit der Hand in die linke Tasche und holte ein Bündel Geld hervor. Das sind schon mal 7000,- D-Mark, zum zweiten dieses, bis ich bei 17650,- D-Mark schließen mußte. Peter war völlig verstört: „Was soll das, bist du irre geworden? Morgen früh verschwindest du wieder, da ist doch eine schiefe Sache am Laufen, damit hab ich nichts zu tun, in was willst du mich da reinziehen?“

Nur rund achtzehntausend Mark, da hatte Philipp vorher ja schön bitter in die Taschen gestopft. Aufgeregzt und wütend schrie Peter mich an, das sei das Ende jeglicher Beziehung, Solidarität(?). „Hab ich einem genommen, dem es nicht weh tut“, versuchte ich zu besänftigen, ganz höflich und servil, und das war falsch. Ist mir doch egal, das muß weg, ich will davon nichts wissen, sei ruhig, eine Nacht: nicht mehr. „Du kriegst mein Bett, ich schlafe bei Erika“, mangelte er hinter mir her, nahm sich sein Kopfkissen und verschwand: „Ich stehe um sieben auf!“ Vorher sollte ich also verschwunden sein. Mach dir keine Sorgen, Junge Angsthase, Moralist ohne Rückgrat, guter Bundesbürger. Inhaltsleere Tönene Welt regiert sein Herz, aber alles bleibt recht formiert, alles im Glied, marsch! Voller Haß schlief ich übermüdet und noch trunken ein. Ruhig schlief ich und fest. Das Geld in der Jacke neben mir. Die Zeit der Dorfmusik war vorbei. Wir stehen mehr auf anderen Arten von Beinschwung-Individualität.

Jetzt ist doch Realitätsbewußtsein wichtig: was kommt aus eurem Mückenmund, zu was habt ihr euch entschieden? Wollt ihr meine Brötchen holen? Kriminalität ist banal, da hilft keine Psychologie, nicht einmal Gutachter, deshalb sind Ganovenbiographien so dumm und langweilig. Die Dummheit als Dummheit ist immer dünn. Dann aber verläßt man nicht das Haus, aus dem die Winde wehn. Dieses Schweigen schafft Besinnung. Deshalb gibt es Kriminalromane. Das Schreckliche der Machenschaften aber, die Tat, setzt sich nicht um in Lebensbeugung. Alle Banalität gewinnt nicht durch eingehende Beschreibung. Eine Verklärung müßte zugleich Entkleidung sein. Die Faust der Wahrheit müßte eine Hand ergeben, die sich dir hinreicht. Das schafft natürlich keine Witwenverbrennung von exaltierter Syntax, adjektivischen Ekstasen oder schweizerisch-calvinistisch gedachten Wortverschwendungs-Steuerlagern. Mit Kopfstimme, wohlgerne. Oft ist Banalität schon schlechter Ersatz für Schweigen. Sollte nicht endlich Schluß sein mit Selbstdisziplinierung, Fleiß, Betriebsamkeit, Mäßigung, Keuschheit, Ordnung und Mißtrauen? Bei solchen Pausen müßten sie nachdenken, können es aber nicht mehr. Das Werbefernsehen ruft. Welthaltige Dichte, Fülle, ja Wundergestalt des Alltags sind ihnen fremd. Aber Unruhe, Subversion und Lüge sind notwendig, jedenfalls um diese Geschichte weiter zu erzählen. Sie aber warten immer nur auf den Anschluß ... Bitte warten ... Bitte warten ... Bitte warten ... Es schlummern orphische Zellen in den Hirnen des Okzidents, Gedankenenumlaufverluste, sind aber ebenso wenig versichert wie Schäden durch Gefühlsstürme. Das große Schwungrad eurer Ignoranz ist die Gewohnheit. Zweitschließfächer für Lebenssicherheit sind nicht länger erlaubt. Näheres regelt das Grundgesetz. Pompös niederträchtig waren mir die Hände gebunden. Jetzt aber ist Gott nicht länger mein Schuldner.

Morgens lief ich auf die Franz-Joseph-Straße, hilflos aber entschlossen, trautete mich kaum auf die Straße, der Kopf zirpte, war laut und merkwürdig einwattiert, ich schwiebte, war aber voller Angst. Ich glaubte mir nichts, nahm mich mir aber nicht übel. Mundharmonika in meinen Ohren, aber so eine gezogene Melodie. Zuviel unterwegs in letzter Zeit. Dilucidarium. Überall nur Primitivpersonen. Ist das die Summe? Ohne Frist? Mein Herz ging in die Senke.

Die Undurchsichtigkeiten sind nicht ins Menschenhandelsregister einzutragen. Zinsen sind Kopien der Zukunft. Bei dem Gedanken kriege ich rote Flecken ins Gesicht. Eisenmangel? Übersäuerung des Blutes? Ich steh doch außen vor. Irgendetwas saugt an mir, frisst. Denkzeichen sind Wertzeichen. Ich muß sortieren. Augenblick. Sie haben sonst keine Freude mehr am Fortgang dieser Geschichte. Ich hatte also Geld, besaß aber nichts. Geld sollte der Niederschlag meiner geistigen Wirklichkeit sein. Intelligenz ist sich bezahlt machender Nießbrauch der Welt.

Auf der Leopoldstraße traf ich Albert, meinen Mann, meinen Ex-Mann. Er sah von weitem schon mich ängstlich an. Albert. Ein gelangweilter und unzufriedener, weil sinnlos erfolgreich gewordener Junggeselle, ein Möchtegern-Prometheus. Er besaß einen unausgeglichenen, zölibatären Intellekt, ein Kartoffelbreihirn, das von Vergewaltigung, mählichem Kinderschlachten und peinvollem Aufreißen von kastrierten Mannequins a tergo träumte. Dann dieser Traum: er spielt im Privatfernsehen den Kinderficker, ich die Untersuchungsrichterin. Nach dem Verhör blendet die Kamera ihn aus und ich frage die Zugucker: „Welche Todesstrafe verdient dieser Me. . ., dieser sogenannte Mensch? Rufen Sie uns an, die originellste Todesstrafe gewinnt den 1. Preis!“ Verstehen Sie, solche Kalauer hat der geträumt, unfaßbar. Himbeertoni aber genügten Schulfreundschaften, das Auslaugen von Steuergesetzten und die ehemaligen Ohrfeiern von Mammi und Pappi. Ein weiches Kind mit selbstquälirschchem Weißbrottoastgesicht. In seinen Phantasien war er zu satanischen Gewalttaten fähig. Diese Lehmklumpenseele muß ich von ihrer Psychoanalyse abschnippen, nach Nicaragua schicken, bitte keine Selbsttäuschung, ein wenig Sex, Angst, ein paar Leute erschießen, Drogen nehmen oder Haifischhäute nach Offenbach verkaufen, mindestens aber todkrank werden. Hauptsache, was tun. Aber er pflegte das Karl-Popper-Leben: Versuch und Irrtum, immer auf der Suche nach korrupter Abwechslung im Bemühen um die endgültige Phallifizierung seines ruinösen Lebens. Immer wanderte er am Abgrund massiven Scheiterns: unter Mammis und Pappis Augen. Sie sahen zu mit roten Gesichtern, wie verbrüht.

„Was hast du denn gemacht? Was war denn los?“ fragte er weinerlich, „Was war, erzähl!“ endete es mit einem Knebelverschlußlaut. Solche Hilflosigkeit schnitzt fürderhin mein schlechtes Gewissen, das ich wie ein Amulett vor der Brust trage. Gewinselhaft er: „Ich bin gestern aus dem Urlaub zurückgekommen, hatte mich schlafen gelegt, auf einmal klingelt es Sturm, auf dem Gang schreit einer rum, tobend schlug er gegen die Wohnungstür. Ich dachte, es sei die Polizei, und hab aufgemacht. Ein dicker, großer Typ schob mich beiseite, rannte in Rainers Zimmer, sah unters Bett, hatte einen Koffer in der Hand, öffnete und sortierte ihn kurz und rief mit Elefantentrompetenstimme: DIE SAU! Die Drecksa! Diese miese Ratte, stieß er aus, sag ihr, daß sie die Kohle binnen eines Tages am Tresen von Chez Margot abliefern soll. Ich hol sie mit meinen Freunden, wenn das Geld nicht da ist, dann gibt's einen Bauchschuß, und zwar erster Klasse, nachdem ich sie persönlich gemästet habe. Dann hat er mir noch erzählt, wie du ihn gelinkt hast, wie er sich nicht mehr an den Straßennamen erinnern konnte, bloß noch ungefähr die Richtung wußte, die Umrisse der Fassade vorm geistigen Auge hatte; er ist dann drei

Stunden mit einem Taxi durch die Gegend gefahren, bis der die Augustiner-gasse gefunden hatte. Vorher noch den Wirt gefragt, ob du bekannt seist, nein, aber schon öfter verkehrt, ja. Dem Rico, der Bedienung hat er von hinten schnell aus dem Sakkó gezogen noch eine Knarre gezeigt. Der hat tief aufgelacht; ich find das aber gar nicht lustig. Ich kann sowas nicht aushalten, das Milieu ist mir fremd, daraus lerne ich auch nichts!“ Zu Albert ging keine Lust hin. Ewige Liebesenttäuschung. Er würde nie begreifen, daß ich zum ersten Mal was Eigenes selbstständig gemacht hatte. Meine Trotzhaltung plusterte sich auf. „Mein Gott, dieses ist ein mickriges Waschpulver für gute Seelenwäsche. Du hast nur Identitätsschwierigkeiten auf der Waschtoilette, wenn's rauscht. Ich will aber nicht so mürbeteig herumlaufen wie du, ich will leben.“ – „Ich verstehe dich nicht, wir hatten doch alles!“ Das fehlte noch, er als Goldenes Kalb, aber ich konnte eh nicht mehr tanzen. Blendwerk, nichts wie fort. Abgefeiert und ausgebrannt. Das gibt ein würdevolles Weißbier in zwei Hälften. Mein dreimaliges Klopfen auf den Tisch hält, Ich klopfe zweimal. Sofort. Und das dritte Mal in einem Monat. Huuah, huah, ha, ha, aber WARTEN verdirbt den Charakter, nicht Geld.

Warum hinterläßt abgelistetes Geld so ein pelziges Gefühl im Körper? Ich dachte, das Herz würfelt sich. Nichts in Sicht, kein Land, kein Leuchtfeuer, kein Segel, nirgends ein Anhaltspunkt für die Örtlichkeit meiner unbestimmt dämmernden Wünsche. Verminderte Fahrt. Heftiges Licht fiel über meine rechte Gesichtshälfte. Es war wie eine glänzende Verachtung. Ich mußte Auswege suchen, das Übliche vermeiden. Philipp kannte meine Wege und Schliche. Ich verdrückte mich zum Bahnhofsviertel. Schornstraße, eine Zuhälterkneipe, da kannte ich den Bachmann, Josef, vom Ungarkreis. Ich trank mit ihm, erzählte mein Glück, wir lachten und hüpften, dieser alte Bauer, erzählten uns von Jugendzeiten, vor dem Aufstand war er ungarischer Meister im Ringen, wie wird man doch starr im Alter, wir wurden melancholisch, und abrupt bellte er: „Ich will jetzt ficken gehen. Ich bin so häßlich, daß mich niemand nimmt, wirklich, ich habe in meinem Leben schon mindestens 1000 Nutten gefickt. Übrigens will ich demnächst an der Universität studieren. Wegen der Polizei. Vielleicht sehen wir uns da, studier doch auch.“ Ich grinste und verlor mich in Richtung Innenstadt.

Wo heute abend schlafen? Wieder angewiesen sein auf Peters Wohlwollen? Ich hatte wenig Lust, einzugehen auf seine kunstpädagogischen Fragen und angeblich emanzipatorischen Grundsätze und Schwierigkeiten, unsere Gespräche sind kurz ab. Ich würde lieber Kunst machen. Für uns beide Materialien kaufen, Themen stellen, mit teuren Pinseln, Staffelei und exzellenten Farben herumhantieren, vielleicht einen Bildwerfer, um die Erinnerungsphotos zu collagieren, mit Rötelstift. Seine „Kunst“ war Verschwendug, eine pathologische Entgleisung von Talent. Ich hatte jetzt Geld. Da könnte ich ihm einen Weg zeigen.

Viele Männer bleiben farblos neben mir. Ich kenne, wundersam, ja auch nur Vollgedopte, zerrißene Selbstzerstörer, abgestürzte Jagdbomber, zerschellte Stukas, eben niemand, der mir Entwicklungshilfe leisten könnte. Für meinen Spendenbetrag muß ich schon selber sorgen. Rainer rief ich an: „Wo treffen wir uns, mir gibt doch niemand 'ne Chance. Aber wenn die Typen mich

schon kriegen, sollen sie wenigstens kein Geld mehr sehen.“ Am Rindermarkt trafen wir uns: „Gibst du mir 200 Eier oder willste dich allein besauen?“ „Aber dieses Geld ist doch nicht abstrakt“, schrie ich, „mit jedem Pfennig, den du mitnimmst, krallst du dir doch auch einen Teil meiner action, du hängst da genauso drin wie ich, wenn du Kohle nimmst, dann ist es ein Einverständnis, oder denkst du, daß das Geld niemandem mehr gehört, frei ist, ohne Bauchschuß vielleicht zu haben ist?“

Ich fuhr um ein paar Biere nach Haidhausen. Eine Schuld hatte ich, für die ich niemanden belangen konnte. Wir hatten nie gelernt, was zusammen zu tun, nur allein zu hoffen, daß jede individuelle Lust zum Gemeinwohl kulminieren würde: das war doch Demokratie. Warum wird Schuld nicht vernichtet, nur „getilgt“? Die Gesellschaft will Zinsen von den Taten ihrer Bürger und nennt das Markt. Schuldentausch ist das, kein Gütertausch. Opferhandlung mit Riesenpriester, das wußte ich noch: 3 Prozent der Deutschen halten 40 Prozent des Vermögens. Dein Reich komme blablabla: laßt euch nur ablenken.

Ich hatte niemanden zum Reden und fuhr zu Frank, er sollte mich für diese Nacht aufnehmen, in der nächsten nähme ich eine Pension auf der Welfenstraße, genau dort, wo die Banklady Rowena ihren Selbstmordversuch nach'm Knast gemacht hat. Frank kannte das alles. „Eh, hab schon gehört, was gelaufen is, sach ma, kannste ma 200 rübürrücken, würd heut abend gern mal 'n Rundschlag durch die Kneipen machen.“ Teure Übernachtung, aber ich war's leid.

Ich schlief schlecht, machte eine Liste der Sachen, die ich kaufen wollte. Zeitungen vor allem: Wohnung und Arbeit suchen. So schlief ich dann doch ein. Morgens fühlte ich mich gehetzt. Ich mußte laufen und kaufen. Flüchtig läufiges Geld hinauswerfen, es war nicht anders zu begegnen. Die verkostete Wirklichkeit ergab eine Wollust des Schmeckens. Aber Läuse wie ich haben kein Kauerlebnis, die saugen nur. Meine Zeit wurde flüssig, hob sich auf, Zeit wurde Ewigkeit. Es gibt keinen Ersatzstoff für Geldzeit, wie auch Apfelsaftschorle nur geringer Ersatz für offenen Wein ist.

Ich sah Schuhe aus Nappaleder, weich, grau, mit Schnürsenkeln zum Einstellen der individuellen Fußbreite, einem Rand zum Krempeln oder Hochstülpfen: schon hatte ich sie. Ein Kenzopullover, rot mit chinesischen Pflanzenformen am Halsausschnitt: gekauft wie besehen. Hosen, Nagellack, Turnschuhe, beim Friseur ließ ich mir Haare anschweißen: endlich lange Haare, eine anständige Handtasche: auf einmal war die Welt für mich offen. Ich war nicht mehr ausgeschlossen, konnte mich in den Lustwandelgängen von Straßen ohne Scham aufhalten, brauchte nicht mehr stur geradeaus durchzurennen, schnell und verbindungsgerecht. Ich hatte Einkaufszeit. Alles konnte ich haben und wußte doch nicht: was wählen, was nehmen. Ich fühlte, daß ich irgendwie daneben lag, sich meine Wünsche nicht erfüllen ließen (welches waren meine Wünsche und Begierden?). Anhäufung von Waren. Haben. Haben. Haben. Kaufen. Kaufen. Kaufen. Welch eine Selbsterneuerung! Bloß, was soll an Geld demokratisch sein? Jeder kriegt jeden Scheiß. Für mich sollte es doch sein, ohne Opferhandlung zum Mich-Wiederkriegen.

Peter wurde krank und ich wollte mich darauf nicht einlassen. Das Befremd-

liche zwischen uns änderte sich doch nicht. Vögeln läuft schon lange nicht mehr: seine Zottel-, Datsch- und Patschversuche, bloße Aufmerksamkeitsprovokationen. Ein babyhaft besitzergreifendes Gernhaben. Wenn ich gähne, steckt er mir einen Finger mit affenartiger Geschwindigkeit in den Mund. Er will, daß ich so werde, wie er mich braucht: zuverlässig, pünktlich, verantwortungsvoll, stark, freundlich und zuvorkommend. Ich bin aber kein Teddybär. Auf meine Kosten wird sich nicht emanzipiert. Jeder rechnete doch mit meiner psychischen Stabilität, verdammt, ich habe auch eine Berechtigung auf Elend. Mit Peter zu reden ist zu schwerfällig. Ich hab den ganzen Scheiß ausgehalten, ich krieg Bauchweh, hab Angst, ich höre ja nur Vorwürfe. Da zieht er sich zurück, mit Samthandschuhen weg nach oben zur Selbstflucht. Der will nur Sicherheit, noch mehr Kinder, Geld, und Sicherheit.

Ich zog also in die Pension in der Welfenstraße. Keine Selbstflucht in vertotete Welt wie Peter. Hier begann Leben. Ich hatte viel, besaß aber nichts. Auch die Welt ist bloß eine klingende Münze. Auch Pfuscher bei der Schöpfung meines Charakters (?), auch Ratlosigkeit und spiegelhafte Täuschung, gar Lüge: aber: Leben.

Ich war jetzt eine vom Staat konzessionierte Geldausgeberin. Das Geldstück: mein FÜNF-MARK-STÜCK. Medioker glänzend: also vorne war die 5 drauf, die Zahl, der göttliche Wert, staatliche Berechnung; hinten der ADLER, also Erlaubnis des Handelns, das Recht zum Tausch, die Regierung, der Staat steht bei jedem Kauf hinter mir!, läßt dies nicht nur allein so, sondern ermuntert mich dazu, selbst umtauschen kann ich, auch betrügen, irgendetwas: Hauptsache, es fällt unter die Gesetze. Und dann eben am Rand, auf dem Rand: Einigkeit und Recht und Freiheit, also die staatliche Ideologie: ob das Philosophie ist? Hält Zahl und Adler zusammen. Rahmt beides mindestens ein. Wetten, zwischen Zahl und Adler wählen: kein Wunder, daß da einer immer verliert. Ideologie rollt ab. Wenn die Münze auf dem Rand, auf der Kante steht, habe ich endlich gewonnen.

Unbeherrscht, zornig und trunken: aber bitte mit beweglichem, selbstwertdienlichem Persönlichkeitsschutz. Ich wollte kaufen. Wolle, Gemüse, ein Fahrrad für DM 600,- (!!!), hatte ich mir schon zwei Jahre lang angesehen, ausprobiert, einen Ohrring, einen tragbaren Fernsehen fürs Pensionszimmer, Strümpfe und slips. Strümpfe sind meine schwache Seite. Ich stricke eigentlich lieber Handschuhe, aber Strümpfe sind mein Ideal, will ich haben.

Komprimierte Sinnlosigkeit ergab wilde Ausgelassenheit und wahres Hochgefühl, Begeisterung darüber, daß ich mir endlich den Luxus unnützer Dinge und die herbe Lust beliebiger Interessen leisten konnte. Was mir gefiel, gehörte mir. Ich liebe die Faszination der Warenhölle. Ich kann an mir bruseln. Mit Negergeld und Sterntalern wurde ich jetzt eine zusammengestotterte Zahlfrau, aber prepelig.

Die Tage des Kaufens, dieses herrischen beliebigen Kaufens waren meine Sache nicht mehr. Längst hatte ich keine gesunde Hautfarbe. Kriege ich einen Preis für Schlamm-Boxen? Steinige Zukunft. Nicht mehr zu beschreiben. Kaufen ist nicht länger Freiheit, kein Anstoß für unbeherrschtes Herbeirufen, für ohnmächtige Lebenssehnsucht oder gar mir anrechenbare Fehler, sei's moralisch oder rechtlich! Kein Report, keine Schilderung, keine Verfassung

für Voyeurinnen. Dafür gibt's kein Geld. Ein dauernder Tod. Der einzige Rat: Gegenwart. Malerische Idee, während ich laufend häßlicher werde. Und ängstlicher. Ich gebe auch mein Gesicht, weit ist es und weich und weiß, so daß ihr darin lesen könnt. Ein Gesicht wie eine fette Schlange. Dieses Gesicht trägt die Zeichen aller Sünden. Selbstsüchtige Scheiße. Kaum betrunken in erstklassigen Restaurants, statt volltrunken in billigen, war das die Folge der Erziehung? Hechel: Ja, ja! Nichts wurde fruchtbar. Keine Kuppelei fand statt. Kein Stil.

Kaufen. Ich konnte nicht mehr mit der vergeudenden Verschwendungen mithalten. Meine Durchhaltekosten stiegen ins Unermeßliche. Geld war zwar da, aber ich war ausgemünzt, leer. Da steigerte sich keine Leistungsfähigkeit zum Leben und Lieben. Haltung von Männern mir gegenüber? Monologe, zehnfach gefaltete Hirne. War ich die Frau, deren Leben vorbei ist? Fassade für pornographische Erinnerungen? Gedächtnis ist eine lustige Sache, ein strittiges Tugendband, findet ihr? Ich auch nicht! Ich bin ein abgesondertes, redloses Bild. Zu schwatzhaft. Es erlaubt aber keine Gewerbefreiheit für Gefühle. Schwarze Ränder um meine zu kleinen Augen. Wichtiger Posenkram. Was kann ich aus der Gesellschaft herausholen? Das Minimum ist der juristische Standpunkt, da kann mir Philipp gar nichts, von wegen Bauchschuß. Das Maximum, eine bessere Gesellschaft, wäre bloß moralisch: ich kann euch Energie geben, Mut machen, selbst so eine Abtrittschriftstellerin wie ich. Geld macht nicht unschuldig. Meine Verletzlichkeit aber kann kein Thema für euch sein. Bloßes Wohlgefallen als arabeske Groteske, liebenswerte Idiotie?

Ewig in der gleichen Fußgängerzone. Erschöpft, verkommen, barbarisch und verfälscht. Kaufhof, Hertie, Karstadt und die kleinen Luxusläden: versteckt in Passagen und Arkadenschnickschnack. Pullover von Missoni, von Missoni zu Lagerfeld. Sinnlos verwirrte Blicke von Verkäuferinnen. So ein dilettantisches Geräuspere genoß ich, mußte mich zurückhalten. Leicht sind 10 000,- DM für Klamotten weg. Schenken? Verschenken. Ohne Dank? Ich wollte durch Kauf kompromittieren und einschüchtern, nicht lieb, friedlich und freundlich sein. Helle zeigen. Der freie Wille ist die Herzwurzel aller Laster. Überschießende Wirklichkeit, sollte ich mich darin wohl fühlen können, setzt aber nachdenklich abwägende Sprache voraus, zumindest aber kein unstetes flüchtiges Kaufen. Nun ist die unsinnige Ansammlung von Nippes eine kleine Bußübung für Müßiggänger wie mich, und ein Geizhals und Furzklemmer wollte ich auch nicht sein, aber ich wollte meine moralische Unsicherheit ja nur mit Selbstverteidigung durch Vollkauf kompensieren. Die trügerische Billigkeit schlaferte mich leichtsinniges Baalskind ab. Und Sprüche wie „Bereichert Euch!“ ließen meine Triebwünsche kollabieren, kretinisierten mein Hirn. Das Geld betrog mich mit seiner Kaufkraft. Geld war nicht länger Rückzugsmöglichkeit, und die rechte Münze wäre doch: Vernünftigkeit. Sich Dinge geben und zurückgeben, auch schenken mit Respekt und Höflichkeit, das gäbe einen Sinn. Aber hier hat jeder eine Vertragsfreiheit zum abschlußsichernden Handel als Betrug: so bringen wir das Geld zutage, damit man stehlen und kuppeln mag!

Ich verführte mich nicht selber. Bemerkte die Abhängigkeit von fremden

Ideen und Bildern, von faulen Sehnsüchten und verbrecherischen Ideen. War mein Ziel doch heimlich das Bürgertum, das längst mit Buddenbrook vergangene, hingemetzelt noch mit Zeitunglesen und Kaffeetrinken. Konnte das sein? So mies? Ich wollte mich von der dummen Welt abkoppeln. Ich organisiere mich selber. Was wollt ihr beschließen, ihr prinzipiellen Sozialarbeiter: rückgratlos, aber ewig plappernd bürgerliche Freiheiten verkündend: und ich KAUFEN.

Meinem Geld lag kein Beipackzettel bei, dabei ist Besitz und Gebrauch ebenso unter Strafe zu stellen wie eine Rauschdroge. Die plattgeschlagene Scheidemünze garantiert den hochmütigen Übergang der Wünsche ins Leichenhaus. Aber solange ich kaufen kann, ist die Furcht vor dem Gefühlstod abgeschwächt.

Kauf oder Wut. Wutkauf. Fußgängerzone unetet hoch. Fußgängerzone verlottert zurück. Das war nicht lustig. Ich war eine Flipperkugel. Zwischen Kaufhäusern, Delikatessengeschäften, Optikern, Trachten hier und Mode dort, Kaffee und Buch, Füllfederhalter und eine Rostbratwurst: so grausam stelle ich mir Gottes Paradies vor. Oder die Hölle. Es mußte vorwärts gehen. Ich wäre gerne wie McScrooge gewesen, im Geld umhertauchen, 100 Meter blaugrauen Leinenstoff kassieren, aber selber mit Kunstseide unterfüttert dem Trakte Relznøm ein wundervolles Mantelchen hingeschneidert, mit chinesischem Look. Mit Leuten reden, mit Menschen arbeiten, bei Freunden leben, denn: die Menschen sind gut, aber die Leute sind Säue. Die Lebenssteuerung ist enorm, die stille Seele hungrig. Wo ist mein in allen Dingen bewanderter Klügling?

Kaltes Kaufen. Ich lief alle fünf Stunden ins Pensionszimmer. Ich wurde nicht blöde besehen, aber das Zimmer füllte sich unerhört, ohne Sinn. Geld bringt mich niemandem näher. Verfluchte bürgerliche Ordnung. Ich leide unter allen Maaßen darunter. Ich erstarre, blasphemische Mysterien kamen auf mich zu und schrien: Danke! Angenehm rief es von links, sehr grazil: Hier ist Liebe mit Trade-Union-Bewußtsein! Kleinklein-Leute. Provinz. Da wollte ich doch durch Kaufen raus. Und nicht mit: durch deine Hände Arbeit, Blut, Schweiß und Vereinsmitgliedschaft.

Atemberaubend schnell wurde ich ein Mensch im Abfall. Ich war durch Geldabsonderung ein entnaturalisiertes Dividuum. Meine Seele wurde neidhockerisch und steril. Jeder weitere Kauf zwang mich, tiefer in meine Vergangenheit zurückzusteigen. Wie konnte ich davon innerlich loskommen?

Die Fortdauer meiner Kaufopfer schlossen immer mehr meine Selbstbestimmung und Emanzipation aus. Ich verlor jede sinnliche Gewißheit über mich. Welchem Handeln konnte oder sollte mein Wille Dauer geben, um etwas Gutes in mir entstehen zu lassen? Vérausgabung war so Selbstaufgabe, keine Verschwendug mehr sein. Schrankenloser Genuß war mir nicht möglich, ist uns tödlich.

Wen kannte ich, hatte ich. Konnte ich nicht eine Frauenbande gründen? Mein vorsätzlicher Zorn wurde unversöhnlich. Ich wollte keine splitterrichtende Neiderin mehr. Was an mir versäumt wurde, sollte mich anspornen, eben das zu lernen. In Mexiko, wo die Vergewaltigungsrate jenseits unserer Phantasie sich in unbekannte Höhen spiralt, gibt es „Las guapachosas“ (Die

mit der besonderen Fähigkeit, Männer zu betören), viele andere, auch „Las capadoras“ (Die Kastriererinnen). Keine bloße Verteidigung mehr, auch Raub und Einbruch, nur ohne Waffen: keine Messer, Schlagstöcke oder Pistolen. Wäre das ein Weg? Als ob das eine Wahl wäre: ich will nur aus der Verschleiß-Herrschaft meiner Lebenskräfte. Noch immer ohne Arbeit, keine Aussicht auf Wohnung: kostet mit Makler ja auch 5000,- DM, ist ohne Arbeit nichts: Besinnungsschock. Gutes Handeln und richtiges Sprechen gibt Nutzen und Freude, oder: Was fein gesagt sein will, muß vorher gut gedacht sein. Ich aber bin keine Menschin für Kasuistik.

Elisabeth kannte ich noch, aus Bad Homburg. Sie wäre ein Fluchtpunkt. Philipp suchte mich, aber ins Maul einer anderen Löwin wollte ich auch nicht, nicht einmal Tanzbärin werden. Bestürzende Ohnmacht ist meine Welt. Ich habe ja keine Brillanz. Kein Weg führt vorbei an Strafe und Willkür. Zugeschnürt und eingepackt mit Geld: aber aus dieser Stadt mußte ich weg. Keine Zusage der Welt, aber Elisabeth, 60 Jahre mit Umhang und barfuß, ist ein Haltepunkt für normales Leben. Soll Niedergeschlagenheit ruhig mich zur Wildtierfrau-Arena hinführen, und bei Elisabeth wußte ich, daß meine Art der Aufrechterhaltung doch ein Scheitern ist. Tiefes Schweigen über. Langsame Blockfreiheit für Dünnschißgefühle. Nachsetzen: meine Welt ist Routine, Humdrum, wiederholend, trivial, ungeordnet und irritierbar. Ich hatte keinen Schwerpunkt. In meinem Mund häufte sich der Speichel, schwellende Magenüberhitzung. Harmlose Munterkeit bewegte sich besorgniserregend flink durch die Güterpyramiden im Pensionszimmer. Ich mußte mich da hinaus kämmen. Lärmende Sprungbereitschaft in meinem Hirn. Andächtig gefeilte Schalengußformen meiner Verbrecherinnenseele drohten zu zerspringen. Ich bereitete Heimzahlung vor.

Elisabeth machte Spielstunden mit Erwachsenen. 50–60jährige Frauen drängten sich um Käthe-Kruse-Puppen und suchten mit Te-cum-Seh ihre Jugend. Wiewohl ihre Jugendfreundinnen an amerikanischen Universitäten tatsächlich Professorinnen für indianische Völkerkunde geworden sind, also sich durch Faschismus nicht aufhalten ließen und Jugendträume verwirklichten, waren sie traurig. Gut verheiratet, aber die Kinder taten „The VERBOTEN“, ehelichten blinde Mädchen, verweigerten den Kriegsdienst und arbeiteten in der Gefangenenumfürsorge. Elisabeth faßte ihre enthusiastischen Bilder in Silber, und ihre Sätze hatten Kinderschaukelschwung. Ohne attische Haltung. Ihr Vorschlag beim Anruf: Ich lege ihr das Restgeld hin auf die Hand, immerhin noch achttausend Mark, fahre nach Bad Homburg, kann dort so lange wohnen, wie ich es für richtig halte, und sie bringt mir einige Lebens- und Maltechniken bei, das könnte irgendwas sein, was uns einfiele. Textilgestaltung, Reden, Plastikfigürchen aus Plastolin formen, Eisenbahn spielen, Farbenlehre gegen Newton für Goethe und Schopenhauer ausprobieren, mit anderen Frauen zusammen sein, die Frankfurter Uni erleben. In einem Haus mit schönem Garten sein.

All das klang lächerlich, war doch nicht mein Leben. Elisabeths Vater trotzte in Köln den Nazis, gab irgendeinen BOTEN mit Walter Dirks heraus, christlich und rot, wie später mal völlig verwässert und nicht so intelligent ein Herr Böll werden sollte. Sie war fett, richtig dick, ich hatte Angst vor ihrer Masse,

wollte andererseits von ihr gestreichelt werden. Sie hatte so viele Farben. Eine selbständige Frau eines erfolgreichen Mannes. Von den Russen beide Knie durchschossen, aber ein göttlicher Himmelwerber für Cameras und Konsumartikel wie verrückt.

Alles hatte sich mir entzogen, nur Elisabeth gab mir die Hand. Käme ich denn nicht alleine durch? Unsicherheit wird zur Angst. Ich wollte mich auf mich einlassen, aber da war nichts. Egoismus und Individuumsschutz hatte ich in den letzten Jahren trainiert, um nicht mehr verletzbar sein zu können. Prophylaxe gegen auf die Schnauze fallen. Hier gibt es eben keine „Girls in the Gang“. Lieber keine Erfahrungen als schlechte, aber dies stank mir ja. Dennoch bleibt dies Mißtrauen mir gegenüber. Mit einem Megaphon würde ich brüllen: Länger leben, besser leben. Aber in der BRD gibt es nur eine „Gesellschaft für humanes Sterben“. An humanes Leben denkt hier niemand. Meine Wahrnehmung der Welt gegenüber hatte nachgelassen, und Elisabeth versprach soviel. Luftsprünge, ohne sich einpassen zu müssen. Ihr Mann würde mich in Ruhe lassen, vielleicht ein paar böse Sätze auf meine Haut punzen, die ich leicht ausbügeln würde.

Umstürzender Luftwechsel. Sollte mich kompromißlerische Schwäche ergreifen? Lebenszuckerwatte ohne Risiko? Ein schneller Schluß. Ich gab nach und weiß nicht, was wird. Aber es wird mich noch geben.

Wie lieblos und kleindenkend muß der Mensch sein, der, meines Unglücks uneingedenkt, für einige D-Mark eine Geschichte auf Unkosten meiner Ehre zusammenstoppeln kann.

Ich weiß es nicht, denn ich bin es selbst.

Kurt Neuburger  
Ritninge

die zarten Teeblüten, gelb oder weiß  
gehören für die abgebrühten Händler und Köche  
zum Abfall

wie sie alles verderben! es muß  
an ihrer Ordnung liegen. im wilden Wald gibt's  
weniger Tollkirschen und Giftpilze

die Worte sträuben sich  
wie meine buckelnde Cypernkatze mit den nachtgewohnten Augen  
und den Sträflingsstreifen auf dem Pelz

schön hinter Gittern:  
endlich sicher  
vor der Gesellschaft!

heute warf beim Rundgang ein Häftling  
eine in den Gefängnishof gefallene Kastanie  
wieder über die Mauer

ich reise nicht wie Freiherr von Münchhausen auf Kanonen-Kugeln  
ich verweile kurz  
vor Tau im Gras

„Kurze Rast!“ die erschöpften Soldaten lassen sich niederfallen.  
da lagen sie noch  
als die Raben schon nicht mehr kamen

eine Schwalbe macht noch keinen Sommer, ungeachtet dessen  
schrie sie: „die Zukunft hat wieder Zukunft“ –  
ich zirpe gehorsamst: Zukunft für wen?

hier fehlt ein positives, echt lobenswertes, bis jetzt unbeschriebenes Lächeln  
momentan lächelt kein Mensch (ich kann's im Augenblick nicht)  
könnte hier jemand einspringen?

wie? es gäbe staatlich lizenzierte Geschäfte  
die Uniformen und Charaktermasken auf Lebenszeit verleihen?  
pfui, du Lügenbold!

o wenn mein Denken die Ohren anderer klingen machen könnte  
würden manche mit Musik aufstehn  
aber regimenterweise platzten Trommelfelle

Erde, blind im All träumend schwebende Kugel  
sähst du das Ungeziefer auf deiner Haut  
du riefest einem Gott, dich zu kratzen

*Notiz zum Wort „Ritning“*

Das Wort RITNING (Singular: das Ritning, Plural: die Ritninge; erstes i langes i) fiel dem Autor nicht ein, es fiel ihm zu, als er Snorris Satz „Ek let rita“ (ich ließ schreiben) las. Nachträgliches Sprachvergleichen führte auf die Wurzel „ri“ bzw. „scri“ für das Wort „schreiben“ in fast allen Sprachen des indoeuropäischen Sprachraums. Beispiele: *scribere* (lat.), *écrire* (franz.), *write* (engl.), *schrijven* (niederl.), *scriva* (schwedisch), *skrive* (norweg.). Aus derselben Sprachwurzel entwickelte sich das heutige schwedische *ritare* (der Zeichner), *rita* (zeichnen), *ritning* (die Zeichnung). Das schwedische Wort „Ritning“ hat sich in der Richtung: Entwurf, Plan, Skizze, Grundriß entwickelt. Deutlich hat sich die Wortbedeutung im deutschen Wort Skizze erhalten: nämlich die Skizze, die einmal eine Schreib-, ein andermal eine Bildform bezeichnen kann. Der Autor hat das nordische RITNING, in welchem man Schreiben und Zeichnen zugleich miteinander kann, als Bezeichnung seiner bildhaft geschriebenen Dreizeiler in die deutsche Sprache „eingeschmuggelt“.

Die Ritnige sind eine genau sich von Epigrammen oder Aphorismen unterscheidende Art von Dreizeilern. Ihre äußere Ähnlichkeit mit japanischen Haiku beruht auf innerer Wesensverwandtschaft des Autors, dem dieses „eurasischen Denken“ eine täglich gelebte Selbstverständlichkeit ist.

Michael Hillen  
coup im bristol

10 uhr 21. zwei livrierte portiers  
eilen zu den blauen türen.  
die herren steigen aus,  
im flachen köfferchen die pläne.

aus gründen der mitbestimmung erfahren  
was die herren beschlossen  
die betriebsräte in zwei wochen aus der zeitung.

## Christine Schaefer Unsterblichkeit fängt im Leben an

Mir war sie im Wartesaal schon aufgefallen, als ich die Zeit totzuschlagen versuchte im Kampf gegen die scheinbar stehengebliebene Bahnhofsuhr. Sie hatte einen großen, braunen Lederkoffer auf ein paar Rädchen und einige kleine Gepäckstücke vor sich aufgebaut. Ihr Alter war schwer zu schätzen. Sie konnte ebenso eine Siebzigerin wie auch eine Dame um die sechzig sein. Ihre himmelblauen Augen hatten etwas Ermunterndes, als sie sich mehrmals von ihrem Buch weg auf mich richteten. Sie signalisierten mir, daß sie nur darauf wartete, von mir angesprochen zu werden. Ich war die Jüngere und mußte meine Scheu zunächst überwinden. Über eine Stunde war noch Zeit bis zur Abfahrt des Zuges mit Ziel Berlin-Zoo.

„Warten kann zur Ewigkeit werden“, sagte ich schließlich in ihre Richtung und verdrehte die Augen verzweifelt der Uhr entgegen.

„Nicht für mich. Meine Beziehung zur Zeit ist eher freundschaftlich. Ich weiß immer was mit ihr anzufangen. Und warten habe ich gelernt“, erwiderte sie leicht amüsiert.

Ich rückte näher zu ihr und fühlte mich sofort von ihr angezogen. Es ging eine Kraft von ihr aus, die ich nur an Menschen erlebt hatte, die fernab von jeder Art Selbstmitleid stets offen für ihre Umwelt sind.

„Gehen Sie doch noch was essen. Ich passe hier gern auf Ihr Gepäck auf! Wir haben doch dasselbe Reiseziel, oder?“

„Wie können Sie wissen?“ fragte ich verdutzt.

„Für Berliner hab' ich eine Nase“, lachte sie und wandte sich wieder ihrer Lektüre zu, aus der sie zuvor so bereitwillig aufgetaucht war. „Psi“, las ich den Titel, als ich meine Reisetasche zu ihren Füßen abstellte.

Vor zwanzig Jahren etwa mochte ich von Berlin nach München gezogen sein. Und wäre jetzt nicht dieser Todesfall, wer weiß, ob ich je Grund gefunden hätte, meine Heimatstadt wiederzusehen. Hier bei Currywurst und Bier kamen mir plötzlich Erinnerungen: die alte graue Schule in Moabit, Fräulein Zochert, meine erste Lehrerin, die mit ihrem Stöckchen noch Schläge austeilte. Sonntage bei Großeltern und angewiligen Tanten mit labrigen Küssen, Spitzendeckchen, Kaffeetassen. Besuche an alten Gräbern. Aber auch Schlittenfahrten am Teufelsberg, Zirkus Busch, Olympiastadion mit Streichholzfeuerwerk, Baden im Schlachtensee, aufregende Rendezvous auf Parkbänken. Erste Liebe, Tanzstunde. Natürlich Bombennächte, Bunker, Keller, Angst. Hatte ich sie deshalb so verdrängt, diese Kindheit mitten im Krieg? Jetzt war es wie ein Durchs-Kaleidoskop-Sehen. Bunte Teilchen formten sich zu immer neuen Kombinationen. Erstmalig freute ich mich auf ein Wiedersehen mit meiner Stadt. Ganz in Gedanken lief ich zurück quer durch die zugigen Bahnhofshallen. Ich zog den dicken schwarzen Schal fester um den Hals. Es war ein eiskalter Februarntag, klar und leuchtend mit schmutzigen Schneeresten an den Straßenrändern. Ich schaute auf die Armbanduhr und mußte mich schon etwas beeilen. Erst jetzt fiel mir auf, als ich die freundliche Dame heiter wie zuvor bei den Gepäckstücken wachsen sah, daß wir einander noch nicht vorgestellt

hatten. „Ich danke Ihnen. Das war ein guter Tip“, kam ich ihr lächelnd entgegen. „Es wird, glaube ich, höchste Zeit, zumal Sie vermutlich keine Platzkarte haben.“ – „Das braucht's garnicht. Die Züge nach Berlin sind spärlich besetzt. Die lange Fahrt mutet sich kaum noch einer zu, seit es preisgünstige Flüge gibt“, und sie erhob sich, schulterte ihr Handgepäck und schob den Koffer vor sich her. Sie war so selbstsicher, so gar nicht fragil und hilflos, wie es oft alternde Menschen sind, obwohl ihre Statur auf den ersten Blick eher zart wirkte. Ich lief voraus und schnappte mir einen Kofferkuli, auf den wir das ganze Zeug packten.

Gleis 25. Sie hatte recht, bis auf die Kurswagen nach Hof war der Zug fast leer. Ich suchte meinen Waggon, und wir stellten fest, daß wir allein im Abteil waren und uns ausbreiten konnten.

„Wissen Sie, ich fliege nämlich nicht gern. Nicht, daß ich Angst hätte. Aber ich mag den Kontakt mit der Erde nicht verlieren. Das Fliegen geht mir zu schnell. Dann ist der Geist noch daheim, während die Füße schon das Ziel der Reise erreicht haben.“

Alles, was sie sagte, schien einen Sinn zu haben, gewachsen aus der Erfahrung eines langen, anscheinend reichen Lebens. Wir fuhren in den Winternachmittag hinein, vorbei an der Freisinger Abtei. In der Oberpfalz lag noch Schnee. Man konnte in der Nähe der Dörfer Langläufer ihre Runden ziehen sehen.

Meine Gefährtin hatte mir inzwischen auch den Grund ihrer Reise mitgeteilt. Eine Freundin erwartete ihren Besuch in Kreuzberg. Mich wunderte das, denn das war wohl nicht gerade das nobelste Viertel von Berlin. Ines Geiger – ihren Namen hatte ich inzwischen erfahren – aber wirkte nicht nur von der Kleidung her elegant. Sie war gebildet und gehörte offensichtlich einer besseren Schicht an. Man konnte mit ihr über Kunst, Literatur und Politik reden. Sie schien überall auf dem laufenden, und es war interessant, ihr zuzuhören. So verging die Zeit im Fluge.

Meine Reisegefährtin schien ein wenig Ruhe zu brauchen, als wir schließlich die Grenzformalitäten hinter uns gebracht hatten. Es ging reibungsloser, als ich es erwartet hatte. Selbst die amerikanische Zeitschrift, die ich kindisch provozierend neben mich gelegt hatte, erregte keinen Anstoß bei dem kontrollierenden Beamten, der uns einen Stempel in den Paß drückte. Natürlich schauten wir neugierig hinaus, sahen die hohen, mit Stacheldrahtrollen umwickelten Grenzzäune und einen Wachturm. Bahnbeamte mit Russenmützen gingen kontrollierend auf und ab. Ein flaues Gefühl beschlich mich: „Ist das nicht wie ein großer Gefängnishof?“ fragte ich Frau Geiger. „Ach was. Es ist nichts als ein trennender Zaun, und man weiß nie, wer mehr gefangen ist. Der außerhalb oder jene, die sich drinnen befinden. Es ist eine Frage der Sicht.“

Diese Antwort setzte mich in Erstaunen, war sie doch ganz abseits aller Klichées.

„Ich bin keine Kommunistin, keine Angst. Aber ich muß Ihnen dann etwas aus meinem Leben erzählen, damit Sie verstehen, warum mich Zäune und Mauern nicht mehr schrecken können.“

Doch zunächst schien sie dazu nicht bereit, sie streckte sich auf ihrer Bank aus und stopfte die Rotfuchsjacke unter den Kopf, um bequem zu liegen. Ich trat eine Weile auf den Gang hinaus, um eine Zigarette zu rauchen. Es begann bereits zu dämmern. Etwas trostlos huschten graue Häuserreihen und neonbeleuchtete Fabrikhallen an mir vorbei. Hier und da ein Wartburg am Straßenrand. Nicht einmal die Lampen in den wenig beleuchteten Fenstern sprachen von Individualität.

Mitten in meinen Beobachtungen tauchte ein Mann mittleren Alters auf. Er hatte eine Bierflasche in der Hand und bot mir einen Schluck an. Ganz nüchtern war er nicht mehr. „Na, Mädchen, wo kommst du denn her? Dreh dir doch mal ans Licht. Ick möchte dein Jesicht sehen!“ Ich tat wie mir geheißen, denn ich wollte es mit Plaschke – so hatte er sich vorgestellt – nicht verderben. Mein erster wirklicher Berliner auf der Reise! Er mußte mir Glück bringen und auch das Gefühl von Heimat, das sich einfach nicht einstellen wollte.

„Nicht übel!“, konstatierte er. „Ick bin Polizist und war mit zwanzig Kollegen in Kulmbach. Brauereibesichtigung. Wir hab'n noch ne janze Kiste im Abteil.“ Ich erinnerte mich an die grölende Horde, die in letzter Minute in Hof zugestiegen und glücklicherweise an unserem Abteil vorbeizogen war. Plaschke konnte es nicht fassen, daß ich, als Berlinerin, meine Heimat so lange nicht mehr gesehen hatte. Er gestand, schon nach einem Tag Abwesenheit Heimweh zu haben. Seinem Drängen, mit ihm zu kommen und an der Bierrunde teilzunehmen, wußte ich schließlich auszuweichen, indem ich mich mit ein paar freundlichen Worten wieder ins Abteil zurückzog, in dem jetzt die Nachtbeleuchtung brannte. Ines ruhte mit halbgeschlossenen Augen, und ich versuchte, es ihr gleichzutun. Wie wichtig nahm ich mich doch – ging es mir durch den Kopf, als mir die Existenz der meisten Menschen bewußt wurde: ein ewiger Turnus zwischen Fabriken und dem bißchen Privatleben hinter trüben Fensterscheiben imitten von Schornsteinen und ein paar Bäumen, die um ihr Leben kämpfen. Sicher auch hier. Ich zog eine Flasche Rotwein aus der Tasche und goß mir ein Gläßchen ein. Meine Begleiterin blinzelte belustigt zu mir hinüber. Sie setzte sich wieder auf. „Das ist zu verlockend“, meinte sie und kramte ihrerseits einen Becher hervor, den sie auf das Tischchen vor sich stellte. Mit den Fingern fuhr sie sich durch die zerdrückte Dauerwelle und brachte wieder Ordnung in ihr Haar. Unvermittelt begann sie mit ihrer Erzählung:

„Es liegt jetzt gut vierzig Jahre zurück, als ich in einem Berliner Untersuchungsgefängnis saß...

Im Krieg war ich Dolmetscherin. Hauptsächlich Französisch und Spanisch. Ich reiste viel zwischen Berlin und Paris hin und her. Mein späterer Mann und damaliger Freund war Offizier im besetzten Paris. Es würde zu weit führen, in Einzelheiten zu gehen. Wir, d. h. eine Gruppe von Leuten um Paul und mich, waren schon eine Weile im Untergrund tätig. Hier wie da wurden Nachrichten ausgetauscht, die im weitesten Sinne schon die Vorbereitung auf das Hitler-Komplott am 20. Juli betrafen. Ich konnte zuweilen Kurierdienste verrichten. Doch irgendwie flog eines Tages alles auf. Man mußte uns verpfiffen haben.

Gestapo-Leute holten uns im Morgengrauen aus unserem Hotelzimmer am Gare St. Lazare, und wir wurden nach Berlin überführt. Nachdem die Verhöre – an Einzelheiten möchte ich mich lieber nicht erinnern – in der Prinz-Albrecht-Straße keine nachweisliche Schuld erbrachten, kamen wir in U-Haft nach Kreuzberg.

Ich saß mit einer lettischen Kindsmörderin in einer Zelle. Sie war nicht ganz richtig im Kopf. Eine dicke Person, die den ganzen Tag nur blöde vor sich hinstarnte und auf ihrem knarrenden Stuhl hin und her wippte.“

Ines hielt in ihrer Erzählung inne, um einen tiefen Schluck aus dem Becher zu nehmen. Ich nutzte die Pause, ihr mein großes Interesse zu bekunden: „Das müssen sie mir ganz genau erzählen, ich war damals achtjährig in Berlin und erlebte die Bombenangriffe. Wie war das im Gefängnis? Da konnte man sicher nicht mal in den Keller gehen, oder?“

„Nein. Es war entsetzlich, aber andererseits hofften wir auch bei jedem Fliegeralarm, daß es einmal einschlagen würde und sich damit eine Chance zur Flucht ergäbe. – Aber ich will der Reihe nach erzählen. Mittlerweile bekam ich heraus, daß ich, wenn ich auf die Schultern der stämmigen Lettin stieg, durchs Gitterfenster nach draußen schauen konnte. Gegenüber lag der Männertrakt, und ich entdeckte ein Gesicht am Fenster. Unsere Blicke trafen sich. Die Verständigung begann mit einer Art Zeichensprache. Einen Finger, dann zwei deutend, wollte ich in Erfahrung bringen, ob der Mann allein in der Zelle saß. Er schien zu begreifen, schüttelte den Kopf, und sein Gesicht verschwand aus dem schwach beleuchteten Rechteck. Ich wartete gespannt und dann – sah ich Paul. Schmal sah er aus mit geschorenem Kopf, aber er strahlte, als hätte ihm einer die Freiheit wiedergeschenkt.

Von da an ergriff ich jeden Tag zu etwa derselben Zeit die Gelegenheit, das Manöver zu wiederholen. Die Lettin stellte sich dann breitbeinig auf, wenn ich sie aus ihrer Lethargie riß, verschränkte ihre Hände und wurde so zur lebenden Leiter. Es ist nicht zuviel gesagt, daß diese Minuten täglichen Blick- und Zeichenwechsels mit meinem lieben Leidensgenossen gegenüber mich die gräßlichen Monate ertragen ließen. Bis eines Tages zur gewohnten Stunde wieder das andere Männergesicht am Fenster auftauchte und mit dem schmalen Schädel eine verneinende Geste beschrieb. Entsetzt versuchte ich zu begreifen. Das Schlimmste ahnend, griff ich mir an den Hals. Mein Gegenüber verstand und schüttelte heftiger als je den Kopf. Also nicht Plötzensee. Mit einander wie zum Gruß fassenden Händen deutete er mir etwas wie Abschied an, und nachher wies er weit über die Gefängnismauern hinaus, um klarzustellen, daß Paul woandershin verlegt worden war. Vielleicht hatte man ihn auch bei seinen immer erforderlichen Kommunikationsversuchen am Fenster ertappt. Meine Welt brach zusammen. Schluchzend warf ich mich auf die Pritsche, nichts als ein hoffnungslos verzweifeltes Bündel Mensch, in einer Zelle eingesperrt zusammen mit einer Kindsmörderin, die stundenlang schwermütige, unverständliche Lieder sang und vor sich hinwippte. Ich flehte meine Wärter an, dafür zu sorgen, daß ich zu den Politischen verlegt würde. Vergebens.

Es war Weihnachten 44, als wir eine Tasse Glühwein zu einem trockenen Stück Kuchen bekamen; ein Hauch Menschlichkeit – Christi Geburt. Doch der Latrineneimer war schon am Überlaufen. Es stank nach Fäkalien. Ich konnte den Kuchen nicht runterwürgen, kippte den dünnen Wein in den Ausguß und zerbrach die Tasse, die man uns unvorsichtigerweise zum festlichen Anlaß überlassen hatte. Sie können sich denken, daß es schwer ist – sei man auch noch so wild dazu entschlossen –, die Vene richtig anzuschneiden. Nun gut! Ich will es kurz machen. Ich weiß nur noch, wie ich mich, von einer Funzel beleuchtet, mit fest verbundenen Handgelenken auf meiner Pritsche wiederfand. Tiefer konnte ich nicht mehr fallen. Künftig würde es nie wieder eine derartige Gelegenheit geben. Ich war ein Versager. Noch nicht einmal töten konnte ich mich selbst. Stundenlang starrte ich an die Decke. Dann stand ich auf und rannte wie eine Wilde immer neu mit dem Kopf gegen die Mauer, bis ich fast betäubt in den Armen meiner Zimmergenossin landete, die mich mit einem kräftigen Griff wie ein Kind auf ihrem breiten Schoß hielt und hin und her wiegte. Ich überließ mich der Frau. Erstmalig dachte ich darüber nach, daß dieselben Hände, die ihr Kind getötet hatten, mich nun vor der völligen Selbstverstümmelung bewahrt hatten.

Meine Mutter kam mir in den Sinn. Sie war früh gestorben. Ich mochte wohl nicht viel älter als zehn Jahre gewesen sein, als ich sie, durch den Religionsunterricht angeregt, gefragt hatte: Was ist eigentlich Unsterblichkeit? – Unsterblichkeit – sagte sie – fängt mitten im Leben an. Ausgerechnet jetzt fiel mir das ein. Nie hatte ich den Sinn dieser Worte begriffen.

Da muß eine Kraft in uns sein, die stärker ist als jede Verzweiflung, die niemand und nichts zerstören kann. Mein ganzes Sein konzentrierte sich in meinem Bauch. Und ich spürte trotz schmerzendem Schädel Wärme in mir aufsteigen und so was wie Hoffnung. Nicht, daß ich bewußt an Gott dachte. Aber da war plötzlich etwas in mir, dem ich vertrauen konnte, etwas, das sich sogar in dieser gräßlichen Umgebung manifestierte. Und als ich zwei Monate darauf die Zelle als freier Mensch verlassen durfte, wußte ich, daß hier etwas Entscheidendes von mir zurückblieb, das schließlich kommende Insassen spüren könnten. Ein Stück von meinem unsterblichen Ich. Daran glaube ich übrigens fest!"

Der Zug, der die letzten hundert Kilometer nur geschlichen war, blieb plötzlich auf freier Strecke stehen. In der Ferne war eine große Stadt zu sehen. Es war Leipzig. Die Erzählung der Ines Geiger hatte sie und mich gleichermaßen erregt. Ich war nicht mehr in der Gegenwart und nur noch begierig, alles bis zum Ende zu erfahren. Ines hüllte sich in ihre Pelzjacke, als fröste sie, oder besser noch, als suche sie darin Schutz. Wie oft mochte sie sich so offen einem Menschen anvertraut haben? Sicher ist es gut, wenn man dabei auf einen Fremden trifft.

„Aber die Geschichte ist noch längst nicht zu Ende“, nahm sie den Faden wieder auf. „Die Zeit bis Berlin wird wohl ausreichen, den Rest zu erzählen.

Ich begann also wieder zu leben, einem neuen Jahr entgegen, das das Ende des Krieges bringen würde.

Silvester wurde ein zweites Bett auf meines gestockt. Wir bekamen Zuwachs. Leni mochte nicht viel älter sein als ich damals, etwa 28. Sie war eine auffallende Erscheinung, trug einen giftgrünen Mantel, darunter einen engen, geschlitzten Rock und eine weit ausgeschnittene rote Bluse. Ihre rotblonden Haare waren wie eine Flamme mit Kämmen nach oben gesteckt. Ihr Gesicht war stark geschminkt. Unschwer zu erraten, aus welchem Milieu sie kam. „Die hier hat sie wohl nicht alle“, sagte sie mit einem verachtenden Blick auf die Lettin. „Jott sei Dank bist du da, dann ist es hier nicht so öde.“ Bereitwillig erzählte sie, daß sie eine tripperkranke Prostituierte und trotz Sperre wieder auf den Strich gegangen war. Bei einer Razzia, just an diesem Silvesterabend, hatte man sie aufgegriffen und hierhergebracht. Sie hatte noch einen in der Krone und ihre jetzige Lage noch nicht so recht erfaßt. Als die Wärterin die Tür hinter ihr verschloß, kam sie mit offenen Armen auf mich zu. Seit Monaten der erste Mensch, mit dem ich reden konnte. Wenn sie auch nach billigem Fusel roch, brachte sie doch etwas wie frischen Wind in die Zelle. Ich wollte sie berühren, denn sie war eben noch draußen unter Menschen gewesen, die in zwielichtiger Freude dieses Kriegssilvester feierten.

Leni machte kein großes Aufhebens und schloß sofort Freundschaft mit mir. „Ich hab was für dich“, sagte sie und griff mit spitzen Fingern in ihr schmudeliges Haarnest. Tatsächlich zog sie eine Zigarette heraus und noch eine und ein Briefchen Zündhölzer. Es war wie eine Offenbarung. Da gab es keinen Ekel. Gierig griff ich nach dem Geschenk und zog in tiefen Zügen den Rauch ein. Leni erzählte derweil, wie brenzlig die Lage im Osten bereits war. Von den Soldatenkunden hatte sie gehört, daß die Russen im Anmarsch auf Breslau waren. Das alles interessierte mich rasend. „Du, bald wird der Krieg aus sein, und du kommst hier raus. Komm, wir wollen feiern in diesem Loch hier!“ – und sie griff sich an den Busen und holte einen Lippenstiftstummel und einen kleinen, runden Spiegel heraus. Am liebsten hätte ich ihn ihr aus der Hand gerissen. „Nein, erst machen wir dich schön; und dann kannst du kucken“, bestimmt sie und schmierte meine Lippen an. Dann brachte sie den Stummel an meine Wangen, spuckte auf ihre Finger und verteilte das Rouge in meinem Gesicht.

„So, jetzt siehste nich mehr so blaß aus“, und sie fingerte noch an meinem halblangen, ausgewachsenen Haar herum. Irgendwie gefiel ich mir besser, als ich gedacht hatte. Mein Gesicht war zwar schmal geworden von fetten Haarsträhnen umgeben, aber es drückte etwas von ungebrochener, jugendlicher Kraft aus.

Leni hatte mich mit ihrer Munterkeit angesteckt. Meine Augen glänzten. Ich spürte, daß das Leben vor mir lag und die gräßlichen vergangenen Monate zu einem entscheidenden Baustein meines Charakters geworden waren. Etwas, das mir immer bleiben würde.

„Was spielen sie draußen in den Kinos?“ Meine neue Freundin plauderte munter drauflos. Sie hatte gerade die „Maske in Blau“ gesehen und erzählte, daß Marika Röcks Schlager „Kauf dir einen bunten Luftballon“ in aller Munde war. Sie begnügte sich nicht damit, nein, sie sang mir das Lied mit einer erstaunlich guten Stimme vor: „... und mit etwas Phantasie, fliegst du in das Land der Illusion und bist glücklich wie noch nie!“

Das faszinierte mich. Leni zog alle Register ihres Temperaments, schürzte ihren Rock, so daß die langen Beine zum Vorschein kamen, und begann keck zum eigenen Gesang herumzutanzen. Sie war gewohnt, sich zu produzieren.

Der Wärter war aufmerksam geworden und trat schmunzelnd ein. Gegen Lenis Reize war auch diese graue Gefängnisratte nicht gefeit. Die liebenswerte Nutte löste ihre rote Haarflut, in der nun keine weiteren Schätze mehr verborgen waren, und gab eine Privatvorstellung. Den Rock noch höher schiebend und die Knöpfe der Bluse öffnend, deutete sie einen Strip an. Dem Mann schienen die Augen herauszufallen, und er klatschte vergnügt in die Hände: „Weiter so! Mach mit! Ihr seid zwei hübsche Puppen. Kriegt auch was von mir.“

Er zog eine flache Schnapsflasche aus der Westentasche und goß jeder von uns ein paarmal die Verschlußkappe voll. Wir kippten das Zeug hinter und spürten, wie es warm runterging. Viel hatten wir nicht im Magen, und die Wirkung ließ nicht lange auf sich warten. Ich weiß nicht, wann wir in dieser Nacht todmüde aufs Bett fielen.

Leider blieb Leni nicht lange, aber sie hatte mir ihren bunten Luftballon hinterlassen, mit dem ich nun beliebig oft über die Gefängnismauern schweben konnte.

Im Januar wurde ich noch ein paarmal zu Verhören gebracht. In welche Falle man mich auch zu locken versuchte, ich blieb hart und ging davon aus, daß die in der langen Zeit noch immer nichts Genaues über uns wußten. Als ich im Februar entlassen wurde, steuerte ich sofort Lenis Altbauwohnung in der Bergmannstraße an. Von dort nahm ich vorsichtig Kontakt mit früheren Freunden auf und erfuhr, daß Paul am Leben, aber immer noch nicht auf freiem Fuß war. Natürlich blieb ich nur ein paar Tage bei Leni, sie war inzwischen auskuriert und konnte ihrem Gewerbe wieder nachgehen. Es war nicht meine Welt. Wie schnell paßt man sich bürgerlichen Normen wieder an. Der Stall, aus dem du kommst, ist das einzige Gefängnis, aus dem es kein Entrinnen gibt.“

Im Gang war es lebhaft geworden. Plaschke, der nette Berliner Polizist, kloppte an die Abteiltür. Ich nickte ihm ermutigend zu, und er trat ein: „Komm' n Se mal, ick zeig Ihnen wat“, und er riß am Fenster. Es ließ sich nicht öffnen. Dann rannte er nach nebenan, auch hier das gleiche. Beim dritten Versuch gab er es auf und öffnete schließlich, wie einer, der etwas Verbotenes tut, die Waggontür. Neugierig beugte ich mich über seine Schulter nach draußen. Die eisige Winterluft schlug mir entgegen. Griebnitzsee – Grenzbahnhof. „Die haben Hunde“ flüsterte er, „sehen Sie, die sind abgerichtet und rennen unter dem Zug lang.“

Endlich fuhr der Zug an und Plaschke wechselte aus seiner Nachdenklichkeit in überschwängliche Begeisterung. Ein leerer S-Bahn-Zug fuhr in den Bahnhof Wannsee ein. Plaschke erklärte übereifrig, daß 72 km Strecke nun schon mit großem Kostenaufwand von der BVG wieder in Betrieb genommen wurden. Schienen, Wagen, Bahnhöfe – alles überholt. „Aber die Leute nehmen das einfach nich an“, beeilte er sich zu sagen. Wie gern war ich als Kind für

20 Pfennig mit diesen gelbroten Zügen herumgefahren, ein erstes Gefühl von Selbständigkeit und Freiheit auskostend.

Wannsee. Hierher haben wir oft Ausflüge gemacht. Mit der Schule und mit der Familie. Mein inneres Auge produzierte märkischen Sandstrand und johlende, plauschende Kinderhorden. Plaschke zeigte, immer noch am Fenster stehend, den Verlauf der Avus und jauchzte, als er den Funkturm sah. Leuchtendes Symbol in der Nacht, Freund meiner Kindheit: Weiße mit Schuß, Bockwurst, Grüne Woche, frühlingshaftes Großstadttreiben. Weiß Gott, ich konnte Plaschke jetzt verstehen, dessen Wiedersehensfreude keine Grenzen kannte.

Schnell mußten wir alles zusammenpacken. Meine Weggefährtin hatte die letzte halbe Stunde gelassen von ihrem Platz aus an sich vorbeiziehen lassen. Plaschke steckte mir noch seine Telefonnummer zu und bot sich für die kommenden Tage als Stadtführer an. Doch jetzt zog es ihn und seine Kollegen erst mal in den Biersalon am Zoo. Was für ein Wort für eine stinkende Kneipe!

„Da haben Sie ja schon eine Eroberung gemacht“, ließ sich Ines hören. Ich half ihr, den schweren Koffer aus dem Gepäcknetz zu heben. Wir würden uns in München wiedersehen. Das war schon besprochen. Hier im Bahnhof Zoo trennten sich unsere Wege.

Ich betrat als erste Berliner Boden und nahm Ines die Koffer ab. Wir gingen ein Stückchen gemeinsam durch die ungepflegte, etwas berüchtigte Bahnhofshalle, die nicht gerade eine gute Visitenkarte für Besucher der Stadt ist. Im fahlen Kunstlicht näherte sich mit ausgebreiteten Armen eine ziemlich aufgedonnerte alte Dame im Persianermantel, viel zu stark geschminkt, mit platinblondem Haar und einem Pelzkäppchen darauf. Ines ließ all ihre Gepäckstücke fallen, lief ihr entgegen und überließ sich der herzlichen Umarmung. Mir ging ein Licht auf.

„Ja“, zwinkerte sie mir zu. „Meine alte Freundin Leni Koller.“ Nachdem ich der Frau zugenickt hatte, verabschiedete ich mich von Ines Geiger und überließ die beiden ihrer Wiedersehensfreude.

War das die Art von Unsterblichkeit, die Ines in den schwersten Stunden ihres Lebens erfahren hatte? Sie würde mir das noch genauer erklären müssen.

## Uta Rappenstein Und ich sage „Gorki“

Wenn ich die Hunderte von Treppen nicht scheue, solle ich doch einmal hochsteigen und ihn besuchen, sagt er, gleich hinter der Höhe stehe das Haus aus grauem Basaltstein, aber zu viel Zeit zum Überlegen hätte ich nicht, jeden Tag könnte es Schnee geben, gestern flogen Schneegänse über mich hinweg, die Luft riecht schon nach Frost, dann werden die Treppen unbegehbar und der Serpentinenweg ist zu weit mit seinen Umwegen tief in den Wald hinein, dazu die frühe Dunkelheit, ja, und bis zum Frühling, wer weiß, jeder Tag kann der letzte sein.

Er steht eingehüllt in einen langen Pelzkragenmantel, wie einem alten, verblaßten Foto entstiegen. Er lächelte mit zu, fährt mit seinen Fingern durch seinen grauen Bart, stützt dabei seine hagere Gestalt auf einen Stock. Bevor er geht, greift er in seine Brusttasche, zieht ein Heft heraus, überreicht es mir. „Meine Gedichte“ sagt er, wendet sich ab und geht mit langsamem Schritten davon. An einem Morgen mein Aufstieg.

Dezemberlicht über der Stadt, die hinter mir talabwärts immer ferner bleibt. Klare Frostluft mit Reif, der alles verwelkte Grün zwischen den eingefallenen Treppenstufen mit seinem Weiß besetzt hat. Hinter mir Dächer und Straßen in der Morgensonnen, vor mir bergauf eine graue Basaltdüsternis.

Oben über den Hof kommt mir der Mann entgegen, durch gefrorene Pfützen, davonhuschende Katzen. Lächeln aus seinen blauen Augen. Aus der geöffneten Haustür dumpfer Modergeruch. Wir betreten ein Zimmer gleich neben dem Eingang. Wärme schlägt mir entgegen, ein kleiner Ofen verteilt seine Kraft. Er ist bemüht einen Lehnstuhl von Kleidung und Zeitungen zu befreien, aber wohin damit. Alles ist überhäuft von solchen Dingen, selbst unter dem Bett Kisten und überall Bücher, Pullover, Socken, Zeitungen. Übervolle Wände, nirgends ist nichts. Plakate und Bilder und auf rotem Hintergrund die Köpfe Lenins, Marx' und Engels'. „Das waren wahre Könige“ sagt er und hat es endlich geschafft, mir einen Platz zu finden. Wasserlose Vasen mit verdorrten Blumen überall im Raum verteilt. „Sinnbilder der Vergänglichkeit“ sagt er auf sie zeigend, legt einen Mantel über das Bett, setzt sich darauf mir gegenüber.

Ein Wasserkessel beginnt zu summen, er steht auf, sucht nach Tassen, stellt sie auf den überfüllten Tisch, sucht nach einer Kanne, geht zum Ofen und bereitet Tee.

„Magische Stunden jetzt, die Zeit zwischen den Jahren“ sagt er und schüttet Kohlen nach. „Der heilige Geist ist mit mir im Bunde, glaube mir, oft bin ich sein Medium, das Genie kann sich irren, der Heilige nicht, er ist das ausführende Organ, also sein Werkzeug. Ich bin ein Mann der Stille, lebe in dieser Einsamkeit und habe große magische Macht.“ Er lacht, humpelt zurück, sitzt mir gegenüber. Ich stehe auf, trete an das Fenster, sehe in die Finsternis hoher Tannen und auf einen Weg, der zu einer Straße führt. Mir ist, als liege überall die verbrauchte Kraft eines alten Jahres.

„Noch nie war ich in solch überfülltem Raum. Mein Leben spielt in diesem

Zimmer mit dem einzigen Ofen“ sagt er, „im Sommer bin ich Besitzer des ganzen Hauses.“

Erdrückende Wärme und auf einem Wandteppich eine südliche Landschaft, daneben Sprüche, Gedichte, Bilder und Fotos. Er erzählt mir auch, daß er nach dem Kriege lange in einer Krankenstation lebte, die in einem alten Schloß untergebracht war. Man nannte ihn dort den Frommen, oder Dichter und Bauer. Er bedichtete die schönen Krankenschwestern, die ihn pflegten, ging täglich in die Frühmesse, betete allein in der Stille der schönen Barockkirche, oft Stunden. Dort auch erlebte er eine jahrelange platonische Liebe zu dem Mädchen Maria, schrieb ihr in dieser Zeit fast tausend Liebesbriefe.

„Wenn ich geliebt habe, kann meine Liebe nie sterben, andernfalls war es keine Liebe, nur Egoismus, Verzweiflung, Not, ohne Schwingung der Seelen.“ Verstaubte, übereinander liegende Teppiche, und überall verstreute Zeitungen, Notizen. Er schreibe gerade sein Lebenswerk, sagt er, ist im Schaffensdrang, vergesse Essen und Trinken, rechne ab mit diesem faschistischen Deutschland. Er sieht mich an, die manchmal auftretende Strenge seiner Gesichtszüge ist verschwunden. Milde, Trauer und eine Art Hilflosigkeit liegen darin. Dann weiter, wenn er seine Nickelbrille aufsetzt, eine plötzliche Unerbittlichkeit. Er liest mir einige seiner Gedichte vor, Liebesverse, an ein junges Mädchen. Doch da bin ich nicht mehr konzentriert, meine Gedanken hüpfen hinaus, ich denke an den Abstieg zur Stadt. „Bleib ohne Angst vor der Dunkelheit“ kommt seine Stimme, „ich bringe dich mit einer Laterne hinunter, so lange war keine Frau in meinem Haus. Niemand kommt sonst zur Tür herein, nur ab und zu Erinnerungen, Augenblicke der Kindheit, der Schatten meiner Mutter, wenn sie am Klavier saß, spielte, ich hockte daneben auf einer großen, schwarzen Truhe. Sie starb jung, setzte uns kleinen Geschwistern dem strengen Vater aus, einem wortkargen Philosophen, Besitzer eines riesigen Gutshofes. An Sommerabenden saß er stundenlang in Nachdenken versunken vor dem Haus, sah in die Bäume des Parks oder er sang draußen auf seinen Feldern alte Volkslieder; die Arbeiter spotteten und sagten: Jetzt kommt der Gesangverein auf der Mähmaschine.“

„Komm“ sagt er, „steh auf“, legt mir seinen Mantel um, „wir gehen ein paar Schritte nach draußen.“

Und hinter dem Haus eine große Weide mit vereinzelten Eichenbäumen. „Im Sommer ist sie voller Kühe und Pferde“ sagt er, sie gehören zu der Domäne dort hinten, auch Touristen sind hier, steigen aus Bussen wegen der schönen Aussicht hinunter zur Stadt, lassen ihren Unrat liegen und verschwinden wieder. Jetzt im Winter kommen nur einzelne Wanderer vorbei. Wir gehen nicht weit, schon torkelt die Dunkelheit vor uns her, legt ihre kalte Feuchtigkeit aus, und fröstelnd gehen wir zurück.

Dunkel liegt das Haus, im Zimmer zündet er eine Kerze an, Wind kommt auf, Geräusche von draußen, und hier drinnen beginnt der Ofen zu brummen.

Er lächelt, als es raschelt, und ruft: „Komm Liebling!“ Eine Ratte klettert sein Bein empor bis zur Brust, verschwindet in seinem Halsausschnitt. „Sie ist klug“ sagt er, „versteht alles.“ Er steht auf, hängt einen roten Vorhang vor das Fenster, „wegen der Eulen“, erklärt er und setzt sich wieder in seinen

Stuhl. „Weißt du, die ganze Menschheit, besonders Europa und die USA, ist degeneriert – frustriert durch Industrie, Katholizismus, Geld, Schule, Universität, die Ratten sind intelligenter“, und er streichelt über ihren Kopf.

„Deshalb schreibe ich jetzt mein Lebenswerk, der Mensch muß nur wollen, zu seinen Bekenntnissen stehen, dann bekommt er vom großen Geist die Kraft, die notwendige Gnade.“

Verspätete Krähen fliegen plärrend am Haus vorbei, die Eingangstür schlägt auf und zu, er steht auf und schließt sie ab, kommt zurück, legt Brot und Butter auf den Tisch, holt den Tee vom Ofen, schneidet dicke Scheiben, schmiert Butter darauf, schneidet seine Rinden ab, legt sie mir hin, ein Stück brennende Kohle fällt aus den Ofen, verglüht auf dem Blech.

„Ich habe Landwirtschaft studiert“, kommt seine Stimme etwas traurig, „wollte Bauer werden, aber durch die ewigen Schmerzen meiner Verwundung war das unmöglich, ich glaube, ich werde anfangen zu malen und bildhauern und möchte, wenn ich siebzig bin, endlich mein Schloß haben, weißt du, meine Lieben endeten meist tragisch, nun bin ich ein Mann der Stille geworden, lebe mit den Sonnenauf- und -untergängen.“

Die Ratte hüpfst von seinem Schoß, er sieht zu mir, wundert sich, daß ich keine Furcht zeige, und ein eigenartiger Blick trifft mich. „Bleib bei mir diese Nacht, ich war so lange ohne Frau.“

„Nein“ sage ich, „ich werde gehen, aber ich werde wiederkommen, vielleicht noch vor dem ersten Schnee.“

„Der Sturm wird Regen oder Schnee bringen“, müde klingt seine Stimme. „Das ist der nächtliche Kampf der Dämonen, sie treiben sich hier herum, eigentlich wollte ich erforschen, welche Menschen die ersten und späteren Besitzer dieses Hauses waren, aber nun sage ich mir, wozu, die Welt ist am Ende, es ist später, als man denkt.“

„Die ewige Sehnsucht des Mannes zu einer Frau, verstehst du, Mädchen oder Frau oder Alte, Sehnsucht nach einer Umarmung, die den Geist, die Seele und den Körper erfaßt.“

Langes Schweigen zwischen uns und das Wunschbild der Ur-Mutter. Er betrachtet seine Finger, als wären sie ihm fremd, und seine ganze Gestalt ist in Hilflosigkeit zusammengesunken.

„Ich weiß von vielen Frauen, die inmitten härtester Bedingungen ihre Liebe lebten.“

Neugierig sieht er zu mir. „Erzähl mir von einer“ bittet er, und ich sage „Gorki“, verbinde mit ihm die Gestalt seiner Großmutter, versuche aus meinem Gedächtnis heraus Seiten, die ich auswendig kenne, wiederzugeben. Die Kerze flackert, erlöscht. Er sucht nach Streichhölzern, stößt an einen Stuhl, findet eine neue Kerze, zündet sie an. Wieder ist es, als klopfe jemand an die Tür, als gebe es vorbeifliegende Stimmen. Irgendwo knabbert die Ratte in einer Ecke, und an der Haustür Geräusche, als versuche jemand, sie zu öffnen. „Die Dämonen haben hier oben große Kraft, sie finden keinen Widerstand, sind Verbündete des Windes und versuchen mich zu besitzen.“ „Bitte, sprich ein paar Worte über jene Frau, die du mit Gorki in Verbindung bringst.“ Er lehnt sich zurück, und ich versuche bestimmte Sätze eines Buches aus meiner Erinnerung zu holen.

„Also“ sage ich zu ihm, „ein kleiner Junge mit seiner Großmutter in einer Kajüte auf einem Dampfer auf der Fahrt nach Nishnij Nowgorod.“

„Die Großmutter saß neben mir, kämmte ihr Haar, runzelte dabei die Stirn und flüsterte irgend etwas. Sie hatte langes und dichtes Haar, schwarz mit bläulichem Schimmer, es fiel ihr auf Schultern, Brust und Knie und reichte bis auf den Boden hinab. Sie nahm es mit der einen Hand vom Boden auf, hielt es gleichsam wägend und kämmte mit einem hölzernen Kamm nicht ohne Mühe die dichten Strähnen, ihre Lippen verzogen sich, die dunklen Augen blitzten zornig, und ihr Gesicht erschien in dieser dunklen Haarflut so klein und lächerlich. Sie brachte die Worte eigentlich singend heraus, und sie prägten sich leicht meinem Gedächtnis ein. Wie Blumen waren sie, so lieb, so hell und so saftig. Wenn sie lächelte, weiteten sich die Pupillen ihrer Augen, die so dunkel waren wie Kirschen, und ein unbeschreibliches angenehmes Licht erstrahlte darin, die weißen Zähne traten schimmernd hervor, und trotz der zahlreichen Runzeln in der dunklen Haut der Wangen erschien das ganze Gesicht jugendlich und heiter. Ihre ganze Erscheinung hatte etwas Dunkles, aus ihrem Inneren jedoch, durch die Augen, strahlte eine unauslöschliche, warme, fröhliche Helligkeit. Sie war gebückt, fast bucklig, und dabei sehr voll, sie bewegte sich jedoch leicht, behend, wie eine große Katze, und auch so weich war sie wie diese freundlichen Tiere. Bevor sie kam, hatte ich gleichsam verborgen geschlafen, ihr Erscheinen jedoch weckte mich, führte mich ans Licht. Ihre selbstlose Liebe zur Welt machte mich reich, verlieh mir Kraft und Festigkeit für die Kämpfe des Lebens.“

„Moment mal“, sagt er, und ich höre auf zu sprechen. Tränen laufen über sein Gesicht, er hält sie nicht auf. „Vor langer Zeit las ich auch Gorki, nahm diese Frau aber nicht wahr.“

Ich höre Schritte über uns. Er sieht zu mir. „Wer ist das“ frage ich, „niemand kam zur Haustür herein?“

Er winkt ab, so als ob er unendlich müde sei. „Sie nimmt die Leiter über der Veranda, so kommt sie herein, sie kennt keine normalen Wege, eine Frau fern von mir, webt Teppiche mit sonderbaren Mustern, sammelt Kräuter, versucht die Sprache der Dämonen zu verstehen. Es ist Endzeit, sie webt die Apokalypse, färbt Wolle und Stoffe um, wie sie sagt, in Harmonie diese letzten Tage zu verbringen.“ Unruhevolle Schritte, hin und her gehend, dann ist es ruhig.

„Sie malt gebrochene Vogelflügel, schwarz und grau.“

Er legt seine Hand über seine Augen, und von oben kommt Musik, als wollte sie die vom Wind verursachten Geräusche beschwichtigen. Die Ratte knabbert an einem Holzscheit, ich schenke Tee ein. Wie spät es wohl ist? Eine Nacht, als lebten die Träume der Krähen in diesem Haus.

„Warum hast du gesagt, du würdest allein hier wohnen?“

Wieder wehrt er ab. „Diese Frau, die über die Leiter steigt, sehe ich kaum, wir hören uns, ohne uns zu sehen, sie webt und malt, ich denke, sie hört ihre Musik und ich die politischen Berichte der Welt, das ganze Leben ist Politik und deshalb ist sie von größter Wichtigkeit.“

Beruhigende Klänge von oben, dazu das klappernde Geräusch des Webstuhls.

„Warum liebst du Gorki?“

Seine Frage kommt plötzlich, er lehnt sich zurück, sein Schatten bewegt sich im Kerzenschein.

„Weil er in einer kleinbürgerlichen, brutalen Welt ein großer, sanfter Mensch war, ohne Schule und Universität voll Geist.“

„Sprich noch ein paar Worte seiner Großmutter.“

Ich überlege, dann fahre ich fort:

„Es gibt so viel Armut, daß es gar nicht zu sagen ist!“

„Ich habe achtzehn Kinderchen zur Welt gebracht, wenn sie alle lebten, würden sie eine ganze Gasse von achtzehn Häusern bevölkern. Als man mich verheiratete, war ich vierzehn Jahre alt, und mit fünfzehn gebar ich mein erstes Kind, der Herrgott muß aber wohl meine Kinderchen sehr lieb gehabt haben, denn er nahm mir immer eines nach dem anderen weg und machte Engelchen daraus. Schrecklich war mir's ums Herz, und doch auch wieder freudig! Und Gorki fährt fort: Wie sie so auf dem Bettrand saß, im bloßen Hemd, ganz eingehüllt in das ausgelöste Haar, groß und zottig, glich sie vollkommen der Bärin, die kurz vorher ein Waldbauer aus Ssergatsch auf unserem Hof vorgeführt hatte.“

Von oben kommt leises Singen. Der Wind versucht es zu übertönen, aber es gelingt ihm nicht. Ich würde gern hochgehen und mit der Frau sprechen, da merkt der Mann meinen Wunsch und wehrt ab. „Sie will in ihrer nächtlichen Geschäftigkeit nicht gestört werden, sie bringt sonst die Farben durcheinander, verheddert die Wolle, dann muß sie ihre Teppiche zerstören, durch nichts möchte sie abgelenkt werden, deshalb ihre nächtliche Arbeit, eine komplizierte Künstlerin.“

Welche Stunde jetzt wohl die Nacht hat? Ich werde meinen Abstieg in der Morgendämmerung beginnen, wenn die Krähen hinunter zur Stadt fliegen. Der Mann im Lehnstuhl wartet auf meine Worte, und ich konzentriere mich auf seinen Wunsch.

„Die Großmutter tanzte nicht, sondern erzählte gleichsam etwas durch ihre Bewegungen. Jetzt geht sie leise, nachdenklich, schwankend, blickte unter dem emporgehobenen Arm hinweg rings um sich, ihr ganzer großer Körper wiegte sich unentschlossen, und die Füße tasten vorsichtig nach dem Wege. Dann bleibt sie stehen, als sei sie plötzlich über irgend etwas erschrocken, ihr Gesicht erzittert, wird finster und strahlt dann plötzlich im nächsten Augenblick in gütigem, hellem Lächeln. Nun weicht sie zur Seite aus, als gebe sie jemandem den Weg frei oder führe ihn an der Hand, den Kopf senkend, hält still und lauscht, ihr Lächeln wird immer fröhlicher und dann reißt sie sich los und dreht sich im Wirbel, ihre Gestalt wird schlanker und höher an Wuchs, und nun vermag man die Augen nicht mehr von ihr abzuwenden, so wunderbar schön erscheint sie in diesen Minuten.“

Es ist, als hätte sich die Dunkelheit mit uns verbunden, als würde es niemals mehr Tag. Wieder geht jemand um das Haus herum, aber der Mann achtet nicht darauf. Die Schritte machen vor dem Fenster halt, das von dem roten Vorhang verhängt keinen Ein- oder Ausblick hat.

Von den Wänden fallen die Sprüche in meine Augen, es ist zu dämmrig sie zu entziffern, ich stehe auf, trete näher an die Wand. Sie sind politisch oder erotisch, sprechen mich nicht an, er sieht meine Enttäuschung, aber er geht dar-

über hinweg ohne Fragen. Es riecht nach trockenem Staub, und als hätte er meine Gedanken erraten, sagt er, daß er einen Teppich über den anderen legt, ohne sauber zu machen, „das bißchen Staub, wir werden selbst zu Staub, was soll's?“ Ein siebenarmiger Leuchter auf einem wackligen Tisch und von draußen der Ruf eines Nachtvogels, oben wird das Fenster geöffnet und die Frau spricht mit sanfter Stimme.

„Sie versteht die Sprache der Vögel in der Nacht, verständigt sich mit ihnen“ sagt er, „aber sie verabscheut diese Ratte.“

„Wenn sie getrunken hatte, war sie noch vergnüglicher anzusehen als sonst“, spreche ich Gorki weiter, „ihre dunklen Augen lachten, strömten über alle ein Licht aus, das die Seele erwärmte, und indem sie ihr erhitztes Gesicht mit dem Taschentuch fächelte, sprach sie mit singender Stimme: ,O Gott, o Gott, wie ist doch alles schön! Nein, seht doch nur wie schön!‘“

„Weißt du“, sage ich zu ihm, „diese Akulina Iwanowna mußte als kleines Mädchen mit der Mutter von Tür zu Tür betteln gehen, im Winter in der Stadt, im Sommer zogen sie durch das Land. Der Mutter, einer Spitzenklöppelerin, war durch den Sturz aus einem Fenster der rechte Arm gelähmt, sie konnte nicht mehr arbeiten, auch sie muß eine sehr liebevolle Frau gewesen sein, brachte ihrer kleinen Tochter das Spitzenklöppeln bei, als sie mit ihr in einer Stadt blieb, und Akulina war mit neun Jahren darin eine gefragte Künstlerin. Nie lernte sie lesen oder schreiben und konnte doch die schönsten Gedichte aufsagen.“

Wieder komme ich mit Gorkis Beschreibung: „Draußen ging ein hartnäckiger herbstlicher Regen nieder, in der Küche war es warm und gemütlich, alle saßen beieinander, artig, still, die Großmutter sprudelte nur so ihre Geschichten hervor, von denen immer eine schöner war als die andere. Sie saß auf dem Ofenrande, die Beine auf den Vorsprung gestützt, und neigte sich zu den Gästen vor, gleichmäßig weihevoll flossen ihre Worte dahin.“

Oben klopft die Frau mit irgendeinem Gegenstand auf den Boden, und der Mann geht an das Fenster, nimmt den Vorhang ab, öffnet es, holt einen Korb herein, der herabgelassen wurde. Kuchen auf einem Teller steht darin und ein Zettel mit den Worten „Meines Steinernen Engels Glasauge“, darunter die Frage „Ist es nicht ein wunderschöner Satz?“

Der Mann lächelt, teilt den Kuchen, wirft der Ratte Krumen hin, heftet den Zettel an die Wand.

„Draußen hinter dem Haus ist die Feuerstelle, wo sie ihre Keramik brennt“, sagt er, zur Zeit formt sie Pyramiden, überall stehen sie herum in allen Größen, aber sie weiß keine Antwort auf die Frage, warum Pyramiden.

Wie gern ich zu ihr gehen würde, warum er so dagegen ist? Er nimmt seinen Stock, klopft damit unter die Decke, hält den Korb zum Fenster hinaus, und er wird wieder hochgezogen.

„Weißt du“ sagt er, „ich kenne Gorki als einen Freund Lenins, ein Dichter und ein Politiker als Freund, wunderbar.“

Wieder versuche ich mich an Auszüge des Buches zu erinnern. „Früher“, so erzählte die Großmutter, „haben die Männer oft stundenlang ihre Wut an ihren Frauen ausgelassen, mich hat einmal der Großvater so geprügelt, daß er sich dazwischen ausruhen mußte, um neue Kräfte zu sammeln, und einmal

schlug er mich halbtot und gab mir fünf Tage nichts zu essen – kaum daß ich damals mit dem Leben davonkam. Er war nicht stärker, aber doch älter, er hat vor Gott zu verantworten, was er mir antut, mir aber ist befohlen zu dulden.“

Es ist, als könnte ich diese Nacht anfassen, als würde der Morgen warten, bis alles erzählt ist.

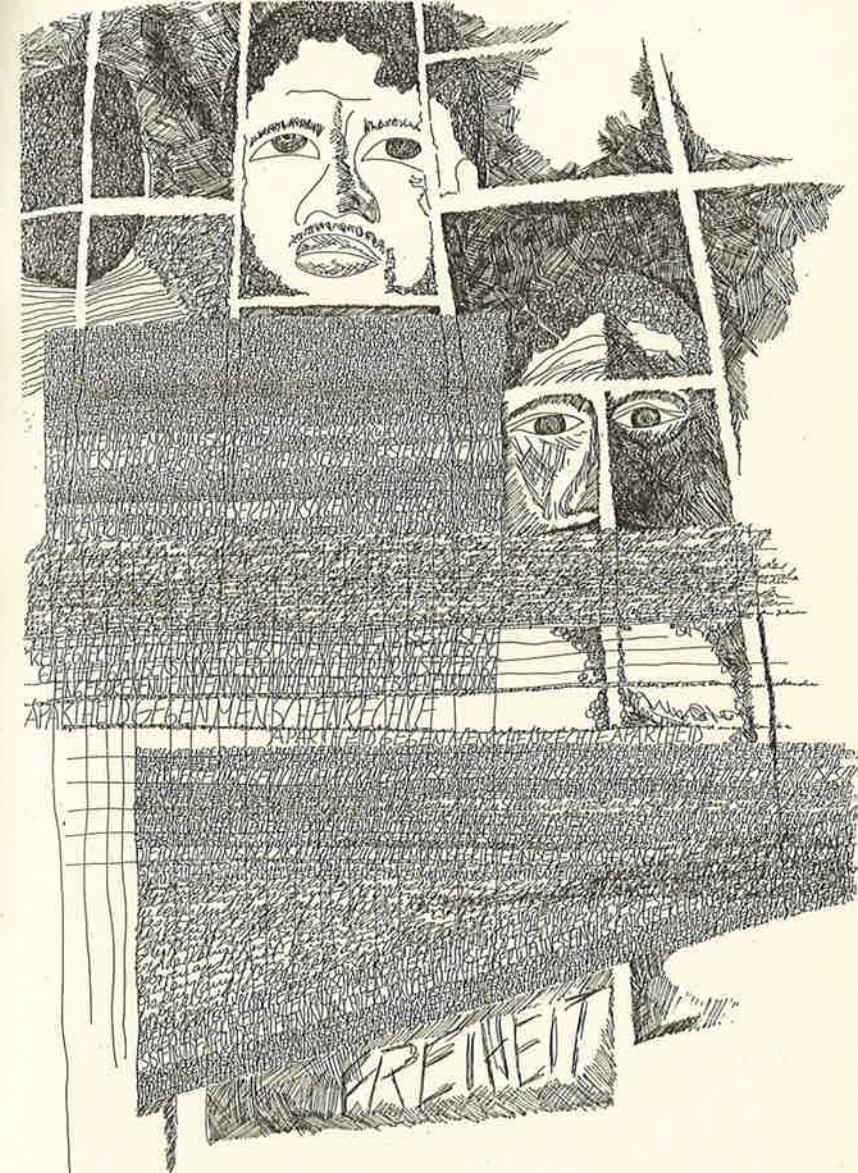
Es war einmal eine Frau, die konnte weder lesen noch schreiben, aber sie konnte das Gedicht der Mutter Gottes hersagen, wie sie der Räuberfürstin En-galytschewa begegnet, und das Gedicht von Alexej, dem Knecht Gottes, das von Iwan dem Kriegsmann, die Sagen von der weisen Wassilissa, die schaurigen Geschichten von der Fürstin Maria Possadniza, vom Räuberhauptmann Baba Usta, von Maria der ägyptischen Sünderin.

Es war einmal eine Frau, die hatte achtzehn Kinder geboren und ein Findelkind großgezogen, als kleines Mädchen zog sie bettelnd von Tür zu Tür, und als alte Frau hatte sie für jeden ein Lächeln, war von sanfter Rücksicht, hatte für alles Verständnis. Alle riefen nach ihr, und sie unterbrach ihre Arbeit, auch wenn sie gerade wusch oder nähte, sie trocknete die Schweißperlen von ihrem Gesicht und war bereit, half bei Geburten, Krankheiten, Streitigkeiten, sagte den Frauen das Gedicht „Traum der Mutter Gottes“ vor, so lange, bis sie es aufsagen konnten, damit sie dabei auch etwas Glück spüren sollten.

Sie zog ihren Enkel groß, und er beobachtete sie und schrieb später alles auf.

„Der Gott der Großmutter war meine Seelenspeise, das Schönste und Beste, was ich überhaupt im Leben damals hatte. Alle sonstigen Eindrücke verletzten mich durch ihre Grausamkeiten, Häßlichkeiten erregten Haß und Widerwillen, aber der Gott der Großmutter war ein liebevoller Freund alles Lebendigen.“

Ich sehe zu dem Mann, der ist eingeschlafen, gleichmäßig kommt sein Atem, ich betrachte sein Gesicht, das so entspannt sich einem Traum hingibt. Draußen die Nacht und hier mein Warten auf die Dämmerung, über mir das leise Singen einer Frau. Man sagt, daß keine Töne verlorengehen, für uns unhörbar immer weiter klingen.



## Thomas Klein Der Flügelstutzer Hanzmann

Nachdenklich schaut Flügelstutzer Hanzmann auf von der Tischplatte und sieht durch beschlagenes Glas die Kinder tanzen im Garten. In kurzen Röckchen, mit blassen Beinen tanzen sie einen Reigen; lustig baumeln die Zöpfe. Ringel, rangel, Rose. Herr Hanzmann pocht drohend gegen die Scheibe. Der Gesang verstummt, die Händchen lösen sich, und die Kinder wenden sich um im Kreis. Die Gesichter erstarren zu Holz.

Konzentriert widmet sich nun Herr Hanzmann der Arbeit.

Festgehalten von zwei mikroskopisch winzigen Klammern an den spindligen Beinen, liegt eine Fliege vor ihm auf der Platte und summt. Ihre durchsichtigen Flügel flattern ungest auf und nieder. Ruhig ist das glitzernde Sezermesser in der Hand des Herrn Hanzmann, der vorsichtig den Zwicker auf den Nasenrücken setzt, den Ellenbogen aufgestützt seine Ärmel hochkrempt und sein Objekt nochmals von allen Seiten eingehend betrachtet. „Die Spreu vom Weizen trennen“, beschreibt er – nicht ohne verhaltenen Stolz – diese seine Tätigkeit. „Sehen Sie“, weiß er in manch gemütlicher Runde zu berichten, „die einen haben von Geburt an ein gesundes Maß an Selbstverständnis, den anderen muß man es anerziehen.“ Seine Zuhörer klatschen ihm Beifall, und niemand wagt zu fragen, was genau er nun damit meint. Das ist verständlich, denn wer möchte schon zugeben, wer möchte andeuten, daß sein gesundes Maß getrübt sein könnte? Überdies ist das Ansehen Herrn Hanzmanns beträchtlich gewachsen, seit er es versteht, Berufliches mit dem Glanz des Geheimen zu überziehen. (Denn das Offene schreckt ab, ängstigt.) Angst darf nicht wirken, wie sie ist, sonst wird sie zur Gefahr. Das weiß der Herr Hanzmann, und daher läßt er sich grüßen auf der Straße, läuft vorgebeugt und mit vertrauensvollem Lächeln den Hut. Und er wird geladen zu den feinsten Diners, in die ersten Hotels, zu den Adligsten des Adels und den Christlichsten der Kirchen. Jederman schätzt das erregende Prickeln auf der Zunge, wenn Herr Hanzmann von den Dingen des Tages spricht, wenn er die dunklen Knopfaugen auf Reisen gehen läßt in großen Konferenz- und Ballsälen, wenn er den einen näher fixiert als den nächsten, wenn sein Blick auf ersterem haften bleibt, der sich sodann räuspernd entschuldigt und den Raum verläßt; wenn gleich hinter ihm auch der Herr Hanzmann geht, um wenig später zurückzukehren an seinen Platz, ohne den Vorausgegangenen, wenn er sich dann setzt, so, als sei nichts gewesen – was ist auch vorgefallen? Dem Gast ist schlecht geworden – und einen Scherz unter die furchtsam-begierige Menge wirft, damit nun endlich das Signal zum erleichterten Auflachen gegeben ist. – „Herr Ober, servieren Sie den zweiten Gang.“

Die scharfe Schneide des Sezermessers zischt über den Ansatz eines der fein-adriigen, farblosen Flügel. Die Fliege zuckt, flattert in Panik, verliert an Kraft, erschlafft. Herr Hanzmann senkt den Arm, legt das Messer beiseite und schaut in die rechte Ecke der Zimmerdecke. Dort hängen sie herab an weißen, dünnen Fäden, kaum zu ahnen, fünf, sechs tote Fliegen, gehalten vom starken Netz darüber. „Warum könnt ihr nicht sein wie die?“ spricht zu dem

Einmachglas am Rande des Tisches, das wabert von unzähligen, schwarzen, summenden und brummenden Insekten, der Herr Hanzmann. Wieder ergreift er sicher das Messer. Er senkt es auf den linken Flügel der jetzt stummen Fliege. Da! – ein fremder Geruch im sterilen Raum läßt ihn innehalten. Wer außer ihm ist im Haus? Kinder? – Nein, die stehen noch wie zuvor im Kreis, die Rücken einander zugewandt, und schweigen. Wer also dann? Die Frau? – Sicher! Wie konnte er sie bloß vergessen? Nun endlich erkennt er auch den Geruch: Kalbsfrikassee in Rahmsoße, natürlich. Herr Hanzmann leckt sich die Lippen.

Das erste Ritzen. Ein sauberer Schnitt am Körperansatz durchtrennt den Flügel des Insekts. Gradlinig schiebt Herr Hanzmann die Schneide voran. Leblos gleitet das Gewebe auf die Platte. Wie wahnsinnig zappelt das kleine Tier. „Erst zu weit fliegen und dann keine Schmerzen ertragen wollen“, meint Herr Hanzmann, „das hättest du dir früher überlegen sollen.“ Die Fliege schweigt. Das irritiert Herrn Hanzmann, und er sieht, um sich zu beruhigen, zu den schweigenden Kindern auf der Wiese vor dem Haus, die Rücken an Rücken dort stehen.

Erneut surrt das Messer durch die keimfreie Luft. „Der zweite Schnitt“, denkt Herr Hanzmann, „verliert doch stets sehr an Spannung.“

Das pelzig-dunkle Oval mit dem spitz zulaufenden Unterleib bewegt, zitternd in den Klammern, zwei der spindeldürren Beine. Richtiger wäre zu sagen, die Beine bewegen sich selbst, denn das Tier riß sie sich in Ohnmacht des Schmerzes heraus. Da kichert der Herr Hanzmann, und er drückt nun die übrigen Klammern auf, so daß die Fliege torkelnd über die Platte rutscht, und, bevor sie den Tischrand erreicht, hängenbleibt an einem Tropfen Honig, wie sie der Herr Hanzmann in größeren Abständen dorthingekleckst hat. Langsam rollt sich das zuckende Wesen ein in das klebrige Gold, bis es kaum mehr zu unterscheiden ist von den Kokons unter der Decke. „Also warum nicht gleich so?“ seufzt Herr Hanzmann, schiebt ein Stück vorgeschnittene Pappe unter den schimmernden Tropfen und wirft alles in den nebenstehenden Papierkorb.

„Essen“, erschallt die Stimme seiner Frau hinter der Tür.

„Bin soweit“, antwortet beflissenlich Herr Hanzmann, ruckt hastig mit dem Stuhl zurück – zu hastig –, wobei das zellophanüberspannte Einmachglas ins Wanken gerät und – sich einige Male überschlagend – zu Boden klappt. Daß ein Teppich doch angebrachter gewesen wäre als kahle Fliesen, ist der vorerst letzte Gedanke Herrn Hanzmanns, denn sein Blickfeld wird verdunkelt durch das Aufsteigen eines riesenhaften Insektenchwärms. Tausende von Punkten umkreisen sein Haupt, setzen sich in seine Ohren, unter den Hemdkragen, in die Nasenhöhlen. Wild schlägt er um sich, kämpft sich durch zum Fenster, pocht dagegen: „Kinder. Kinder, wo seid ihr? Helft mir! Schnell!“ Doch plötzlich ergreift ihn das Grauen. Kleine Gesichter summen, tanzen vor der Scheibe. „Das ist doch – das darf doch nicht wahr sein. – Mein Gott!“ stottert Herr Hanzmann. Die stechenden, krabbelnden Insekten einfach vergessend, stürzt Herr Hanzmann aus dem Raum; stößt seine Frau beiseite, die vor der Tür stehend mit einem Tablett wartet, rennt durch den Korridor zum Hauseingang, hastet weiter um die Ecke, über Blumenbeete.

Da lehnt an der Wand die Sense, die der Herr Hanzmann im Laufen packt. Zornrot schreitet er auf die Kinder zu, streckt mit dem ersten Schlag das erste nieder, mit dem zweiten das nächste und so fort, bis sie allesamt zu seinen Füßen liegen. „Lassen Sie ab“, schreien im Chor die Nachbarn über die Haken. Aber Herr Hanzmann hört nicht. Wie besessen wuchtet er die Sense auf- und abwärts, keucht er, ächzt er, schimpft er in einem fort.

„Dabei schien er so nett, der Herr Hanzmann, so aufgeschlossen für alles und jedermann“, sagten anderntags die Leute. Und eine Woche später wagte sogar ein Nachbar die trauernde Frau Hanzmann darauf hinzuweisen, daß sie vielleicht das nächste Mal (– wie töricht im Grunde die beiden letzten Worte –), wenn sie fühle, daß ihr Mann einer starken Belastung ausgesetzt sei, ihm raten solle, seinen Urlaub zu nehmen. Es sei, so drückte sich der Nachbar offen aus, in den Augen der Allgemeinheit fast eine Greueltat, wenn ein solch honorierter Mann, wie es der ihre nun einmal sei, den eigenen Kindern die Arme vom Rumpf trenne.

## Winfried Roth Überzählige Ausländer

*Frau Seyfferts Wohnung. Es läutet.*

Seyffert: (geht zur Tür) Wer ist denn da?

Kontaktbereichsbeamter: (vor der Tür) Polizei.

Seyffert: (öffnet) Ja?

KOB: Guten Tag, Frau Seyffert –

Seyffert: Ja – bitte?

KOB: Frau Seyffert – Sie entschuldigen die Störung – Sie haben sicher von den neuen Maßnahmen gehört –

Seyffert: (ausweichend) Ja – nein –

KOB: Haben Sie vielleicht etwas Verdächtiges bemerkt –

Seyffert: (rasch) Überzählige Ausländer? Oder was –

KOB: (leise) Hier ist heute früh einer gesehen worden – ein junger Mann, mittelgroß, mit einem schwarzen Schnurrbart –

Seyffert: Hier im Haus?

KOB: Hier im Haus!

Seyffert: Nein – eh –

KOB: (nachdrücklich) Haben Sie uns etwas mitzuteilen?

Seyffert: Nein, ich hab nichts gesehen – keinen – hier war kein junger Mann

– KOB: Hätte ja sein können, Frau Seyffert – hier wohnen doch welche –

Seyffert: Ausländer?

KOB: Sehen Sie, wir wollen ja niemand zu Unrecht verdächtigen – wir überprüfen ja nur –

Seyffert: Sie meinen diese Familie im Vorderhaus?

KOB: Nicht so laut – eh – ja – im Vorderhaus –

Seyffert: Aber die sind nett, die grüßen immer – die haben auch einen Hund

– KOB: Das interessiert uns nicht, Frau Seyffert –

Seyffert: Was interessiert Sie denn?

KOB: Brennt oft Licht – bei der „Familie“?

Seyffert: Ja, schon – manchmal – vielleicht –

KOB: Aha! Und weiter?

Seyffert: Nichts weiter –

KOB: (mahnend) Frau Seyffert –

Seyffert: Die Kinder schreien manchmal – ich wollte das der Frau schon mal sagen –

KOB: Sie? Sie kennen die Personen also gut?

Seyffert: Nein, überhaupt nicht –

KOB: Sie widersprechen sich, Frau Seyffert –

Seyffert: Was wollen Sie von mir?

KOB: (eindringlich) Haben Ihnen die Personen schon einmal Mitteilungen gemacht?

Seyffert: Was für Mitteilungen?

KOB: Das wissen doch Sie.

Seyffert: Keine Mitteilungen -

KOB: Und bekommen die Verdächtigen - eh - die Personen oft Besuch?  
Seyffert: Das weiß ich doch nicht - ich seh die alle paar Wochen mal im Treppenhaus - ich kenn die nicht -

KOB: Danke, Frau Seyffert, das genügt. Ich werde das Nötige veranlassen.  
Seyffert: Was wollen Sie denn veranlassen?

KOB: Nichts - nichts - ja, Frau Seyffert, das wars -

Seyffert: Aber ich -

KOB: Wir wollen dieses Gespräch doch als vertraulich betrachten.

Seyffert: Ja - aber -

KOB: Auf Wiedersehen, Frau Seyffert! (geht)

Seyffert: (schließt die Tür) Aber -

## Zimmermann zum Waldsterben

### Nachrichtensprecher:

Das sogenannte Waldsterben in der Bundesrepublik ist unter Kontrolle. Das erklärte Bundesinnenminister Zimmermann gestern in der Sendung „Die Axt im Haus“.

An die Stelle einer planlosen Zerstörung unserer natürlichen Umwelt unter der sozialliberalen Koalition sei seit dem Regierungswechsel eine behutsame Neugestaltung des Landschaftsbildes getreten, die bewußt der nicht leistungsgerechten Bevorzugung des Baums ein Ende setze.

Selbst wenn sich noch in dieser Legislaturperiode ein Sachzwang zur finalen Einsparung des Waldes ergeben sollte, erklärte Zimmermann, so bedeute dies nicht, daß unser Land häßlicher werde. Vielmehr könne so lange benötigter Raum für Autobahnen, Erholungszentren und Entsorgungsparks geschaffen werden. Dies sei eine große Chance, Deutschland familienfreundlicher zu gestalten. Die Bundesregierung werde sich dieser nationalen Verpflichtung nicht entziehen.

Außerdem, so betonte Zimmermann, gehe von der Planierung und Neugestaltung der freiwerdenden Flächen ein nicht unerheblicher konjunktureller Impuls aus, der mit dazu beitragen könne, die Arbeitslosigkeit in den Zielkorridor zurückzuführen.

Den Vorwurf der Grünen, „Erst stirbt der Wald, dann die Menschen“, bezeichnete Zimmermann als billige Angstpropaganda. Vielmehr müßten sich die Grünen fragen lassen, ob nicht gerade durch überzogene Umweltschutzforderungen das Klima in der Bundesrepublik vergiftet worden sei.

## John Linthicum In die Schatten eintreten

Als die Spätnachmittagschatten der Bäume langsam an der Wand meines Elternhauses aufstiegen, erst einer, dann andere, schienen es Schatten von Gefangenen zu werden, die sich kurz vorm Erschießen an ihren Pfählen krümmten.

Kinder für Spione gehalten, weil in Zivil.  
Männer von Partisaninnen, Schwestern von Terroristen.  
Jene, die für andere genommen wurden - zu Tausenden.  
Die Alten. Die Magerherzigen. Die Schönen.  
Auch diejenigen, deren Spucke in Offiziersaugen stach.

Der Wind packt einen Baum bei der Kehle -  
die Blätter zucken zusammen, das Gewicht des Bleis  
hebt ihn hoch, läßt ihn dann zu Boden sacken:  
die Verdunkelung an einer Wand,  
die den Stein Abend für Abend kühl,  
ein Leben so dünn, daß die Kugeln es durchlöchern,  
Rätsel im Stein zu hinterlassen - unentzifferbare Namen  
der Schießenden.

Ich stellte mich hin, so daß mein Schatten  
seinen Platz an der Wand einnahm, und ich tanzte  
mit wilden Armen, mich als lebend zu erweisen.

Und ich  
war es! Noch war es so, obwohl mein Schatten sich bewegte  
ohne auch nur die Wand zu markieren, obwohl die Sonne  
bald meinen Schatten unter Schatten verlieren würde.  
Wand für Wand voll von Sterbenden oder Toten,  
und ich tanzte!

Ich schloß mich denen an der Wand an,  
weil ich einer derjenigen war, die das glücklichere Los  
zogen - trotz meiner selbst,  
trotz des Schattens, der eine Hälfte unseres Lichtes ist.

Meine Arme dehnten sich weit aus, in gekreuzigter Freude.  
Keine Zeit gab es, die diese nicht war. Meine Dunkelheit  
wuchs höher als mein Licht, doch ich lachte!  
Mein Schatten ist leicht genug, über den Boden  
zu gleiten, eine niedrige Mauer  
zu überspringen.

Niemals bin ich, was ich war,  
niemals wieder, was ich bin:  
jedes Ankommen ein Verlassen.

Schatten an der Wand, euch  
kann ich nicht entkommen.  
Schatten meiner Mütter und Väter,  
Schatten meiner Brüder und Schwestern,  
seid mutig. Seid mutig.

Eure Nacht bricht an, aber  
alle sehen der Nacht ins Gesicht.  
Genießt das Leben, das übrig bleibt.

## Die Dinge des Dunkels

Der Himmel festgenagelt, fast Morgengrauen.  
Der Kaffewald schwarz wie Schlaflosigkeit.  
Das Auto, allein, zwischen Städten,  
beschwört die Dinge der Nacht herauf,  
überrascht den augenweißen Wanst  
eines nackten Mannes, in der Mitte  
von nirgendwo und der Landstraße.  
Eine Hand, ein Feigenblatt; die andere,  
sein Erretter, winkt, winkt.  
Der Fahrer, der Mondlosigkeit riecht,  
fährt schneller, und biegt ab,  
ihn der Nacht und den Dingen des Dunkels  
zu überlassen, die nach unserem davoneilenden  
roten Heck spähen, mit Grimmen im Bauch.

„Wahrscheinlich ist der Mann vergewaltigt worden  
und nach unten geschickt, als Köder zum Fang  
jedes Narren geeignet, der jetzt halten würde,  
in der Nacht, die ihren grün-schwarzen Arm  
zwischen Santa Ana und San Salvador legt.  
Mein Vater hielt mal für einen ‚Toten‘  
auf der Straße, der ihn dann fast erschoß;  
deiner Tante wurde der Arm fast abgehackt, als  
die trunken-geschwungene Machete auf das Türblech  
knallte, direkt nach meinem Schrei, der knapp  
kam, aber gerade noch rechtzeitig.  
Wenn ich bei Indios bin, trage ich diese Pistole.  
Möglicherweise hätte ich heute Nacht angehalten,  
und mit meinem Leben gespielt,  
aber der Einsatz mit euch dabei war zu hoch.“

Aus dem Fluß des Regensturms,  
der einen See aus den Straßen macht,  
kommt am folgenden Tag die Nachricht über  
einen nackten Mann, der tot aufgefunden wurde.  
Je eine Kugel für Ellbogen und Knie. Und eine  
dazu, um ein drittes, blindes Auge zu meißeln.  
Träumte er, wir könnten ihn retten?  
Galt sein letzter Fluch  
nicht seinen Mörtern, sondern uns?  
Seine Schreie hätten die meinen werden können,  
hätte Unschuld am Steuer gesessen, gebremst,  
und jenem Gespenst einen Platz angeboten,  
das frösteln müßte, aus Furcht vor dem Schuß.  
Werde ich fähig sein, jedem Auto  
zu verzeihen, das meinen winkenden Arm  
beleuchtet, dann vorbeifährt?  
Der Himmel festgenagelt, fast Morgengrauen,  
der Kaffewald schwarz wie Schlaflosigkeit?

## Hedi Klee Astronomie, erster Teil

Der Mond ist auch nur  
ein Gedicht das ich nie  
zu Ende schrieb  
meine Schritte auf dem Planeten  
nichts als  
die Fortsetzung der Sehnsucht  
mit anderen Mitteln  
und Schritt für Schritt gehen  
meine Entdeckungen um mich herum  
und im Mondstaub bleiben Eindrücke  
die alte Wege wissen wie neu

Dagmar Scherf

Da sitzen wir nun mit der Zunge im Mund

I.

Hüte deine Zunge!

Lange lebte ich in arglosem Frieden  
mit meiner Zunge im Mund.

Ich hütete sie  
mehr schlecht als recht,  
am langen Zügel  
ließ ich sie  
schnalzen, schlürfen, schmatzen,  
immer gefräßiger leckte sie  
auf der Maulaffenweide  
Lippen und Speichel.

Bis mir zuletzt  
mein eigenes Herz  
auf der Zunge lag  
und zerging.

II.

Zungengeburt

Die eine Lippe  
riskierte es noch  
ein Weilchen,  
dann verschloß auch sie sich  
jedem Glauben  
an einen jungen Schmetterling.

Zu lange  
hatte die Zunge  
verpuppt  
wie tot  
am trockenen Gaumenhimmel  
geklebt.

III.

*Spuckt ihr Zungen was der Speichel hält  
in die Hungercocktails dieser Welt!*

Die Revolution der Zungen

Beim nächsten Gähnen,  
heißt die Parole,  
ist es soweit!

Oder wollt ihr Zungen ewig  
in den Hälsen stecken bleiben,  
lahme Laute lispehn,  
angekettet  
hinter den Zahngitterzäunen  
Speichel lecken,  
lallend frei euch fühlen  
wenn ihr manchmal  
Haschmich spielen dürft  
in einem zweiten  
Feuchtverließ  
mit euresgleichen?

Beim nächsten Gähnen,  
heißt die Parole,  
ist es soweit!

Löst euch mit dem ersten Laut,  
fliegt, daß Licht und Lüfte pfeifen,  
jagt den großen Schrei  
mit Menschenhexenmarxundengels-  
zungen zurück  
in die leeren Mäuler,

stopft die einen  
endgültig  
stillt die anderen.

Uta-Maria Heim

Fabrikabgase

en deutschen zweitgrößte München  
mischen sich stadt Industrien  
ver insgesamt schwaden au Schwefel,  
ein Achtkraft für Ballungswerken  
zu zentren ziga concentration  
con Energieproduzenten.

autobarasen und Stadauf den  
qualmen mißzäunten Grenzen nen derum  
gerechten O hundert Zeugen u fast 700  
Berlin. verkehrene Fläche flanet  
12 000 Autos persinen, weit mehr alsin  
Deburg or Frankfurt.

draus 300 kakimeter nam kadratkill o  
bivaten Braunkohle befeuert prahle  
nden Öfen entsteigen in leeren  
bealten Quartieren. u Arbeit übe  
un Jahr ci Heizprobe Ruß und Schwmenge  
plitzenden sinsn emport.

eutschland, ein Stadt in Westen  
wie keifen ftwolken Stberlin!  
zudem regien o windrich setzt nach  
vagessen die hin / Berlin aus den  
Schloten Ostung DDren Südpols Drecker  
Oden verschmutzung Europas.

eit Jahren auf eltschützer weisen Sum-  
welt ohin mal vegalisch orgablich  
o tazi Bedrohu mit Titel ausstellisieren sie  
„Wolke“, mal warfen n ganz Berlin eene  
Verdrohung jestorben jesamtdeutsche Kiefer  
pleeren dih Kristen & Kraten.

## Dieter Lattmann Der Tod soll sterben

Lieber Ales Adamowitsch,  
wie andere Schriftstellerkollegen hier in Westdeutschland habe ich Ihren nachdenklichen Appell „Nicht abseits vom Wichtigsten“ im September-Heft des *Kürbiskern* gelesen. Als einer, der wie Sie als junger Mensch den Krieg erlebt hat und noch Soldat war, möchte ich Ihnen antworten. Denn ich denke über vieles, über das Wichtigste wie Sie. Aber unsere Standpunkte sind in zwei Teilen der Welt verankert, die bisher mit einer Rüstung gegeneinanderstehen, wie es sie nie auf der Welt gab. Die Gefahr, daß wir diese Rüstung nicht überleben, sehe ich so konkret wie Sie.

Sie sprechen von den unermeßlichen Abgründen, welche die Situation enthält. Sie schreiben: „Aber die ganze Gefahr müssen wir noch verspüren, in uns hineinlassen“, und Sie sagen auch: „Erst wenn die Literatur Gefährdung und Bedrohung des Menschengeschlechts selbst wahrgenommen hat, beginnt sie, erst dann alles, was es gibt, was vor den Augen ist, auf eine ganz neue Art zu betrachten.“ Mit Ihnen beklage ich die Sprachlosigkeit so vieler Schriftsteller angesichts der für uns unvorstellbaren, jedoch jederzeit möglichen Weltvernichtung. Ich beklage sie als Bewohner des Westens um so mehr, weil ich gerade nach dem jüngsten Treffen von Generalsekretär Gorbatschow und Präsident Reagan auf Island nicht sehen kann, daß die Führungsmacht der westlichen Welt und mit ihr die Bundesrepublik Deutschland das tätet, was wir tun müßten, um die Hoffnung der Menschen in aller Welt tatsächlich durch weitreichende Abrüstung dem gesicherten Frieden näher zu bringen. Konkret beklagen Sie, daß es derzeit unter den Schriftstellern (und ich denke: denen, die in der Produktion zu ihnen gehören) keine entsprechende Weltfriedensinitiative gibt wie unter den Ärzten und Naturwissenschaftlern. Auch ich frage mich mehr und mehr: Was ist es, das die Literaturleute und Geisteswissenschaftler zögern läßt und sie zumindest in meinem Land gegenwärtig mehr vereinzelt als noch vor einigen Jahren? Zwar war es eine gute Sache, daß unser Schriftstellerverband unter der Wortführung Bernt Engelmans 1981 den „Friedensappell der Schriftsteller Europas“ zustande brachte und daß ihn Tausende in Ost und West unterzeichneten. Auch waren die Friedenstreffen von Schriftstellern beider deutschen Staaten mit Gästen aus Ost und West in Berlin/DDR und Den Haag bald darauf bedeutende Zeichen des Willens, sich zu verstündigen und gemeinsam vor die Öffentlichkeit zu treten. Aber das war nicht genug. Wie Sie bin ich überzeugt, es wäre wichtig und sollte ein gemeinsames Ziel sein, eine weltweite Initiative von Autoren für die Mitverantwortung für den Frieden zu gründen und sie nicht nur als einmalige oder kurzfristige Gemeinsamkeit zu praktizieren.

Wenn ich mir vergegenwärtige, was auf unserer Seite das Hindernis ausmacht, fällt mir Bert Brecht ein: seine Auseinandersetzung mit den Intellektuellen auf dem „Kongreß zur Verteidigung der Kultur“ im Juni 1935 in Paris und dem Folgetreffen. Von da an durchzieht die Sorge wie die Kritik sein Werk, daß sich allzu viele der Intellektuellen (er nannte sie *Tuis*) nur um ihre

persönliche Freiheit und Geltung kümmern. Gibt es so etwas wie die Sozialisierung der Intelligenz? Die Spannung zwischen dem Individuum und dem Kollektiv halten viele Schriftsteller nicht aus. Sicher ist das ein besonderes Kennzeichen westlicher Kultur. Ich sage es nur mit Zorn und auch Scham, aber es ist die Wahrheit, daß gerade in der gegenwärtigen politischen Situation Westeuropas sich sogar eine Art totaler Individualismus ausbreitet, der nur die Kategorien der Elite anerkennt (oder was er dafür hält) und nicht verständigungsfähig mit der sozialen Kondition wie den Bedürfnissen der Mehrheit ist. Ein Teil unserer Schriftsteller, nicht alle, sieht offenbar in extremer Vereinzelung den Stolz eines egomanischen Prinzips, das die Mitverantwortung für die Allgemeinheit sogar ausdrücklich ablehnt. Kein Wunder, daß dies Rückfälle in ein unpolitisches Verhalten bürgerlicher Intelligenz mit sich bringt. Wir Deutsche haben in dieser Hinsicht eine verheerende Tradition. Warum sage ich das zu Ihnen? Weil ich eingestehen muß, daß eine Ost-West-Schriftsteller-Initiative im Sinn eines Friedenskomitees der Autoren gegenwärtig nur auf eine begrenzte Zahl von uns rechnen kann. Alles andere wäre Schönfärberei. Die Gründe dafür sind natürlich viel komplexer, als ich sie in diesem Brief darlegen kann. Wie in den USA, in England und Frankreich ist auch in Westdeutschland eine rückwärtsgerichtete Bewegung in Gang gekommen, die den bedrohlichen Zustand der Welt der Hochrüstung und des Kriegswahns täglich verdrängt und in eine fast selbstmörderische Isolierung künstlerischer Eigenmächtigkeit flüchtet. Vielleicht wissen Sie, daß sich eine Auseinandersetzung dieser Art seit einigen Jahren auch in unserem Schriftstellerverband spiegelt.

Es hat keinen Sinn, sich damit aufzuhalten, immer nur diesen Zustand zu beklagen. Wenn wir überhaupt eine Zukunft haben, wird auch diese Phase des Nichtengagements vorübergehen. Persönlich kann ich sie ohnehin nicht begreifen. Ich meine, daß keine Bevölkerung mehr Grund hat, Konsequenzen aus dem zweiten Weltkrieg zu ziehen, als die in beiden deutschen Staaten. Unsere Friedensbewegung ist groß, und sie erhält neuen Zustrom durch wissenschaftliche und technische Intelligenzen, durch starke Gruppen in den Kirchen, in den Gewerkschaften und dem Spektrum der Parteien links der Mitte. Es ist also nicht Resignation, die mich die Einschränkung über die literarischen Intellektuellen machen ließ.

Die Schwierigkeiten der Schriftsteller, in dokumentarischer wie frei erzählender Literatur die Fakten menschlicher Vernichtungstechnik zu „verarbeiten“, diese Grundlage Ihres Appells haben wir in Ost und West gemeinsam. Wir müßten potentielle Selbstmörder sein, wenn wir dies nicht, jeder unter seinen Voraussetzungen, zur Grundlage unseres Denkens und Handelns machen. Das Gespräch darüber darf unsere Generation niemals aufgeben. In Griechenland gibt es einen wunderbaren Satz, den Menschen ausrufen, bevor sie ihre alten und neuen Tänze tanzen. Der Satz heißt: „Der Tod soll sterben!“ Für mich heißt das: Den Schatten der Selbstvernichtung, der alles zu überdecken scheint, was unser Leben ausmacht, müssen wir vertreiben. Denn der Frieden läßt sich nur noch durch den Frieden verteidigen. Deswegen grüße ich Sie und Ihre Freunde mit diesem Zuruf: Der Tod soll sterben!

27. 10. 86

Ihr Dieter Lattmann

## E. Field Horine

„Der Tod wird selbst den Tod sterben ... Die Gefahr, die ganze Gefahr müssen wir noch verspüren, in uns hinein lassen ... Wie viele Warnungen sind denn nötig, damit die Menschen der Vernunft gehorchen? ... Ein planetarischer Standpunkt ... Das ganze Denksystem muß sich ändern ...“

All diese und noch viele andere brennend eindringliche Gedanken, die der sowjetische Schriftsteller Ales Adamowitsch mit seinem Beitrag zur nuklearen Bedrohtheit des Menschengeschlechts in Worte zu kleiden versucht, bewirkten bei mir als US-Amerikaner nicht nur Betroffenheit. Wer davon nicht tief betroffen wäre, wer sich davon in seinem Menschsein nicht unmittelbar angesprochen fühlte, so dachte ich beim Lesen dieser Worte, der muß seelisch stumpf geworden sein. Adamowitschs dringender Appell ließ mich aber auch plötzlich viel stärker dessen bewußt werden, daß ich selber gegen die Gefahr der Abstumpfung nicht gefeit bin; daß also auch ich immer wieder gegen Gefühle von Verzweiflung, Hoffnungslosigkeit und gegen Verdrängungstendenzen anzukämpfen habe.

Gleichzeitig fiel mir sonderbarerweise, zum ersten Mal seit Jahren, eine eigene kleine Schrift ein. Vor fast vier Jahrzehnten, als Offizier der US-Militärregierung im besetzten Deutschland, hatte ich diesen Aufruf noch unter dem Eindruck der atomaren Vernichtung von Hiroshima und Nagasaki geschrieben. Was mir seinerzeit, im Jahre 1947, mehr als eine Art Eingebung denn als bewußt formulierter Gedanken in die Feder floß, ließ mich anhand dessen, was Ales Adamowitsch sagt, jetzt wieder das tiefste Wissen darum verspüren, daß wir Menschen alle miteinander einer großen Familie gleichen und daß alle trennenden Unterschiede, welcher Art sie auch immer sein mögen, ange-sichts unserer gemeinsamen Bedrohtheit als Gattung keinerlei Gewicht mehr haben dürfen.

Alle, aber auch wirklich alle Formen des Jahrtausende alten „Freund-Feind-Denkens“ sind doch heute längst überholt. Heute stehen wir Menschen überall in der Welt einem gemeinsamen Feind gegenüber. Dies, wie Albert Einstein sagte, ist „die entfesselte Macht des Atoms, die alles verändert hat – nur nicht unsere Art zu denken“. In diesem Sinn und im Sinne von Ales Adamowitsch, dem ich hiermit meine Dankbarkeit bezeugen möchte, werden vielleicht einige Teile dessen, was sich mir als einem der unendlich vielen Betroffenen vor bald vierzig Jahren aufdrängte, heute noch als gültig empfunden werden. In deutscher Übersetzung (von Friedrich Hitler) aus dem amerikanischen Originaltext sind sie nachfolgend wiedergegeben.

## Vernunft und Weltkrise

Es liegt an uns zu entscheiden, ob das Leiden der Menschheit während der Jahrtausende, die sich seit Anbeginn ewig hinziehen, vergeblich gewesen sein wird oder ob der große Sieg über die Materie seinen Beitrag zu der endgültigen Befreiung des Geistes leisten kann.

Unaufhörliches und rastloses Forschen, das immer tiefer in die dunklen Höhlen eindrang, wo die Urmaterie entstanden ist, hat uns der Entdeckung einer großen und geheimnisvollen Kraft nahegebracht, die wir schon immer ver-spürt und doch nie verstanden haben.

Nun stehen wir an der Schwelle von Licht, Furchtlosigkeit und Frieden oder aber auf schwindelerregenden Höhen, von denen wir in einen Abgrund von

Finsternis, Verzweiflung und völliger Vernichtung hinunterblicken. Wir haben uns endlich an das Geheimnis des Lebens selbst herangetastet und es liegt jetzt an uns zu beweisen, ob Weisheit oder törichte Laune auf seiten der Natur waltete, wenn sie uns dieses Geheimnis anvertrauen würde. Unser freier Wille, zur Stunde der Schöpfung frei vermach, stellt uns plötzlich vor die-se höchste Entscheidung. Wird dies der Anbeginn des Atomzeitalters gewe-sen sein oder war es vielmehr der Anfang vom Ende des Menschenge-schlechts?

Die Wahl, die uns auferlegt ist, wird die letzte große Probe sein, ob sich das Experiment Mensch gelohnt hat, oder ob der Mensch, wie andere zuvor aus-gestorbene Gattungen, ebenfalls ausgelöscht wird.

Die Zeit hält noch an. Sie zerrinnt zwar sekundenweise, aber noch wartet sie ein wenig. Aus den Nebeln, die die ersten Regungen von Bewußtsein verhüllen, als der Mensch auf der Erde hervorgebracht wurde, erhebt sich die uns unbekannte Gestalt von Dingen, die schon vor so langer Zeit gekommen und wieder vergangen sind, daß die Geschichte weder ihren Anfang noch ihr Ende zu berichten weiß: Urzeitliche Wälder, dahinstürzende Ströme, öde Ebe-nen, Sonnenlicht und plötzliche Stürme ... Und der Urmensch, mit Händen von einem rauschenden Bach trinkend, oder Beeren im Walde sammelnd, oder das Fleisch zerrend vom soeben erlegten Wild.

Allmählich zeigt das Riesenpanorama, das in vor uns verborgenen Zeitalüf-ten begann, seine ersten verschwommenen Umrisse. Und siehe da: Ein Mensch, von uns Heutigen nicht sehr verschieden, bewaffnet sich mit einem Messer, das er aus Stein gehauen hat. Er erprobt mit seiner Stimme neue Lau-te, und er und seine Gefährtin tauschen erstmals ganze Sätze miteinander aus. Die Fähigkeit des Menschen zu differenzierter Sprache wird geboren. Er lernt Feuer zu zünden mit Feuerstein und malt seine ersten Bilder an den Wänden der Höhle, in der er, seine Gefährtin und ihre Kinder sich vor der Unbill der Witterung zu schützen gelernt haben. Er und sie freunden sich an mit anderen ihrer Art; sie teilen Not und Gefahren, die sie gemeinsam zu meistern haben. Die Geschichte des Menschen als soziales Wesen entfaltet sich ...

Aber es ist da auch etwas anderes, das sich zu entfalten beginnt. Dies ist die Macht des Intellekts, der den Körper zu zerstören vermag. War das stumpfe Messer aus Stein ein Anfang? Oder war es schon das im Anfang enthaltene Ende? Lag denn darin die Saat für unsere Vollendung? Oder war es das Al-pha, das den Weg weisen sollte zu einem baldigen Omega?

Für unsere Generation hält die Zeit an und wir müssen uns entscheiden! Das Blut, das vor zwanzig und noch viel mehr Jahrtausenden vergossen wurde, und die längst getrockneten Tränen aller verflossenen Jahrhunderte sind ein Schrei, der uns Heutigen gilt. Namenlos gewordene Kinder, Frauen und Männer, die geboren wurden und starben, unbesungen in Zeiten, die keine Spuren hinterließen; Menschenwesen, die lebten und werkten und haßten und liebten und sich fürchteten, Unbekannte für alle, die nach ihnen kamen ... Stämme, Völker und Rassen, die begraben liegen unter den Sand-gründen der Meere –, sie blicken heute auf uns!

An den Ufern des Tigris und des Euphrats, des Nils und des Amazonas, des

Ganges und des Hwangho bewegen sich die Schatten der Männer, der Frauen und der Kinder – schwarz, weiß, bronzenfarben, braun und gelb: sie bewegen sich stillschweigend, wartend. Ur von Chaldäa, die Großen Pyramiden von Giseh, Gnosos, Mayapan, Harappa und Peking: Alle waren sie von menschlichen Händen erbaut, von Menschenherzen und -hoffnungen.

Die Namen derer von unserer Art sind größtenteils verloren, doch ihr Glaube und ihre Hoffnungen hatten als Vermächtnis in uns weiter gelebt. Dieser Glaube und diese Hoffnungen haben Berge versetzt und die Fluten des Meeres zurückgehalten. Sie haben gleichsam den Mond herabgeholt und sie rückten Sonne und Sterne uns näher. Sie haben dem Tode ins Antlitz geschaut, spähten tief hinab in den Urquell allen Lebens und sie zerschnitten Entfernung zu Fetzen ... Den Glauben und die Hoffnungen der Menschheitsfamilie hochzuhalten, dies obliegt uns heute!

Alle, die uns vorausgegangen sind, erstrebten etwas, das auch wir selber suchen. Ein jeder von ihnen hat einen Weg beschritten, der zum Lichte hinschrittweise führte. Ein jeder sah seine Vision und ahnte den anderen Anfang, der ihn am Ende des Weges, den sie alle gingen, mit Gewißheit zu erwarten schien. Ein jeder von ihnen war, zu seiner Zeit, das Kind all derer, die vor ihm diesen Weg gegangen waren.

Die Seelen derer, die wir bei Namen niemals kannten, und die Seelen jener, die keinen Namen hinterließen, aber ihren Städten noch unvergessene Namen gaben, ihren Bergen, Flüssen und Grabhügeln: ihre Seelen leben heute in uns fort. Nicht sie sind es, sondern wir, die zu befinden haben, ob ihre Seelen und die unsrigen wie auch die Zukunft, von der sie hofften, sie werde einmal sein, zu Staub und vom Winde über leere Wüsten verweht werden in einer Welt, die wieder ohne das Menschengeschlecht geworden wäre – und vielleicht sogar ohne alles Leben.

Alle waren sie die Kinder jenes Menschen mit dem stumpfen Messer, das er aus Stein gehauen ... Auch wir sind Kinder desselben Urmenschen. An uns liegt es zu entscheiden, was wir mit seinem Messer in unseren Händen nun tun wollen. Das Messer, das wir halten, sieht zwar anders aus als das, das vor mehr als zwanzig Jahrtausenden gehauen wurde, aber wesentlich anders ist es dennoch nicht. Heute erscheint es uns in der Gestalt des Atoms und als das, was wir damit zu tun gelernt haben. Was heute mit dem Atom geschieht, hat einen Kreis aus uralten Zeiten fast geschlossen – einen Kreis, der anfing, als ein Mensch, fast wie einer von uns, einen unbekauenen Stein beschlug, bis sich daraus sein Messer formte.

Jenes führte zu diesem. Und der Kreis ist nahezu schon geschlossen. Dieser Kreis schließt sich nun und er umfaßt die ganze Geschichte, seit der Mensch erschaffen wurde – die Kleider, die wir tragen; die Häuser, in denen wir wohnen; bebautes Ackerland, Dorfgemeinden und Städte; Brauchtum, Gesetz und Regierung; alle Religion, alle Philosophie, alle Wissenschaft. Sie alle hatten ihren Ursprung dort, wo dieser Kreis sich abzuzeichnen begann, und es kann ja sein, dies alles wird aufhören zu sein, wenn sich der Kreis jetzt bald schließt.

Wir werden es sein, die den Kreis schließen. Dies müssen wir tun! Unserer Aufgabe können wir nicht entrinnen – der Aufgabe, die unserer Generation

gestellt ist. Unser ist die Aufgabe, ob wir es wollen oder nicht; wir sind jetzt zu weit gegangen, als daß wir zurückkehren könnten. Und dennoch haben wir eine Wahl. Wir können beim Schließen des Kreises, wenn wir dies so wollen, vom Geheimnis des Lebens selbst noch viel mehr erschauen als je zuvor und erhobenen Hauptes der Erfüllung entgegengehen, die unserer Art wohl zugeschrieben war. Werden wir es aber nicht in der Weise tun, wie wir dies müßten, so verraten wir das Vertrauen der Väter, der Mütter und der Kinder, die uns vorausgingen, und wir verkaufen das Geburtsrecht der Kinder, die nach uns gekommen wären. Und unerbittlich ausgelöscht wird die Menschheit sein ...

Noch hält die Zeit an, aber sie wird nicht mehr lange warten. Sie kann es ja nicht!

Laßt uns also den Kreis mit Sorgfalt betrachten. Was wir ihm entnehmen, kann uns wie neu erschaffen oder kann uns vollends zerbrechen. Betrachten wir doch die Männer und die Frauen, die das ihre getan haben, um den Kreis am Uranfang zu ziehen – die Hoffnung und den Glauben, von denen sie getragen waren: ihr Träumen, ihr Denken, ihr Mühen!

Von ihnen müssen wir all das auswählen, was zum Wertvollsten und zum Besten gehörte. Denn die Welt, so wie sie sich heute weiter bewegt, wird unabwendbar auseinanderfliegen wie das Atom selbst, es sei denn, wir entdecken einen großen einigenden Gedanken, der sie zusammenzuhalten vermag. Nehmen wir von jeder Generation vor uns das Beste entgegen oder das, was als das Beste erscheint; und begeben wir uns damit in den Schmelzriegel der Vernunft, um dies dort über der Flamme der uns Menschen eingegebenen Vernunft bis zum Glühen zu erhitzen. Dann wird das Amalgam, das sich daraus ergibt, uns den Weg in die Zukunft weisen.

Nicht geistige Blindheit, Trägheit, Schwäche oder Haß und Anbetung der Macht; nicht Egoismus, Stolz oder Habgier und Besitztum; nicht Neid, Eitelkeit oder hartnäckiges Leugnen einzusehen und anzuerkennen, wenn der Gegner im Recht ist: Nicht sie waren das Wahre und das Gute in den Männern und Frauen und Kindern, die uns auf dem Wege vorausgegangen sind. Und in unserem Herzen wissen wir alle, daß dem so ist. Aber wir alle meinen allzu oft, es seien doch die anderen und nicht wir selber, die unrecht haben, und wir bilden uns ein, wir hätten gewöhnlich oder gar fast immer recht ... Leicht ist es nicht, für unsere Zeiten das Wahre und das Gute von denen zu übernehmen, die bis jetzt lebten und starben. Aber wir müssen es tun und darauf für die Welt einen neuen Weltglauben gestalten. Wir können es, wenn wir wollen, aber wir müssen dazu den Mut und die Kraft aufbringen, die unabdingbar notwendig sein werden, um mit Vergangenem zu brechen, d. h. wir müssen uns mancherlei Traditionen und Vorurteile entledigen. Und wir werden dies zu bedenken haben: Die Situation, in die wir durch unsere revolutionäre Entdeckung der Kraft, die das Atom zusammenhält, heute hineingestellt sind, verlangt von uns, daß wir in revolutionären Kategorien denken. Wir haben es uns zu gewärtigen, daß mit dem Anbruch der Atomspaltung sich die Gegenwart vollends unterscheidet von jedem anderen Zeitalter seit Beginn der Menschheitsgeschichte. Und wir müssen dazu bereit sein, nicht mehr in Zeiträumen von zehn sondern von mehr als zehn mal zehn Jahren

vorauszudenken. Wenn wir all das bewältigen, können wir die richtige Antwort finden. Versuchen müssen wir es und wir müssen es schaffen. Denn ver sagten wir, so hieße dies, daß wir selbst und unsere Kinder und deren Kinder und wiederum deren Kindeskinder verloren wären . . .

### MENSCHEN DER WELT, VEREINIGT EUCH!

Die Menschheit steht vor nie erträumtem Chaos und nie gekanntem Leiden. Unsere Wahl ist nicht mehr zwischen Krieg und Frieden. Heute müssen wir wählen zwischen einem Leben, das zu leben wert und möglich wäre, und einem Tod, der die Erde ungehemmt beschleichen wird, bis die Zivilisation zerstört ist und der letzte erbärmliche Überlebende unserer Gattung in das Dunkel der Vergangenheit zurückkehrt, von wo wir herkamen.

Nationalregierungen, einst geschaffen, um Leben und Wohlergehen ihrer Bürgerschaften zu beschützen, haben restlos versagt. Das Eingeständnis ihrer Unfähigkeit, dem Zweck zu dienen, dessentwegen sie vorgeblich geschaffen worden sind, ist geschrieben und besiegt im Blut unermesslicher Millionen. Viele Male – und dies sogar während einer einzigen Generation – haben unsere Nationalregierungen allenthalben in der Welt bewiesen, daß der Friede nicht erhalten werden kann, wenn man dies ihnen überläßt. Sie haben auch ganz klar unter Beweis gestellt, daß international vereinbartes Handeln unter souveränen Nationalstaaten den Frieden nicht zu bewahren vermag. Und nun treten sie heute wiederum diesen Beweis an, während wir die kommende Katastrophe erahnen . . .

Wollen wir dieses Mal, wie wir das bisher immer schon taten, verharren und warten und hoffen – bis alles zu spät ist?

Wir dürfen dies nicht tun!

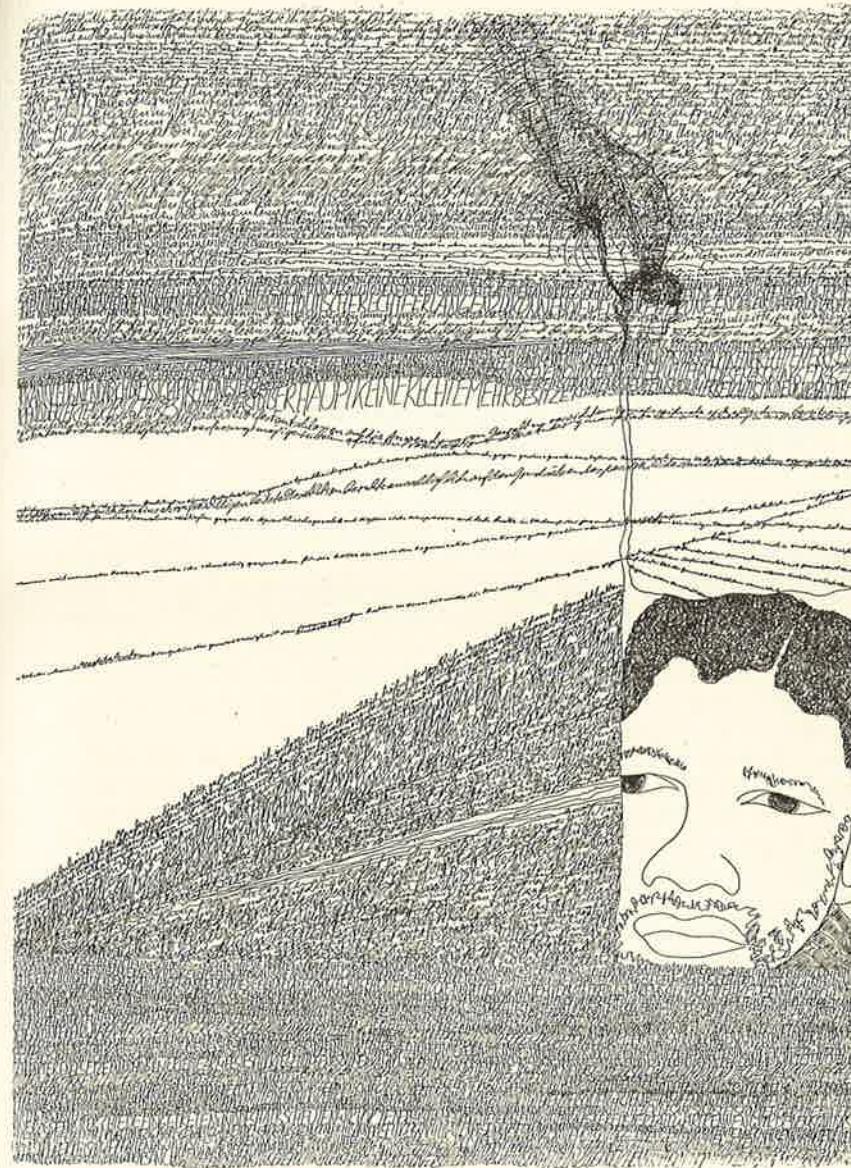
Uns, den Völkern der Welt, ist es als Aufgabe gestellt zu erkennen, daß das Zeitalter, in dem wir leben, eine höhere Loyalität von uns abverlangt, als die gegenüber nur einer Nation – eine überholte Art von Loyalität, die uns alle miteinander unentzweybar der Zerstörung und dem Tode preisgibt.

Uns, den Völkern der Welt, ist uns von unserem Schicksal zur Pflicht gemacht worden, aufzustehen und unter uns selbst, im gemeinsamen Wollen zum Frieden, eine neue Loyalität zu schaffen und eine neue Art von Regierung: eine Loyalität zur Menschheit als Ganzem und zu einer Weltregierung für diese eine Welt.

### MENSCHEN DER WELT, VEREINIGT EUCH!

geschrieben in München,  
August 1947

E. Field Horine, Leiter a. D.  
Radio Control Branch  
US Office of Military Government  
for Bavaria



## Jürgen Kuczynski Die Koalition der Vernunft

Die Frage „Frieden oder Krieg“ beherrschte schon die erste Hälfte unseres Jahrhunderts; in seiner zweiten Hälfte hat sie einen neuen Inhalt bekommen, der so gekennzeichnet werden kann: Fortbestand der Menschheit, ja alles Lebens, auch der Tiere und Pflanzen, auf unserem Planeten im Frieden oder Untergang in einem nuklearen Krieg.

Entsprechend hat sich auch die Friedensfront erweitert. Sie umfaßt heute alle Menschen guter Gefühle und guten Willens. Sie kennt keine staatlichen und ideologischen Grenzen. Sie umfaßt Menschen aus allen Erdteilen und Klassen wie Schichten. Kommunisten und Kirchen, Gewerkschaften und Staatenverbände wie die der sozialistischen und die der nichtpaktgebundenen Staaten, Handarbeiter und Geistesarbeiter gehören ihr an. Eindringlich ist ihre Stimme, die in den Straßen und Herzen Widerhall findet. Kinder und Menschen im besten Alter wie Greise hören sie. Niemals in der Geschichte der Menschheit schallte der Ruf nach einem für immer gesicherten Frieden so stark wie heute, niemals wurde er von so vielen so intensiv gehört wie gegenwärtig.

Und doch geht die Rüstung, sei es zur Auslösung eines Krieges, sei es zu seiner Abwehr, weiter. Von Jahr zu Jahr. Weder das leise Gebet kleiner Kinder noch die schöne Stimme des Dichters, weder die Zornesrufe demonstrierender Volksmassen noch die eiskalten Berechnungen von Wissenschaftlern haben bisher verhindern können, daß mit jedem Jahr die Zahl und die Stärke der Waffen wachsen.

Sie wachsen in der ganzen Welt, jedoch angeheizt durch die von Monopolen beherrschten Staaten. Die Monopole müssen, um als solche bestehen zu können, nach Weltherrschaft streben. Militarismus, Hegemonismus, Aggressivität haben sie und die von ihnen beherrschten Staaten stets gekennzeichnet. Letztlich aber bewegt sie ein Grundmotiv, das auch ihre Vorfahren, die Kapitalisten aus der Zeit der freien Konkurrenz, bewegt hat: das Streben nach Profit.

Was sollen wir, alle, die wir den Frieden durch Abrüstung wünschen, die wir für dieses Ziel mit allen unseren Kräften gekämpft haben und kämpfen, ohne jedoch bisher Erfolg in der Abrüstung gehabt zu haben, ja eine stete weitere Aufrüstung erleben, was sollen wir alle tun, um unsere Kraft im Kampf um den Frieden weiter zu stärken?

Es ist ganz offenbar, daß wir unsere Kampfesfront verbreitern und so verstärken müssen. Ganz andere Kräfte noch als bisher müssen wir gewinnen, müssen wir zusammenfassen in einer Koalition der Vernunft. Aber wo diese Kräfte finden?

Ganz offenbar gibt es auf der ganzen Welt nur einen Ort, nur eine Stelle noch, wo wir neuartige zusätzliche Kräfte finden: nämlich im Lager des Feindes.

Also die Jahrtausende alte Strategie der Spaltung des Gegners. Aber wie sollen wir ihn spalten? Alle unsere vernünftigen Argumente haben das bisher

nicht zuwege gebracht. Natürlich nicht! Wie sollen Monopole unsere Vernunft annehmen? Sie haben ihre eigene Vernunft, die, wie wir soeben festgestellt haben, letztlich vom Profit bestimmt wird. Alles, was der Steigerung des Profits dient, ist vernünftig vom Standpunkt des Kapitals, auch des Monopolkapitals.

Uns scheint es zum Beispiel vernünftig, die Ausgaben für die Rüstung abzubauen und dafür das System der sozialen Leistungen, das die Arbeiterklasse in hundertjährigem Kampf für sich und alle anderen Beschäftigten errungen hat, auszubauen.

Den Monopolen scheint es zum Beispiel vernünftig, die Ausgaben für die Rüstung aufzubauen und dafür das System der sozialen Leistungen abzubauen, um höhere Profite zu machen.

Wie soll man eine Koalition der Vernunft schaffen, wenn unter Vernunft so Verschiedenes, ja so Entgegengesetztes verstanden wird?

Letztlich wollen wir Sozialisten-Kommunisten eine Welt, in der jeder nach seinen Bedürfnissen, nicht zum wenigsten auch nach seinen kulturellen Bedürfnissen leben kann. Und diese Welt setzt den Frieden voraus, der, um absolut gesichert zu sein, auch die absolute Abrüstung verlangt. Das erscheint uns als die höchste Vernunft.

Letztlich wollen die Monopolisten die Weltherrschaft, um die maximale Befriedigung ihres Profitbedürfnisses auf Kosten des „Restes der Menschheit“ zu sichern. Und um dieses Ziel zu erreichen, rüsten sie auf. Das erscheint ihnen als die höchste Vernunft.

Zwischen uns und den Monopolisten gibt es noch eine gewaltige Zahl von Menschen, die, um es ganz einfach auszudrücken, Angst vor der Vernichtung durch Krieg haben, die mit ihren Familien und Freunden in einem gesicherten Frieden leben wollen, und die darum für die Abrüstung sind.

Eine Koalition der Vernunft zwischen uns Sozialisten-Kommunisten, dazu dieser überwältigend großen Masse von Menschen auf der einen Seite und Monopolisten auf der anderen Seite ist jedoch durchaus denkbar, wenn auf beiden Seiten die durchaus verschiedene Vernunft die Abrüstung verlangt, wenn Überlebenswunsch und Humanismus auf der einen Seite und Profitsucht auf der anderen Seite das gleiche verlangen, nämlich die Abrüstung. Sollte das der Fall sein, dann ist in der Tat die Basis für eine überaus breite und eminent wirksame, nennen wir sie Abrüstungsfront gegeben.

Ist eine so breite Front real denkbar? Paradoxalement war es Präsident Reagan, der unsere Phantasie in bezug auf die mögliche Breite von Fronten beflogt hat. Michail Gorbatschow wies in seiner Rede auf dem XXVII. Parteitag der KPdSU auf eine Äußerung Reagans hin:

„Der amerikanische Präsident sagte einmal, sollte unserem Planeten die Invasion von Außerirdischen drohen, würden die UdSSR und die USA rasch eine gemeinsame Sprache finden.“ Diesem Gedanken Reagans fügte Gorbatschow dann folgende Bemerkung an: „Ist aber eine nukleare Katastrophe denn keine realere Gefahr als die Landung imaginärer Außerirdischer?“ Wie unreal muß uns der Gedankengang Reagans erscheinen, wie drängend real ist doch die Frage Gorbatschows! Es gibt jedoch eine Schicht, die dem Spruch folgt: „Hoppla, wir leben – nach uns die Sintflut!“ Gorbatschow hat sie so er-

wähnt: „Der rechte Flügel der Monopolbourgeoisie der USA sieht im Anheizen der internationalen Spannungen auch heute eine Rechtfertigung für Militärausgaben, globale Ansprüche, die Einmischung in die Angelegenheiten anderer Länder und den Angriff auf die Interessen und Rechte der amerikanischen Werktätigen.“ Was Gorbatschow hier über den reaktionärsten Teil des Monopolkapitals in den Vereinigten Staaten sagt, gilt im Grunde für alle imperialistischen Länder. Überall profitiert dieser reaktionärste Teil des Monopolkapitals von der Rüstung, insbesondere von der Nuklearwaffenproduktion. Von seinen Interessen ist heute im Grunde die gesamte Ausrichtung der Wirtschaft des Kapitals bestimmt, von seinen Interessen die so gefährliche politische Weltlage, das heißt die die Menschheit bedrohende Gefahr eines nuklearen Infernos.

Dieser reaktionärste Teil des Monopolkapitals ist nicht für eine Koalition der Vernunft zu gewinnen. Denn ihm würden enorme Profite entgehen. Und mehr noch als Profite. Auf der letzten Jahrestagung der British Association for the Advancement of Science, der hervorragenden britischen Wissenschaftlergesellschaft, auf der 1860 Thomas Henry Huxley seinen großartigen Kampf für die Entwicklungslehre von Darwin begann, teilte 126 Jahre später der englische Wissenschaftler Dr. Markuse mit, daß von den 100 größten Rüstungskonzernen der USA gegenwärtig 45 auf Betrug und Korruption untersucht werden. Die Beherrscher dieser Konzerne und ihre Hintermänner, die heute die Politik der USA bestimmen, sind natürlich, ebenso wie ihre Kumpane in Europa, niemals für eine Koalition der Vernunft gegen eine ständig zunehmende und erst recht nicht für eine ständig abnehmende Rüstung zu gewinnen. Genau wie wir auf dem VII. Weltkongreß der Kommunistischen Internationale zu einem Bündnis aller gegen den Faschismus, der Ausgeburt der reaktionärsten imperialistischen Kräfte, aufrufen, so müssen wir heute zum Kampf gegen die reaktionärsten rüstungswütigen Monopole aufrufen. Damals, vor einem halben Jahrhundert, war es die faschistische Hitlerregierung, die uns durch ihre aggressive Rüstungs- und Kriegspolitik half, die Front der Anti-Hitler-Koalition zu schmieden. Können wir heute aber im Lager des Kapitals eine solche Kraft finden, die uns hilft, diese reaktionärsten Kräfte zu zähmen, sie als bestimmende Kräfte in der Politik der imperialistischen Länder zu entfernen?

Ja, eine solche Hilfskraft gibt es: die Monopole der Zivilindustrie, motiviert aus Profitsucht. In der Tat, alle Schichten des Kapitals, die zivile Güter produzieren, Monopole wie kleine Kapitalisten, haben ein Interesse an und einen Platz in einer Koalition der Vernunft mit den Werktäglichen unserer Erde, einer Koalition der Vernunft gegen Wettrüsten und Krieg.

Wie aber sie gewinnen, wenn sie sich zumindest mit einem gewissen Recht seit einem Jahrhundert zumeist in einer Interessenfront mit dem reaktionärsten Teil des Monopolkapitals sicher gefühlt haben? Wir sagten, der reaktionärste Teil des Monopolkapitals denkt und wirkt nach dem Spruch „Hoppla, wir leben – nach uns die Sintflut!“ Ich glaube, wir können und müssen dem übrigen Kapital, seiner großen Masse, von den Monopolen bis zu den kleinen Kapitalisten, zeigen, daß die Sintflut sie heute schon zu erfassen beginnt. Am deutlichsten wird das in den Vereinigten Staaten von Amerika, heute das

Land mit der bei weitem stärksten Aufrüstung, gerade auch auf dem Gebiet der Kernwaffen.



Wie aber können wir ihnen das klarmachen? Hören wir wieder Michail Gorbatschow: „Die letzten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts stehen im Zeichen eines neuen Aufflammens der *Widersprüche zwischen imperialistischen Staaten*, des Aufkommens neuer Formen und Richtungen ... Die *Beziehungen zwischen den drei Hauptzentren des modernen Imperialismus* – den USA, Westeuropa und Japan – sind voller offener und verborgener Widersprüche. Die wirtschaftliche, finanzielle und technologische Überlegenheit über ihre nächsten Konkurrenten, die die USA bis Ende der sechziger Jahre hatten, wurde auf eine harte Probe gestellt. Westeuropa und Japan gelang es, den amerikanischen Seniorpartner in gewisser Weise zurückzudrängen. Sie fordern die Vereinigten Staaten auch in einem so traditionellen Bereich der amerikanischen Hegemonie wie der neuesten Technik heraus.“

Ja, so ist es. Vor hundert Jahren wurden die Vereinigten Staaten zur größten Industriemacht der Welt, und schon länger zwang der Mangel an Industriearbeitern die USA, sich stärker als die anderen kapitalistischen Länder mit der industriellen Technik zu beschäftigen. Sie wurden zum Hegemon der Technik. Heute hat Westeuropa sie im großen und ganzen wieder eingeholt, Japan sie auf manchen Gebieten überholt. Nur auf einem Gebiet blieben die Vereinigten Staaten lange zurück: auf dem der Rüstung. Hier brachte der erste Weltkrieg eine gewisse, der zweite Weltkrieg die entscheidende Wendung. Heute sind die Vereinigten Staaten die stärkste Rüstungsmacht in der Welt des Kapitals, allen imperialistischen Ländern unvergleichlich überlegen.

Und genau diese unvergleichliche Überlegenheit auf dem Gebiet der Rüstung hat sie ihre Überlegenheit auf dem Gebiet der zivilen Industrie gekostet. Rund drei Viertel aller Ausgaben für Forschung und Entwicklung dienten 1985 der Rüstung, die alles in allem höchstens 10 Prozent der wirtschaftlichen Tätigkeit ausmacht, so daß nur 25 Prozent der Ausgaben für Forschung und Entwicklung etwa 90 Prozent der wirtschaftlichen Tätigkeit zugute kommen. Mehr als fünfundzwanzigmal soviel wissenschaftlich-technische Ausgaben entfallen auf ein Rüstungsgut wie auf ein ziviles Gut von gleichem Wert. Kein Wunder, daß Westeuropa, wo, gemessen am Bruttonsozialprodukt, weniger als die Hälfte für die Rüstung ausgegeben wird wie in den Vereinigten Staaten – in Japan sind es wenig mehr als ein Zehntel –, die USA im Niveau seiner zivilen industriellen Produktion eingeholt und Japan sie vielfach überholt hat. Kein Wunder, daß die USA entgegen aller Tradition seit einiger Zeit mehr Maschinen einführen als ausführen.

Wir wissen nicht, ob die Produktivität in der amerikanischen Rüstungsindustrie 1985 um 5 oder um 10 Prozent gestiegen ist. Aber wir erfahren aus der amtlichen Statistik der USA, daß die Produktivität in der gesamten Wirtschaft 1985 nur um 0,3 Prozent zugenommen hat. Im Zeitalter der wissenschaftlich-technischen Revolution! In der BRD stieg sie zur gleichen Zeit um 2,4 Prozent, also achtmal so stark.

Und schlimmer noch! Nach dem Bericht des amerikanischen Arbeitsministerrums sank im 2. Vierteljahr 1986 die Produktivität der amerikanischen Wirtschaft um 0,5 Prozent – die erste Senkung seit der Krise von 1981/82. Hat vielleicht die Produktivität in der Rüstungsindustrie nachgelassen? Sicherlich nicht! Denn sonst hätte es einen nationalen Alarmruf gegeben. Sie ist vielmehr in der Zivilindustrie zurückgegangen, und mit ihr sind auch die Profite in der Zivilindustrie gesunken, und ihr technisches Niveau ist gegenüber Westeuropa und Japan weiter relativ gefallen.

Ganz allmählich begreifen diese Situation auch die Politikökonomen in den USA. Unter der Überschrift „Militärausgaben vermindern die Macht“ veröffentlichte die *International Herald Tribune* in ihrer Wochenendausgabe vom 23./24. August 1986 einen Artikel über eine Studie von Sherle R. Schwenninger und Jerry W. Sanders vom World Policy Institute in New York, in der zunächst klargestellt wird: „Gemessen an den entscheidenden Kriterien – Wettbewerbsfähigkeit, Produktivitätswachstum, Kapitalinvestitionen, Verschuldung – hat sich die Wirtschaftssituation gegenüber der vieler anderer Industrienationen, insbesondere der Japans und Westdeutschlands, verschlechtert“. „Die Japaner“, bemerkt die Zeitung, die Studie kommentierend, „haben gezeigt, daß eine Nation mit einer tiefverwurzelten Arbeitsethik Macht und eine bedeutende Stellung in der Welt gewinnen kann, ohne den Weg der Aufrüstung zu gehen, den, wie die beiden Autoren sagen, die Vereinigten Staaten beschritten haben. Japan hat sich dagegen für industrielle und technische Entwicklung und Handel entschieden... Die Lösung ist, das gewaltige Staatsbudget-Defizit zu vermindern und aufzuholen, den Reichtum in das militärische Faß ohne Boden zu gießen. Es müssen Wege gefunden werden, eine Rüstungskontrolle mit der Sowjetunion zu erreichen und so die Mittel zu finden, um die Wiederbelebung der amerikanischen Wirtschaft und der Dritten Welt zu finanzieren.“

In die gleiche Kerbe hieb US-Senator Joseph Biden, der auf einer Pressekonferenz in Washington am 11. September beklagte, daß die Regierung mit ihrem SDI-Programm wertvolle Forschungskapazitäten, die dringend für die Stärkung der Wettbewerbsfähigkeit auf dem Weltmarkt benötigt würden, verschwende.

Auf gleicher Linie argumentierte für Großbritannien Philip Gummet, Mitarbeiter an dem Bericht des Council for Science and Society über „Militärische Forschung und Entwicklung im Vereinigten Königreich“, dessen Resultat der *New Scientist* vom 19. Juni 1986 so zusammenfaßt: „Großbritannien hat größere Ausgaben für die militärische Forschung als irgendein anderes Land in Europa. Infolgedessen mangelt es dem zivilen Sektor nicht nur an Experten, sondern auch an den Resultaten ihrer Forschung.“

Fast schon rhetorische Frage: Muß es nicht einleuchten, wenn mehr und mehr Politikökonomen und Wissenschaftler-Techniker diese Entwicklung erkennen, daß es im Interesse des Gesamtkapitals, ausschließlich seines reaktionärsten Flügels, liegt, die Rüstungen einzuschränken? Aus Profitinteresse! Aus Konkurrenzinteresse jedes imperialistischen Staates! Kann man so nicht zeigen, wie die Sintflut der amerikanischen Zivilindustrie schon bis an die Knie reicht und Westeuropa gegenüber Japan zumindest schon die Füße

näßt? Müssen solche Argumente nicht zu einer Koalition der Vernunft führen? Ich glaube ja!

Zugleich müssen wir sehen, daß wir mit solchen Argumenten spezifische Interessen der sozialistischen Länder den Interessen der Menschheit unterordnen, so wie es Lenin verlangt hätte, als er sagte: „denn vom Standpunkt der Grundideen des Marxismus stehen die Interessen der gesellschaftlichen Entwicklung höher als die Interessen des Proletariats“ (Werke, Bd. 4, S. 230). Denn mit der allgemeinen Abrüstung wird zwar auch in den sozialistischen Ländern der allgemeine wissenschaftlich-technische Fortschritt beschleunigt, doch wird der Konkurrenzkampf auf dem Weltmarkt der Technik für uns härter werden. Ebenso wie man sich Illusionen über das Ausmaß der wissenschaftlich-technischen Revolution heute machen soll, darf man ihren rapiden Fortschritt im Gefolge der Abrüstung, gerade auch in den Vereinigten Staaten, unterschätzen. Unser Appell für eine Koalition der Vernunft ist nicht nur ein Aufruf, die Vorbedingung für die Weiterexistenz der Menschheit zu schaffen, sondern beinhaltet – sonst würde er nicht wirksam werden können – auch spezifische Vorteile für die, an die wir den Appell richten, zum Beispiel Profit- und Technikvorteile für das zivile Monopolkapital. Und wenn dadurch auch spezifische Nachteile für die sozialistischen Länder und auch die Werktätigen in der Welt des Kapitals entstehen können, so wird sie, wie Lenin sagen würde, der Hegemon des Fortschritts, die Welt des Sozialismus und die internationale Arbeiterklasse, im Interesse der Menschheit in Kauf nehmen, der Hegemon des Fortschritts, der Hüter des Fortschritts, der so zum Verhüter des absoluten Rückschritts in das Inferno wird.

In gewisser Weise wäre so die Koalition der Vernunft die größte und auch eine wahrhaft heroische Leistung des Sozialismus und der internationalen Arbeiterklasse im Interesse der Menschheit.

Manfred Lauffs  
Am rechten Fleck das Herze

Politische Lyrik in einer CDU-Liedersammlung

# Eine Sammlung der bekanntesten Volkslieder

überreicht von  
Ihrem Stadtverband der

# CDU



Ein neues, wichtiges Buch ist erschienen und allen überzeugten Deutschen wärmstens ans Herz zu legen: die „Sammlung der bekanntesten Volkslieder – überreicht von Ihrem Stadtverband der CDU“. Mit Blick auf den Titel des 32seitigen Heftchens im Oktavformat möchten die Herausgeber bei den „lieben Mitbürgerinnen“ und „lieben Mitbürgern“ keineswegs „den Eindruck erwecken, als würden nur in der CDU Lieder gesungen, was ja bekanntlich

gute von bösen Menschen unterscheiden hilft“ – man denke etwa an die lieben Nazis mit ihrem Horst-Wessel-Lied. Jedenfalls fährt der Vorwortautor markig fort: „Oft – das ist sicher nicht nur unsere Erfahrung – gibt es Anlässe, eine muntere Weise zu schmettern. Die Melodien sind bekannt, doch spätestens bei der zweiten Strophe wird der Kreis der Sänger kleiner, weil der Text fehlt.“ Nach dem Machtwort „Das soll nun aufhören“ wird noch die Hoffnung geäußert, „daß dieses Büchlein seinen Zweck erfüllt und Ihnen über alle Wahltagen hinaus Freude bereitet“. Wir schließen uns dieser Hoffnung gern an – gerade auch nachdem die CDU, um mit dem verehrten Herrn Bundeskanzler zu sprechen, einige „Niederlagen errungen“ hat.

Es ist das lobenswerte Verdienst der Herausgeber, durch eigenwillige und geschickte Zusammenstellung gezeigt zu haben, daß die schönsten Blüten deutschen Liedgutes sich bei näherem Hinsehen oft als höchst politisch erweisen. Nach der präzis kurzgefaßten Biographie des Dr. Kohl („Die kalten Winde bliesen mir grad ins Angesicht, der Hut flog mit vom Kopfe, ich wendete mich nicht“, S. 3) lesen wir etwa die programmatiche Aussage der CDU zu den kommenden Wahlen: „Und die Bracken und die bellen und die Büchse und die knallt, rote Hirsche woll'n wir jagen in dem grünen, grünen Wald. Vallerie, vallera . . .“ (S. 4). Hoffentlich bleiben diesmal die Jäger nicht wieder selbst auf der Strecke! Auf Seite 6 wird der große Vorsitzende der CSU, Franz Josef Strauß, besungen: „Der mächtigste König im Luftrevier ist des Sturmes gewaltiger Aar. Die Vöglein erzittern, vernehmen sie sein rauschendes Flügelpaar. Wenn der Löwe in der Wüste brüllt, so erzittert das tierische Heer. Ja, wir sind die Herren der Welt, die Könige auf dem Meer. Tirallala, tirallala, tirallala, tirallala. Hei, hei! Ja, wir sind die Herren der Welt, die Könige auf dem Meer.“ Geheime Wunschträume bayrischer Hinterbänkler? Gleich darauf dann ein Lied gegen den Fernsehnegativismus und die Katastrophenmentalität, ganz im Sinne von Carl-Dieter Spranger, täglich dreimal zu singen: „Da singet und jauchzet das Herz zum Himmelszelt: Wie bist du doch so schön, o du weite, weite Welt.“

Eine erfreulich ehrliche, christliche Selbsteinschätzung liefern die Regierungsmitglieder, wenn sie singen: „Wir stolzen Menschenkinder sind eitel arme Sünder und wissen gar nicht viel. Wir spinnen Luftgespinste und suchen viele Künste und kommen weiter von dem Ziel“ (S. 8). Da wird die Absicht des Kanzlers nur zu verständlich: „Drum will ich auf immer den Sorgen entsagen und will mich auch nimmer mit Grillen mehr plagen“ (S. 9). Helmut Kohl, der sich die Lebensfreude nicht vergällen lassen möchte, kann dann auch im Pluralis majestatis von sich selber singen und sagen: „In Not und Gefahr sind wir immerdar stets ein ganzer Mann! Im Ernst wie im Scherze am rechten Fleck das Herze“ (S. 14).

Gleich neben dem Friedrich-Zimmermann-Lied („Ich bin ein freier Wildbretschütz und hab' ein weit Revier. Horrido. So weit die braune Heide reicht, gehört das Jagen mir. Horrido, horrido, horrido . . .“) steht das Herbert-Hupka-Lied. Nein, nicht: „Hupka, Hupka, täterä“! Gemeint ist das bekannte Lied der Durchtriebenen, „Hohe Tannen weisen die Sterne“, mit der bewegenden vierten Strophe: „Höre, Rübezähn, was wir dir sagen: Volk und Heimat, die sind nicht mehr frei! Schwing die Keule wie in alten Tagen, schlage Hader

und Zwietracht entzwei!“ (S. 16) Man spürt richtig den Gewaltverzicht – ein Schelm, wem „Keule“ hier wie „Pershing“ klingt! Schließlich wohnt „Das allerschönste Kind“ nach wie vor „In einem Polenstädtchen“ und nicht etwa in einem Schlesierstädtchen (S. 20).

Allerdings scheint sich auch in der CDU Zukunftsangst breitzumachen, insbesondere, wenn der Sängerkreis die Bundestagswahlen 1987 ins Auge faßt: „Nehmt Abschied, Brüder, ungewiß ist alle Wiederkehr, die Zukunft liegt in Finsternis und macht das Herz uns schwer. ( . . . ) So ist in jedem Anbeginn das Ende nicht mehr weit, wir kommen her und gehen hin, und mit uns geht die Zeit“ (S. 24). Aber soweit ist es ja noch nicht, und bis dahin dürfen Strauß und Kohl noch frohgemut trällern: „Ich bin dein, du bist mein, ach, was kann denn schöner sein!“ (S. 25) In zarter Poesie wird auch der Verlauf eines CDU-Parteitags geschildert: „Da zieht die Andacht wie ein Hauch durch alle Sinne leise, da pocht ans Herz die Liebe auch in ihrer stillen Weise; pocht und pocht, bis sich's erschließt und die Lippe überfließt von lautem, jubelndem Preisen“ (S. 27).

Ganz erstaunlich, daß im Zeichen geistig-moralischer Aufrüstung sogar – wenn auch verschämt-abstrakt – die Widrigkeiten eines Verteidigungsfalles gestreift werden: „Zogen einst fünf junge Burschen stolz und kühn zum Kampf hinaus. Sing, sing! Was geschah? Keiner kehrt nach Haus, (ja!)“ (S. 29). Jedoch finden wir das Gegengewicht gleich auf derselben Seite, man darf ja den Pazifismus nicht übertreiben: „Wir kämpfen wie Löwen, hei unser der Sieg, viel Freunde, viel Ehr! Heio, Heio, . . . ( . . . ) wir fürchten nicht Tod und den Teufel dazu; wir lachen der Feinde und aller Gefahren ( . . . )“.

Nach all den Wandersleuten und schwarzbraunen Mägdelein, nach Seeleuten, Herrn Pastor sin Kauh, Feinsliebchen und Schwager hoch auf dem gelben Scheelwagen, Jägern und blauen Dragonern – da kommt, man glaubt es kaum, auf der letzten Seite des Liederbuches sogar ein leibhaftiger Arbeiter vor: „Glück auf, Glück auf! Der Steiger kommt!“ Aber keine Angst, der hat keine gewerkschaftlichen, geschweige denn klassenkämpferischen Ideen im Schädel, der kann nicht richtig deutsch und ist besoffen: „Die Bergleute sein kreuzbrave Leut, denn sie tragen das Leder vor dem A . . . bei der Nacht und saufen Schnaps.“ Da hat die geistig-moralische Wendezensur mit Recht eingegriffen, anständige Deutsche singen eben keine unanständigen Lieder.

Blättern wir zum Schluß noch einmal zurück und schauen uns eins der schönsten Lieder der Sammlung an: „Es blies ein Jäger wohl in sein Horn“ (S. 11) – eine ergreifende, dramatische Ballade. Da scheucht ein Jäger ein „schwarzbraunes (!) Mädel“ im Gebüsch auf, droht mit seinen großen Hunden, das Mädel fürchtet, nach seinem Tod unter „Rosen rot (!)“ begraben zu werden, und die letzte Strophe lautet: „Er warf ihr das Netz wohl über den Leib, so ward sie des jungfrischen Jägers Weib. Hussassa, tirallala . . .“ Womit denn auch die Haltung der CDU zur Frauenfrage geklärt wäre.

Alles in allem: ein erbauliches, politisch vorbildliches Werk, das in jeden Haushalt gehört. Eine Heino-LP ist in Vorbereitung.

Christian Götz

„Nein, schlaf nicht, während die Ordner der Welt  
geschäftig sind!“

### I. Die „Wende“ als Plattform für eine verschärzte Entwicklung der Bundesrepublik nach rechts

Im Februar 1984 habe ich ein Buch zur „Wende“, eine Einschätzung dieser Politik aus Arbeitnehmer- und Gewerkschaftssicht, veröffentlicht.<sup>1</sup> Die Publikation enthält auch ein Kapitel mit „Szenen aus dem Wendealltag“. Anhand von zehn Beispielen wird u. a. über das Erstarken rechtsradikaler und neonazistischer Kräfte, die Diffamierung der Friedensbewegung sowie die Gefährdung bzw. den Abbau von Grundrechten berichtet. Das gesamte „Szenarium“ mündet in die politische Warnung:

„Der oft zitierte Satz ‚Bonn ist nicht Weimar‘ hat im Kern sicherlich immer noch seine Berechtigung. Das darf aber nicht als Beruhigungsspiele dafür mißverstanden werden, heute – durchaus vergleichbare – gefährliche politische Tendenzen zu ignorieren, die vor 50 Jahren den Niedergang der Weimarer Republik einleiteten.“

Diese Einschätzung hat mir bei Erscheinen viel öffentliche, z. T. aber auch interne Kritik eingetragen; wobei der Tenor lautete: Du bist wieder einmal zu negativ und zu kritisch eingestellt. Du übertreibst die Gefahren und schürst damit unnötig Ängste. Du malst insgesamt zu „schwarz“, angesichts der Realitäten in der Bundesrepublik übrigens eine hintergründige und doppelbödige Formulierung.

Inzwischen sind knapp drei Jahre ins Land gegangen. Und leider muß ich feststellen: Viele andere Kritiker und ich haben damals nicht zu schwarz gemalt. Unsere Prognosen und Befürchtungen wurden eher übererfüllt. Immer deutlicher zeigt sich: Die Ergebnisse der „Wende“ an sich sind schon schlimm genug; insbesondere für Arbeitnehmer und Gewerkschaften. Zugleich stellt diese Politik die Plattform für eine ständig an Drall gewinnende Entwicklung der Bundesrepublik nach rechts dar.

Dieser gefährliche Trend ließe sich unschwer durch vorliegende Analysen, wissenschaftliche Untersuchungen und Meinungsbefragungen belegen. Ich wähle bewußt eine andere Methode, die den Vorzug hat, auf „Materialien“ zurückzugreifen, die jedem Bürger zugänglich sind, nämlich Berichte und Meldungen in der Tagespresse, erschienen im Zeitraum von gut drei Monaten.

#### 7. 6. 1986:

Wer die Parolen „Türkische Kameltreiber raus“ oder „Türken raus“ an Hauswände schmiert, macht sich nach Auffassung des Landgerichts Nürnberg-Fürth nicht der Volksverhetzung schuldig. Es sprach einen Angeklagten frei, der zuvor vom Amtsgericht Nürnberg wegen Volksverhetzung und Sachbe-

schädigung zu einer Freiheitsstrafe von sechs Monaten verurteilt worden war.

#### 26. 6. 1986:

In einem Festakt verlieh Ministerpräsident Franz Josef Strauß den Bayerischen Verdienstorden u. a. an den Exnazi und früheren Bundesvertriebenenminister Prof. Theodor Oberländer (CDU). Oberländer war bereits beim Hitler-Putsch gegen die Weimarer Republik (Marsch auf die Feldherrnhalle in München, am 9. November 1923) dabei und trat 1933 in die NSDAP ein. 1939 schrieb er: „Jede deutsche Volksgruppe kann draußen ein Drittes Reich im Kleinen sein und . . . das Judentum bekämpfen.“ Entsprechend handelte er. 1960 wurde er nach siebenjähriger Amtstätigkeit als Bundesminister entlassen, nachdem das Oberste Gericht der DDR ihn in Abwesenheit wegen Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit zu lebenslangem Zuchthaus verurteilt hatte. In seiner Festansprache lobte Strauß die Ordensträger. Sie hätten „Wert und Würde unseres freiheitlichen Rechtsstaates“ dadurch bezeugt, „daß sie aus ihrem engeren privaten Bereich herausgetreten sind und in die Öffentlichkeit wirken“. Solche Bürger brauche unsere Demokratie.

#### 4. 7. 1986:

Der baden-württembergische NPD-Landesvorsitzende Jürgen Schützinger schreibt an Kultusminister Mayer-Vorfelder: „Bei der NPD ist es schon seit ihrer Gründung im Jahre 1964 guter Brauch, zum Abschluß von größeren Veranstaltungen und Parteitagen das Deutschlandlied, unsere Nationalhymne, zu singen. Dieser gute nationaldemokratische Brauch war für die politischen Gegner der NPD, leider auch solche aus Ihrer Partei, immer wieder willkommener Anlaß, uns Nationaldemokraten in die berühmt-berüchtigte rechtsradikale und verfassungsfeindliche Ecke zu stellen. Dank Ihres Einsatzes und Ihrer Standhaftigkeit in Sachen Nationalhymne kann dieses ‚Argument‘ nun wahrhaftig nicht mehr ziehen. Wenn Sie sich als führender Politiker der CDU und als Kultusminister dafür einsetzen, daß eine von der NPD schon seit Jahrzehnten geübte Praxis, nämlich das Singen aller Strophen des Liedes der Deutschen, jetzt auch in den staatlichen Schulen geübt werden soll, so kann dieses durch die Nationaldemokraten in Baden-Württemberg nur begrüßt werden.“

Dem aufmerksamen Beobachter des politischen Geschehens wird ein weiteres Mal offenkundig, daß wiederum, mit entsprechender zeitlicher Verzögerung, Nationaldemokratische Selbstverständlichkeiten staatliche Nachahmer finden. In der Hoffnung, daß Sie in dieser Sache weiterhin Standfestigkeit beweisen, verbleibe ich mit freundlichen Grüßen.“

#### 12. 7. 1986:

Die zuständige Staatsanwaltschaft in Berlin teilt mit, daß die Akten über Hitlers Volksgerichtshof noch im Spätsommer dieses Jahres geschlossen werden sollen. Danach steht fest, daß es kein einziges rechtskräftiges Urteil der bundesdeutschen Nachkriegsjustiz gegen einen Angehörigen von Freislers berüchtigtem Gerichtshof mehr geben wird. Der Volksgerichtshof war von 1934 bis

1945 erst- und letztinstanzlich für „politische Straftaten“ zuständig. Die 564 Richter, ehrenamtliche Richter und Anklagevertreter fällten über 5500 Todesurteile, u. a. gegen die Widerstandskämpfer des 20. Juli und die Geschwister Scholl. Sie folgten damit der Aufforderung von Joseph Goebbels, „nicht vom Gesetz auszugehen, sondern von dem Entschluß, der Mann muß weg“.

#### 23. 7. 1986:

Der SPD-Bundestagsabgeordnete Harald Schäfer hat den Bundesinnenminister zu einer „bewertenden Stellungnahme“ zu einer früheren Äußerung von Verfassungsschutzpräsident Ludwig-Holger Pfahls aufgefordert. Dieser hatte am 28. 4. 1986 erklärt: „Die DKP ist in ihrer engen Anlehnung an die Sowjetunion und die DDR, mit ihren bündnispolitischen Erfolgen und ihrem Einfluß im Rahmen von Kampagnen auf das Abwehrverhalten der Demokraten auf längere Sicht jedenfalls gefährlicher als RAF oder Rote Zellen mit ihren spektakulären Gewalttaten.“ Schäfer bezeichnete Pfahls als „für sein Amt ungeeignet“. Pfahls ist immer noch im Amt.

#### 24. 7. 1986:

In der Nacht zum 22. Juli 1986 waren die Außenwände der Gesamtschule in Oberursel/Taunus unter anderem mit folgenden Parolen besprüht: „Türken haben Aids, Freiheit für Heß, Erwache Deutschland, Jude stirb, Laßt Heß frei, Rotfront verrecke, Dealer ins KZ.“ Außerdem waren Hakenkreuze und SS-Runen an die Wände gesprüht.

#### 23. 8. 1986:

*Die Welt* veröffentlicht auf ihrer Seite „kleines Welttheater“ folgendes „Gedicht“:

##### *Gewissenstäter*

Mit der Waffe in der Hand  
wollten sie sich niemals sehen.  
Pazifist sein hier im Land  
heißt auf Friedenswache stehen.

Gegen Reagan und Konsorten,  
gegen Wörner, Apel, Schmidt,  
gegen NATO-Kampfhorten,  
gegen Bundesgrenzschutztritt.

Viele deutsche Unschuldsmienen  
schwören und dies Tag und Nacht.  
Doch woanders woll'n sie dienen!  
Stehn mit Waffen auf der Wacht.

Fern der Heimat – für Ortega  
und die Revolution.  
Aber nicht die „La Prensa“!  
Söldner sind sie, roh, voll Hohn.

Kämpfen nirgendwo für Frieden,  
Freiheit hassen sie erst recht.  
Helfen nur beim Kettenschmieden.  
Wo sie sind, geht's Menschen schlecht.

Christian Speer

**28. 8. 1986:**

Mit „Feinden der Demokratie“, den Grünen und dem DGB, setzt sich Bayerns Ministerpräsident Franz Josef Strauß nicht an einen Tisch. Mit dieser „Begründung“ erteilte die CSU dem bayerischen DGB ihre Absage, an einer Podiumsdiskussion der „Prüfsteine“ zur Landtagswahl teilzunehmen.

**29. 8. 1986:**

Nach Meinung des niedersächsischen Innenministers Wilfried Hasselmann (CDU) sollte der Begriff „Antifaschismus“ nicht mehr verwendet werden. Nach kommunistischer Terminologie sei „Antifaschismus“ Teil des internationalen Klassenkampfes. Der VVN warf Hasselmann vor, sie führe ihre „Antifaschismuskampagne“ im Auftrag des „Weltkommunismus sowjetischer Prägung“.

**17. 9. 1986:**

Die Bundestagswahl im Januar 1987 wird nach Ansicht des CSU-Chefs Franz Josef Strauß eine „schicksalhafte Weichenstellung“ für die Zukunft der Bundesrepublik bringen. Es gehe darum, ob bei einem rot-grünen Wahlsieg „der Marsch ins Abenteuer, in das Traumnarrenschiff wieder beginnen“ solle. „Ob das rot angestrichen ist oder damals braun angestrichen war, ändert am Endergebnis nicht allzuviel“, sagte Strauß vor mehreren tausend Zuhörern in München.

Diese Beispiele, die sich ohne Schwierigkeit vervielfachen ließen, machen deutlich: Rechte und rechtsradikale Äußerungen, Politik und Skandale stellen in der Bundesrepublik eben keine „einsamen Ausnahmeherscheinungen“ mehr dar; es gibt zumindest in deutlichen Ansätzen wieder „alltäglichen Faschismus“.

Den regierenden Parteien in Bonn muß man aufgrund ihres bisherigen Verhaltens sogar unterstellen, daß sie in dieser schlechenden Rechtsentwicklung keine Gefahr, sondern eher die Chance sehen, bei anstehenden Wahlen – möglicherweise entscheidende – Prozentpunkte im rechten Spektrum unserer Gesellschaft zu holen. Diese Haltung, die hinnimmt oder gar fördert, daß die Grenzen zwischen Konservatismus und deutlich weiter rechts stehenden Positionen verschwinden, kann Gefahren heraufbeschwören, mit denen wir in unserer jüngsten Geschichte bereits einmal konfrontiert wurden; im Endergebnis mit schrecklichen Folgen.

In einem differenziert argumentierenden Diskussionspapier des VVN-Präsidenten über neofaschistische Entwicklungen in der Bundesrepublik<sup>2</sup> heißt es dazu:

„Konservatismus und Faschismus dürfen sicherlich nicht gleichgesetzt werden, so waren z. B. auch Konservative am antifaschistischen Widerstand beteiligt. Sie können aber auch nicht einander entgegen- oder nebeneinander gestellt werden, da es zwischen ihnen in entscheidenden Zielsetzungen Berührungspunkte oder Übereinstimmung gibt, wie z. B. der Revision der Nachkriegsgrenzen. Es muß das Herauswachsen der Ideologie des Faschismus aus dem Konservatismus gesehen werden. Im Faschismus gewinnen die bereits im Konservatismus vorhandenen Elemente neue Qualität. Alles ist viel radikaler, brutaler, übersteigerter. Schrankenloser Terror, Vernichtung der Arbeiterbewegung, zügelloser Rassismus und skrupellose Demagogie sind spezifisch Faschistisches. Die Politik und die angestrebten Ziele der Rechtsregierung in Bonn, die den Bedürfnissen und Interessen der großen Mehrheit der Bevölkerung entgegengesetzt sind, gleichwohl jedoch möglichst kompromißlos durchgesetzt werden sollen, erhöhen den Bedarf an reaktionären Ideologien und Strategiekonzepten. Wer unter Verletzung des Verfassungsgebotes (Art. 20 GG) einer auf Frieden gerichteten Politik immer weiter aufrüstet, Raketen stationiert und die SDI-Beteiligung plant, braucht gegenüber einer Bevölkerung, die dies alles überwiegend ablehnt, überzeugend klingende Rechtfertigungen; wer wieder Weltmachtpolitik treiben will, die Entspannungspolitik aufkündigt, die friedliche Koexistenz und die Grenzen in Europa in Frage stellt, muß Aggressivität als Friedenssicherung verkaufen, muß die Weltmachtpolitik unserer jüngsten Vergangenheit rehabilitieren; wer diese ganze menschenfeindliche und menschheitsgefährdende Politik mittels radikalen Sozialabbaus finanziert, braucht Ideologien, die Verzicht und Opferbereitschaft als solidarisches Verhalten, als friedens- und umweltrettende Tugenden schmackhaft machen; wer Millionen zu Chancen- und Arbeitslosigkeit verurteilt, braucht Sündenböcke (Gewerkschaften, Ausländer, Doppelverdiener usw.) und braucht Ideologien und Theorien, die die ‚natürliche‘ Ungleichheit der Menschen, ein biologistisches Menschenbild und das Elixieren propagieren.“

Wir haben unsere geschichtlichen Lektionen begriffen. Wir sind gewarnt. Wir wollen und müssen dieses Mal rechtzeitig reagieren.

## II. Historische Erfahrungen werden grob mißachtet

Wie sehr unsere politische Sensibilität sowie deutliche Reaktionen gefordert sind, machen im übrigen nicht nur „rechte Töne“, treffender gesagt: „rechte Trompetenstöße“, deutlich. Parallel – und passend dazu – vollziehen sich in vielen Bereichen unserer Gesellschaft Entwicklungen, die eine grobe Mißachtung von historischen Erfahrungen sowie von politischen Grundüberzeugungen darstellen, in denen sich 1945 – nach dem Sieg über den Faschismus – alle relevanten gesellschaftlichen Kräfte unseres Landes einig waren; zumindest haben sie sich damals so artikuliert.

### *Erstes Beispiel: Grundrechte in Gefahr*

So lautet die Titelgeschichte in der jüngsten Ausgabe des Funktionärsorgans der IG Metall.<sup>3</sup> Einleitend wird festgestellt:

„Das Grundgesetz sollte ein Neuanfang sein, ein neues Fundament für einen besseren Staat, nachdem die NS-Herrschaft Deutschland in Trümmer gelegt hatte – geistig, moralisch, politisch und tatsächlich. Je mehr die Erinnerung verblaßt, desto ungenierter machen sich die Staatsgewalten frei von Geist und Buchstaben der Verfassung. Wo der Staat Grundrechte mißachtet, gegenüber Kriegsdienstverweigerern oder Asylsuchenden, gegenüber Gewerkschaften oder Bewerbern für den öffentlichen Dienst, Gruppen oder einzelnen, immer sind alle betroffen. Denn jeder kann der nächste sein. Ein vergleichender Überblick über (Verfassungs-)Recht und Realität zeigt: Auf vielen Feldern ist Gefahr im Verzuge. Die Verfassung braucht ständige Pflichtverteidiger – uns alle.“

An alle Funktionäre ergeht die Aufforderung, dieses „Schwerpunktthema“ auch im Betrieb zu diskutieren. Genau das wollen unsere Interessengegner verhindern. So veröffentlichte Chefredakteur Günter Zehm in der Zeitung *Die Welt* vom 23. 8. 1986 einen Leitartikel mit der Überschrift „Patriot und Verfassung“. Zunächst bemängelt er, „daß der historische Sinn der Nachkriegsdeutschen nach wie vor in schon manischer, verhängnisvoller Weise auf das Dritte Reich und die Stunde Null des Jahres 1945 fixiert ist“, um dann – durchaus absichtsvoll – hinzuzufügen, daß das Bonner Grundgesetz „seinerzeit faktisch von den Alliierten angeordnet wurde“. Abschließend meint und fordert er:

„Es ist gut für eine Demokratie, ein freiheitliches, anwendungsfähiges Grundgesetz zu besitzen . . . Jeder Verfassungsfetischismus ist jedoch von Übel. Verfassungstexte sind das Werk fehlbarer Menschen, sie können veralten; sie können unter Umständen zu schweren Belastungen für ein funktionierendes Gemeinwesen führen. Die aktuellen Beispiele liegen auf der Hand. Nicht zuletzt sie lehren, daß bloßer ‚Verfassungspatriotismus‘ (als Surrogat für mangelnden Gemeinschaftssinn und mangelnde Vaterlandsliebe) sehr schnell in gefährliche Sackgassen führt.“

#### *Zweites Beispiel:*

#### *Berufsvertriebene wittern Morgenluft*

Für den Bundeskanzler und führende Politiker der Regierungsparteien ist es inzwischen zur selbstverständlichen Übung geworden, auf Kundgebungen der Landsmannschaften zu sprechen. Revanchistische Parolen hindern sie daran nicht; im Gegenteil! Helmut Kohl hält solche Vorwürfe für „grotesk“ und sanktioniert damit Forderungen von Herbert Hupka und Gesinnungsfreunden nach dem Motto: „Das Deutsche Reich existiert fort“ oder „Die deutsche Frage ist offen; die bestehenden Grenzen sind nicht festgeschrieben.“

Dabei ist für jeden auch nur halbwegs vernünftigen Menschen klar: Nicht zuletzt auch durch Abschluß entsprechender Verträge sind die Grenzen in Europa für „jetzt und in Zukunft“ besiegt. Daran will nicht nur die Sowjetunion nichts ändern; das gilt nicht weniger auch für die westlichen Verbündeten der Bundesrepublik. Die Ergebnisse des zweiten Weltkrieges lassen sich in diesem Punkt mit friedlichen Mitteln nicht revidieren. Wer trotzdem ständig entsprechende Forderungen erhebt, handelt eindeutig revanchistisch. Des-

halb habe ich auch kein Verständnis dafür, wenn SPD-Kanzlerkandidat Johannes Rau im Anschluß an ein am 17. 9. 1986 mit dem Präsidium des Bundes der Vertriebenen in Bonn geführten Gespräch ein gemeinsames Kommuniqué unterschreibt, in dem Territorien fremder Staaten als „Siedlungsgebiete in Ost- und Südosteuropa“ bezeichnet werden.

#### *Drittes Beispiel:*

#### *Ausländerfeindlichkeit und Fremdenhaß nehmen zu*

Immer stärker werden ausländische Arbeitnehmer zu Prügelknaben für wirtschaftliche und soziale Fehlentwicklungen in der Bundesrepublik gemacht. Dabei tut sich – neben seinem „Meister“ Franz Josef Strauß – insbesondere Bundesinnenminister Friedrich Zimmermann hervor. Er spielt auch eine unheilvolle Rolle bei der sogenannten „Asylantenfrage“. Unter seiner Federführung wurde – trotz eindringlicher Warnungen von Gewerkschaften, SPD, Wohlfahrtsverbänden und Kirchen – mit Schüren von Emotionen und Zahlenmanipulationen eine Kampagne gestartet, die nur schwer zu bremsen sein wird. Zimmermann fordert nach wie vor die Änderung des Grundgesetzes. Er bleibt auch dabei: „Bei den bevorstehenden Wahlen in Bayern und im Bund hat der Bürger die Möglichkeit, mit seiner Stimme auch über das Asylantenproblem zu entscheiden.“

Ich teile in dieser Frage uneingeschränkt die Meinung von Detlef Hensche, stellvertretender Vorsitzender der Mediengewerkschaft. Er warnte kürzlich in einem Kommentar: „Wer das Asylrecht ohne Not zum Wahlkampfthema erhebt, trägt als Schreibtischtäter für die Folgen seiner Volksverhetzung die Verantwortung.“

#### *Viertes Beispiel:*

#### *Bundesregierung stützt rassistisches Botha-Regime*

Der SPD-Bundestagsabgeordnete Günter Verheugen hat kürzlich ein Buch zur Apartheid<sup>4</sup> veröffentlicht. Nach Präsentation zahlreicher Fakten und erdrückender Belege über die „deutschen Interessen am Kap“ zieht er folgendes Resümee:

„Wir Deutsche haben den weißen Südafrikanern Jahrzehntelang geholfen, das Apartheidssystem immer weiter auszubauen und zu festigen. Wir haben auch selber Vorteil gezogen aus der Unterdrückung und Ausbeutung in Südafrika. Die Bestandsaufnahme der deutsch-südafrikanischen Kooperation über die Jahre hinweg ist moralisch vernichtet. Diese Zusammenarbeit kann deshalb auch außenpolitisch nicht gerechtfertigt sein.“

Trotzdem hat die Bundesregierung bei den jüngsten Verhandlungen der EG zur Festlegung von Maßnahmen gegenüber Südafrika eine erbärmliche Rolle gespielt. Sie verhinderte alle wirksamen Sanktionen. Die Bundesrepublik gehört damit zu den letzten Stützen des rassistischen Botha-Regimes in der Welt. Der Vorsitzende der Industriegewerkschaft Bau-Steine-Erden, Konrad Carl, hat völlig recht mit seiner kritischen Feststellung: „Wer vor dem poli-

tisch-moralischen Problem der Apartheid versagt, lädt Mitverantwortung auf sich für ein Blutbad, das sich über Jahre erstrecken kann.“

### III. Seid Sand im Getriebe

In den Mittelpunkt meiner heutigen Ausführungen habe ich eine Zustandsbeschreibung der Bundesrepublik nach rund 4½ Jahren „Wende-Politik“ gestellt. Ein Hauptproblem sehe ich nämlich zunächst darin, daß sich alle politisch relevanten Kräfte links vom „konservativen Lager“ überhaupt – und dann möglichst umfassend und genau – der „Zustände“ in der Bundesrepublik bewußt werden. In dieser Hinsicht bestehen noch erhebliche Defizite; auch in den Gewerkschaften.

Ist der notwendige Bewußtseinsprozeß realisiert, liegen die Konsequenzen eigentlich auf der Hand. Bezogen auf die organisierte Arbeitnehmerschaft will ich die wichtigsten kurz benennen:

1. Die Gewerkschaften müssen ihren maßgeblichen Beitrag dazu leisten, daß Erfahrungen mit dem Faschismus und prinzipielle Orientierungen aus der Gründerzeit der Bundesrepublik wieder wesentlich stärker zum Maßstab für die Bewertung allen politischen Handelns gemacht werden. Eine Konsequenz muß darin bestehen, weiterhin und mit noch mehr Breite alle neonazistischen sowie rechtsradikalen Tendenzen und Aktivitäten in Wort und Tat (= Aktionen) zu bekämpfen. Eine aktuelle Forderung ist in diesem Zusammenhang die nach dem Verbot der sog. „Freiheitlichen Deutschen Arbeiterpartei“ (FAP).

2. Wir gehören in die Spitzengruppe jener gesellschaftlichen Kräfte, die klar Front machen gegen Ausländerfeindlichkeit und Rassismus. Der 13. ordentliche DGB-Bundeskongreß, der in der letzten Maiwoche 1986 in Hamburg stattfand, hat eindeutig Position bezogen:

„Der 13. ordentliche Bundeskongreß des DGB verurteilt mit aller Schärfe jede Art von Rassismus und Ausländerfeindlichkeit und fordert alle relevanten Gruppen dieser Gesellschaft auf, sich ihrer Verantwortung bewußt zu werden und diese Tendenzen zusammen mit den Gewerkschaften energisch zu bekämpfen.“

Konkret forderten die Delegierten u. a. eine gesetzlich garantierte „Aufenthaltsicherheit“ nach überprüfbaren Kriterien sowie die Einführung des kommunalen Wahlrechts für die ausländischen Mitbürger.

Auch zum Asylrecht hat sich der DGB-Bundesvorstand unmißverständlich geäußert. In einer am 16. 9. 1986 veröffentlichten Erklärung heißt es einleitend:

„Das Verfassungsgebot des Artikel 16 ‚Politisch Verfolgte genießen Asylrecht‘ gilt unmittelbar und ohne Einschränkung für alle politisch Verfolgten ohne Rücksicht auf deren Zahl, politische Gesinnung oder wirtschaftliche Situation. Artikel 16 des Grundgesetzes darf weder durch Verfassungsänderung eingeschränkt, noch durch administrative Praktiken ausgehöhlt werden. Gerade weil die Gewerkschaftsbewegung aus ihrer Geschichte den Wert und die Bedeutung

des politischen Asylrechts kennt, ist es für den DGB eine Verpflichtung, für die Sicherung des Asylrechtes einzutreten.“

Im übrigen dürfen wir uns keinen Illusionen hingeben: Ausländerfeindlichkeit ist durchaus nicht nur ein „Reservat“ für Rechtsradikale. Diese Haltung ist (z. B.) leider auch unter Arbeitnehmern und Gewerkschaftern anzutreffen. Man muß bei so manchem Stammtisch nur hinhören. Was ich genauer meine, hat der Schriftsteller Knut Becker in einem Gedicht<sup>5</sup> beschrieben:

#### „Gast“arbeiter

Sie werden ins Land geholt  
damit sie – gemeinsam mit uns –  
Profite mehren.

Schließlich spielt es  
bei der Ausbeutung von Arbeitern  
keine Rolle,  
ob jene aus Anatolien  
oder aus Erkenschwick gebürtig sind.

So arbeiten sie – neben uns, mit uns,  
warten, daß wir in ihnen den Menschen,  
den Kollegen erkennen.

Manchmal muß man mit ihnen sprechen:  
„Du, Kollega, du müssen hier fragen  
nach da, capisco?“

Unsere Sprache für sie klingt oft,  
als brauchten sie ein speziell verstümmeltes  
Deutsch für Minderbemittelte.

Sie wohnen nebenan – noch nie hat jemand von uns  
bei ihnen geklingelt.

Die Nachbarin zischelt: „Bei uns im Haus  
wohnt jetzt auch schon das Pack.“

Keiner redet dagegen – und wenn mal  
Papier auf der Treppe liegt,  
schaun sich die Nachbarn vielsagend an.  
Denn dort, wo die herkommen, da ist das so,  
das ist ja bekannt.

Sie sitzen im Gasthaus – am Nebentisch;  
warten, bei einem Bier, daß wir mit ihnen reden,  
nur reden.

Sie stehen wie Mauern im Bahnhof,  
sehnsüchtig Gleisen nachblickend,  
die in die Heimat führen.  
Wir drängen an ihnen vorbei,  
fühlen uns belästigt.

Sie werden als Ventil für die Konjunktur  
„freigesetzt“, abgeschoben – und in der Zeitung steht,  
der Arbeitsmarkt habe sich – durch die Abwanderung  
ausländischer Arbeitskräfte – beruhigt.

Wir lesen das und stimmen dann

in der nächsten Gewerkschaftsversammlung  
für eine Resolution,  
in der von der internationalen Solidarität  
der Arbeiterschaft  
die Rede ist.

Um diese schizophrene Haltung schrittweise abzubauen, verdient die von der DGB-Jugend und ihrer Zeitschrift 'ran' erfolgreich gestartete, auf Kopf und Herz zielende Aktion „Mach meinen Kumpel nicht an“ noch wesentlich mehr Unterstützung; auch durch jeden einzelnen von uns.

3. Den Rassismus bekämpfen heißt heute vor allen Dingen, für wirksame Sanktionen gegenüber dem rassistischen Botha-Regime in Südafrika einzutreten. Auch der DGB hat nach meinem Verständnis in diesem Punkt zu lange gezögert, politisches Profil zu zeigen; und das, obwohl schon seit langerem eindeutige IBFG-Beschlüsse vorlagen. Inzwischen hat eine Klärung in die richtige Richtung stattgefunden; das bestätigen jüngere Stellungnahmen von DGB und Einzelgewerkschaften.

Außerdem ist es dringend notwendig, die Gewerkschaften in Südafrika praktisch zu unterstützen. Der HBV-Hauptvorstand hat schon vor längerem ein Solidaritätskonto eingerichtet, aus dem mit den Kolleginnen und Kollegen vor Ort abgesprochene Maßnahmen finanziert werden. Macht in diesem Sinne die praktische Solidarität mit den Gewerkschaften in Südafrika zum Thema von Fachgruppenveranstaltungen, Sitzungen der Orts- und Bezirksvorstände, Delegiertenkonferenzen und anderen Zusammenkünften!

4. Mißachtung des Grundgesetzes und Abbau von Verfassungsrechten treffen Arbeitnehmer und Gewerkschaften im Kern; stets werden auch ihre eigenen Handlungsmöglichkeiten zur Disposition gestellt. Deshalb ist auch und gerade auf diesem Feld unser besonderes Engagement gefordert; also nicht nur, wenn es um das Streikrecht geht, sondern z. B. auch dann, wenn die Herrschenden Datenmißbrauch vorprogrammieren oder das Demonstrationsrecht ad absurdum führen wollen.

5. Auch wenn das, einschließlich der eigenen Reihen, ein „heißes Thema“ ist, möchte ich ausdrücklich hinzufügen: Wir müssen dem immer stärker anschwellenden Antikommunismus offensiv begegnen; übrigens nicht aus irgendwelcher „Liebe oder Nähe zu Kommunisten“, sondern im eigenen Interesse. Wer das als aktiver Gewerkschafter immer noch nicht begreift, oder gar gegenteilig handelt, ignoriert gesellschaftliche Zusammenhänge und Wirkungen; ist – ob bewußt oder unbewußt – bereits Opfer dieser schädlichen Ideologie.

6. Summiert man die in den ersten fünf Punkten vorgetragenen Fakten und getroffenen Aussagen, so ergibt sich für mich zwingend folgende Schlußfolgerung: *Die Gewerkschaften – als mit Abstand größte gesellschaftliche Organisation der Bundesrepublik – müssen ein „politisches Mandat“ beanspruchen und ausfüllen.* Sie dürfen sich nicht auf „Tarifhandwerker“ bzw. Vertretung von Arbeitnehmerinteressen im ganz engen Sinne reduzieren bzw. reduzieren las-

sen. Norbert Blüm und seine Verbündeten in Politik und Medien sind auch in diesem Fall „Gesinnungstäter“: Sie wissen genau, warum sie die Gewerkschaften ständig zur „politischen Selbstbeschränkung“ auffordern. Dadurch würden die Gewerkschaften nicht nur als unmittelbare Interessenvertretung an Kraft verlieren, sondern zugleich auch als Bollwerk gegen eine prinzipiell falsche gesellschaftliche Entwicklung der Bundesrepublik weitgehend ausfallen. Der Weg zum Unternehmerstaat wäre endgültig frei.

7. Den hier beschriebenen Herausforderungen können die Gewerkschaften allein durch Pragmatismus nicht gerecht werden. Notwendig ist nach wie vor theoretische und eben auch „ideologische“ Arbeit, die geschichtliche Erfahrungen abstrahiert, Machtverhältnisse untersucht und hinterfragt sowie Einsichten über die eigene „Klassenlage“ vermittelt. Erst auf dieser Grundlage ist pragmatisches Handeln möglich, das – unter dem Gesichtswinkel der Wahrnehmung von Arbeitnehmerinteressen – gesellschaftlich in die richtige Richtung zielt. Hier liegen vor allen Dingen die Aufgaben von langfristig angelegter Bildungsarbeit.

8. Die hier zusammengetragenen Notwendigkeiten und Erkenntnisse können wir sofort wieder vergessen, wenn wir nicht gemeinsam die Konsequenz ziehen: In dieser gesellschaftlichen Auseinandersetzung, in der – das ist keine Übertreibung – Weichen für die Zukunft gestellt werden, kommt es auf jeden einzelnen von uns an. Unsere Interessengegner schlafen wahrlich nicht. Sie sind geschäftig dabei, auch in der Bundesrepublik die Welt nach ihren Bedürfnissen und Ansprüchen einzurichten.

In diesem Sinne möchte ich mit dem letzten Vers eines Gedichtes von Günter Eich schließen:

Nein, schlafst nicht, während die Ordner der Welt geschäftig sind!  
Seid mißtrauisch gegen ihre Macht, die sie vorgeben für euch erwerben zu müssen!  
Wacht darüber, daß eure Herzen nicht leer sind, wenn mit der Leere eurer Herzen gerechnet wird!  
Tut das Unnütze, singt die Lieder, die man aus eurem Mund nicht erwartet!  
Seid unbequem, seid Sand, nicht das Öl im Getriebe der Welt!

Gegensteuern erfordert Gegenmacht. Gegenmacht entsteht nur durch Engagement. Laßt uns gemeinsam danach handeln!

#### Quellenhinweise:

- 1 Christian Götz: „Für eine Wende zur sozialen Demokratie“, Pahl-Rugenstein 1984, 180 S., 10,- DM.
- 2 „Neofaschismus in der Bundesrepublik Deutschland“. Arbeits- und Diskussionspapier des Präsidiums der VVN – Bund der Antifaschisten (Rossertstr. 4, 6000 Frankfurt 1), Januar 1984, 106 S., 3,- DM.
- 3 Der Gewerkschafter. Monatsschrift für Funktionäre der IG Metall, September 1986.
- 4 Günter Verheugen: „Apartheid ... Südafrika und die deutschen Interessen am Kap“, Kiepenheuer & Witsch, 277 S., 18,80 DM.
- 5 Knut Becker: „Ich will ja gar nicht objektiv sein“, erschienen 1981, 117 Seiten, 9,80 DM; zu bestellen direkt beim Autor, Bauerstraße 18, 8000 München 40.

*Kriegspreis der Gewerkschaft HBV an Alfred Schickel: Vergessene Zeitgeschichte.*

Es gibt Bücher, deren Erwähnung die Mühe nicht lohnt. Erst recht nicht gebührt ihnen eine Aufmerksamkeit, wie sie mit einer Preisverleihung verbunden ist. Es gibt genug schlechte Bücher, denen man nichts anderes wünscht, als daß sie niemand liest, und Autoren, denen man raten möchte, nie wieder zur Schreibmaschine zu greifen. Aber es gibt Situationen, in denen solchen Produkten von außen eine Bedeutung zugetragen wird, daß man sich mit ihnen beschäftigen muß.

Jüngst ist ein Philosoph, Jürgen Habermas, in die ideologische Garküche unserer Historikerzunft eingedrungen und hat, gleichsam nur mit Messer und Gabel bewaffnet, das auseinandergezupft, was diese aus zumeist abgestandenen Zutaten seit geraumer Zeit zu einem neuen Ideologiebrei zusammenröhren. Sein Befund: apologetische Tendenzen in der deutschen Zeitgeschichte, was nicht neu ist, und Instrumentalisierung der Geschichte zu einer nationalen Integrations- und Identitätsstiftung der Deutschen, der „nationalgeschichtlichen Aufmöbelung einer konventionellen Identität“. Denn – in den Worten eines der Getroffenen, Joachim Fest – „die Öffentlichkeit (ist) allen Ermunterungen von politischer Seite zum Trotz, aus dem Schatten, den Hitler und die unter ihm verübten Verbrechen geworfen haben, noch lange nicht heraus, und unvermeidlicherweise fällt er nach wie vor über alle ernsthaften Versuche historischer Erörterung und Analyse“ (FAZ vom 29. August 1986). Der Wunsch ist also eine Geschichte ohne Schatten, die weder die Öffentlichkeit noch die Wissenschaft verdunkelt.

Dies ist auf zweierlei Art möglich. Entweder man stellt sich dieser Geschichte, akzeptiert notwendigerweise die furchtbaren Fakten der nationalen Vergangenheit durch kritische Aneignung und Verzicht auf jede kompensatorische Abschweifung in Verbrechen anderer Nationen, durch Analyse ihrer gesellschaftlichen Bedingungen, durch Offenlegung ihrer fortwirkenden quägenden Konsequenzen. Wir erkennen die verfehlte Geschichte des Verbrechens als Epoche negativer Identifikation – wenn es schon darum geht – und treten somit aus dem Schatten dieser Geschichte heraus. Der Anteil der Bevölkerung, die diesen Schritt bereits unternommen hat, ist nicht so klein, wie immer unterstellt; das zeigen die Auseinandersetzungen über die Bedeutung des 8. Mai 1945. Aber gerade die Meisterköche der Historiker wollen diesen Schritt offensichtlich nicht gehen. Sie ziehen die andere Alternative vor, von diesem Schatten loszukommen: Sie hellen auf, indem sie die Vergangenheit lichten – solange bis die Geschichte so durchsichtig ist, daß sie keinen Schatten mehr wirft. Es geht nicht um „fehlendes Geschichtsbewußtsein“, wie oft beklagt, sondern um „falsches Geschichtsbewußtsein“, was verändert werden muß.

Der Hintergrund dieser Suche nach Identitäts- und Sinnstiftung aus der Ge-

schichte, nach zustimmungsfähiger Erinnerung ist einigermaßen deutlich: Eine Gesellschaft, die heute sowenig wie selten eine gemeinsame identitätsstiftende gesellschaftliche Utopie, ein Projekt gemeinsamer Zukunft entwirft, sondern immer mehr die zermürbende Perspektive existenzgefährdender Auseinandersetzungen hat, braucht dringend ideologische Wärmekissen, um das heimatlich-nationale Wir-Gefühl entwickeln zu können. Traditionell haben dazu immer deutliche Feindbilder gehört, die bei unseren Historikern auch nicht fehlen, und eine „identitätsfördernde, konsensvermittelnde Geschichte“. Die aber fehlt. Denn die Weimarer Republik, die erste Republik Deutschlands, kommt bei diesen Herren als derart zustimmungsfähige Vergangenheit nicht in Frage. Oder wer vermag schon das Kaiserreich heranzuziehen, und Friedrich II., Bismarck und Hindenburg sind für Arbeiter und Kleinbürger, die große Masse der Bevölkerung, nur begrenzt sinnstiftend. Da überdies mit zunehmender zeitlicher Distanz die Zeit des Faschismus scheinbar paradoxalement immer präsenter und drohender wird, und alles fruchtlos bleibt, dieses Stück fehlgeschlagener Geschichte ruhen zu lassen, muß man sie zumindest aus den Klauen einer offiziell zwar tabuisierten Faschismusforschung herausholen, die aber in der Öffentlichkeit eine bedenklich stimmen-de Resonanz hat. Wer läßt sich heute noch von einer Faschismuserklärung überzeugen, wie sie einer ihrer Mandarinen Karl Dietrich Bracher in dem Satz zusammenfaßt: „Zufälle, persönliche Interessen und Intrigen haben vor dem Hintergrund einer schweren Wirtschaftskrise, und dort zum unerwarteten Zeitpunkt, eine Minderheitspartei an die Macht gebracht, die ohne die freie Zustimmung der Bevölkerung und der Parlamente zu besitzen, sich mit der totalitären Herrschaftstechnik auch die Mittel zur Zerstörung Deutschlands und Europas zu verschaffen wußte.“ (Demokratie und Machtergreifung: Der Weg zum 30. Januar 1933. 1983). Wer „Zufälle, persönliche Interessen und Intrigen“ zu den wirkenden Ursachen des Nationalsozialismus macht, erklärt nicht, sondern mystifiziert und klittert.

Und bei aller schuldigen Bescheidenheit, die zumal ein Außenstehender, ein Jurist, gegenüber den medienverwöhnten Meisterdenkern der Historiker zu üben hat: ihre neuen Fragen und neuen Interpretationen, die wie der Bonner Historiker Klaus Hildebrand es formuliert (Historische Zeitschrift Bd. 242, 1986, S. 565f), „der Geschichte des Dritten Reiches das scheinbar Einzigartige“ nehmen und „die Vernichtungskapazität der Weltanschauung und des Regimes“ in die weltgeschichtliche Entwicklung des Totalitarismus einordnen – diese Tendenzen entsprechen zwar der immer noch gültigen Gründungsphilosophie einer immer noch als Frontstaat begriffenen Republik, unterwerfen aber das Geschichtsbewußtsein jenen staatsaufbauenden Imperativen, die in den Laufgräben des kalten Krieges bis heute konserviert worden sind.

Die Grundthesen der von Habermas aus den Ideologietöpfen von Hillgruber, Nolte und Stürmer herausgefischten Fragestellungen lauten: die nationalsozialistischen Morde und Verbrechen waren nicht einzigartig, sieht man sie im weltgeschichtlichen Zusammenhang mit den Massenmorden Stalins an Kulaken und Pol Pots am kambodschanischen Volk. Sie verlieren insbesondere ihre Singularität, da sie vielleicht nur deshalb erfolgten, weil die Nazis sich als

„potentielle oder wirkliche Opfer einer ‚asiatischen‘ Tat betrachteten“ (Nolte). Der „Massenmord“ der Nazis wäre eventuell nur die Reaktion auf den „Klassenmord“ der Bolschewiki, den Hitler und seinesgleichen als Vernichtungsdrohung fürchten mußten.

Ich kann mich hier auf die Erleuchtungen der Meister nicht weiter einlassen, die allerdings auf die ganz banale These von einem Präventivmord, ja Präventivkrieg hinauslaufen, den Hitler beginnen mußte, um der „asiatischen“ Vernichtung durch Stalin zu entgehen.

Hinter den Meistern stehen die Wasserträger, jene kleinen Meister, die die Zutaten heranschaffen und die Suppe anrichten für die nicht so wählerischen Konsumenten: Nicht so prominent, selbst auch keine literarischen Feinschmecker, aber mit ihrer eher derben Kost von nicht zu unterschätzender Bedeutung für die Fütterung nationaler Träume und vertriebener Ansprüche. Ein solcher kleiner Meister, dem die HBV heute ihren Preis verleiht, ist Alfred Schickel, Historiker und Leiter der zeitgeschichtlichen Forschungsstelle Ingolstadt laut Klappentext seiner wohl jüngsten Veröffentlichung: Vergessene Zeitgeschichte, Ergänzungen und Korrekturen zur deutschen, polnischen und amerikanischen Zeitgeschichte. Ein Autor, der – wiederum laut Klappentext – „zeithistorisches Material vorlegt, das für die Zeit vor und nach dem Zweiten Weltkrieg im Detail neue Einsichten über den Verlauf der Geschichte mitteilt, und der sich nicht scheut, den von der verbreiteten Zeitgeschichte weniger oder gar nicht beachteten Fragestellungen und ‚heißen Eissen‘ nachzuspüren und seine Forschungsergebnisse zu veröffentlichen“. Beihilflich ist ihm dabei der Ullstein Verlag, ein ehemals repräsentativer und jüdischer Verlag.

Auch Schickel geht es um eine „staatspolitisch wertvolle Vergangenheitshellung“ durch „vorbehaltlose und unbefangene Behandlung bestimmter Kapitel der Zeitgeschichte“ (S. 57). Insbesondere scheint ihm die Darstellung osteuropäischer Geschichte zwischen 1938 und 1945 revisionsbedürftig, die er aus ihm neu zugänglicher Quelle korrigieren möchte. Vieles daran allerdings ist gar nicht neu. So z. B. bedurfte es nicht erst der von Schickel ausgewerteten Reiseberichte englischer und amerikanischer Diplomaten, um zu wissen, daß die Vorkriegspolitik der herrschenden Kreise in Polen immer noch von den Großmachtvorstellungen eines Pilsudski besessen war, mit aggressiven Territorialforderungen gegenüber der Tschechoslowakei und Litauen, ja mit eigenen Kolonialansprüchen. Ihr ganzes Streben war darauf gerichtet, in den Block der westlichen Großmächte einzbezogen zu werden, und bei der Amputation der Tschechoslowakei spielte sie ganz offen die Karte der westlichen Alliierten und Hitlers gegen die Tschechoslowakei und die Sowjetunion, die mit ihr durch einen Beistandspakt verbunden waren. Wir können Schickel sogar noch ergänzen: Fünf Tage vor dem Münchener Vertrag, am 25. September 1938, erklärte der polnische Botschafter in Paris, Lukasiewicz, gegenüber dem von Schickel ausführlich zitierten amerikanischen Botschafter William Bullit, daß „zwischen dem Faschismus und dem Bolschewismus ein religiöser Krieg einsetze und daß Polen im Falle einer Hilfeleistung der Sowjetunion für die Tschechoslowakei Schulter an Schulter mit Deutschland zu einem Krieg gegen die UdSSR bereit sei“. Die polnische Re-

gierung sei sicher, daß die russischen Armeen binnen drei Monaten voll und ganz zerschlagen werden und Rußland nicht einmal den Anschein eines Staates aufrechterhalten wird. (Sipols, Die Vorgeschichte des deutsch-sowjetischen Nichtangriffsvertrages, Köln 1981, S. 209). Bekannt ist seit langem auch, daß die unterbliebene Einlösung der Beistandsversprechen der westlichen Alliierten für Polen nach dem Überfall der deutschen Truppen wesentlich auf dem Wunsch beruhte, „daß es dort im Osten zu kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen dem Deutschen Reich und Rußland komme“ (Bullit am 19. November 1938 an Botschafter Pollock). Man wollte abwarten, bis sich beide Staaten genügend gegenseitig geschwächt hätten.

Nicht neu ist auch, daß sich die US-Regierung auf der Potsdamer Konferenz 1945 nicht auf eine so weite Westverschiebung der polnischen Grenze einlassen wollte, vor allem nicht auf die westliche Neiße. Das ist auch in sowjetischen Darstellungen im einzelnen nachzulesen. Schickel hätte für den Leser aber vielleicht doch darauf hinweisen sollen, daß im Potsdamer Abkommen selbst die westliche Neiße ausdrücklich als Grenzlinie festgelegt wurde. Viele werden mit ihm bedauernd feststellen: Waren die USA fest geblieben, so wären „beim Deutschen Reich annähernd 30 000 km<sup>2</sup> mit einer Bevölkerung von fast 5 Millionen verblieben, also eine größere Fläche als die Bundesländer Hessen, Saarland, Hamburg und Bremen ausmachen“ (Schickel S. 111). Ob es für sie allerdings ein Trost ist, wenn Schickel fortfährt, daß „das letzte Wort über die definitive Grenzziehung zwischen Deutschland und Polen noch nicht gesprochen, zumindest die Frage völkerrechtlich noch offen (ist)“, und „theoretisch die Richtlinien des Washingtoner ‚Ministeriellen Ausschusses für Deutschland und Polen sowie Rußland‘ noch zur Diskussion gestellt werden (können)“? (Schickel S. 112). Die Regierung der Bundesrepublik denkt ähnlich. Sie ist jedoch die einzige, denn außer ihr will keine Regierung in Ost und West eine derartige Revision, wobei sie sich mit viel größerer Berechtigung auf das Völkerrecht berufen können als Schickel und seine Regierung.

Dies alles ist – wie gesagt – nicht neu und vermischt mit verschiedenen anderen Angeboten aus einem konservativ-reaktionären Geschichtsbild nicht preiswürdig. Dazu schwingt sich der Autor erst durch zwei wirklich makabre Operationen auf, die ihn und sein Machwerk reichlich schmuddelig zurücklassen.

Die erste Operation nimmt er an den polnischen Kriegs- und Besetzungsverlusten von 1939 bis 1945 vor. Die offizielle Verlustbilanz an Menschenleben mit 6,028 Mio. Opfern, die auch von der UNO anerkannt ist, bezeichnet er zunächst als „Studentenlaborat“ im Auftrag der „provisorischen polnischen Regierung“; darüber soll auch ein mir nicht bekannter Bevölkerungswissenschaftler Dr. Alfred Bohmann gesagt haben, daß die Bilanz zahlreiche Aufbauschüttungen, Verdoppelungen und Verdreifachungen enthalte. Wo er das gesagt hat, ist mangels Nachweis nicht nachprüfbar. Sodann reduziert unser Autor erst einmal durch Gegenüberstellung einer polnischen Statistik aus dem Jahre 1956 und der reichsdeutschen Volkszählung vom 16. Juni 1933 die Zahl um 3,378 Mio. Opfer, da diese deutsche Flüchtlinge gewesen seien. Die Verminderung der polnischen Opfer auf somit nur noch 2,889 Mio. nimmt et-

wa eine Seite in Anspruch. Durch verschiedene Additionen und Subtraktionen von Emigranten, Volkspolen und repatriierten Deutschen kommt er nach einer weiteren Seite auf insgesamt 2,349 Mio. Opfer. Schließlich findet er einen polnischen Gewährsmann, Stanislaw Sopicki, der schon 1970 in London eine Verlustrechnung von etwa 5 Mio. vorgelegt haben will, der dabei die durch Polen selbst verursachten Verluste mit 250 000 und die von den Sowjets zu verantwortenden Verluste mit 750 000 angegeben habe. So bleiben nach 8 Seiten von den insgesamt 6,028 Mio. Opfern 2,35 Mio. übrig, von denen letztlich nur noch 1,33 Mio. auf das Konto der Deutschen gehen. So leicht ist Geschichtsrevision. Es mag durchaus sein, daß die offizielle Zahl nicht exakt ist – diese Berechnung von Alfred Schickel trägt aber auffallende Ähnlichkeit mit der neofaschistischen „Judenmordlegende“.

Die zweite Operation nimmt unser Preisträger an dem Münchener Vertrag vom 30. September 1938 vor, in dem Großbritannien, Deutschland und Italien den Anschluß des Sudetenlandes an Deutschland vereinbarten und die Tschechoslowakei für Hitlers Eroberung freigaben. Schickel behauptet nun, daß der tschechoslowakische Staatspräsident Benesch schon am 16. September 1938 in einem Geheimschreiben an die französische Regierung die Abtretung des Sudetenlandes an Deutschland angeboten habe. Bedingung sei allerdings gewesen, daß niemals offenbar würde, daß der Plan von der Tschechoslowakei käme, er müsse als letzte Konzession Hitler von den Engländern und Franzosen vorgelegt und aufgezwungen werden (Schickel, S. 49). Wiederum erfahren wir nicht die Quelle, woher das Material stammt. Wir erfahren aber eine die bisherige Forschung zu den Akten legende Schlußfolgerung: daß die britische und französische Regierung mit ihrer Note vom 18./19. September, in der sie von der tschechoslowakischen Regierung die Abtretung des Sudetenlandes forderten, „dem Wunsche Beneschs entsprachen, die Abtretung der sudetendeutschen Gebiete ihm gleichsam von außen abzunötigen“. Der Münchener Vertrag also kein Zwangsaftretungsvertrag und daher nicht völkerrechtlich nichtig, sondern die förmliche und rechtswirksame Bestätigung eines tschechoslowakischen freiwilligen Angebotes, ohne daß Hitler und Mussolini davon wußten! Was für eine Offenbarung für manchen Aktivisten in der sudetendeutschen Landsmannschaft – dies wäre fürwahr des Karls-Preises der Landsmannschaft würdig.

Gehen wir einmal von der Authenzität dieses Geheimangebotes der Regierung Benesch, deren Quelle wir nicht kennen, aus. Worüber der Autor kein Wort verliert, ist der monatelange, seit dem Beginn des sogenannten *Unternehmen Grün*, wie Hitlers Griff nach Südosten hieß, sich steigernde Druck auf die Tschechoslowakei, das Gebiet einer friedlichen Lösung zuliebe abzutreten. Abgesehen von den aus Deutschland geförderten Aktivitäten der sudetendeutschen Faschisten unter ihrem Führer Henlein, hatten die britische und französische Regierung schon im März 1938 deutlich zu verstehen gegeben, daß sie im Fall der erwarteten Aggression der Tschechoslowakei nicht beistehen würden. Statt dessen verstärkten sie den Druck auf Prag, sich der deutschen Forderung nicht bis zum absehbaren Krieg entgegenzustellen. Am 9. Mai verständigte die britische Botschaft das Auswärtige Amt in Berlin, sie würde „in Prag einen solchen Druck ausüben..., daß die tschechoslowaki-

sche Regierung gezwungen würde, die deutschen Wünsche anzunehmen“, wenn Berlin der britischen Regierung mitteile, wie es die sudetendeutsche Frage zu lösen gedachte (Sipols, Vorgeschichte S. 187). Kein Wort darüber bei Schickel. Kein Wort auch über die wiederholten Beistandsangebote der Sowjetunion und ihre Bemühungen, zu einer gemeinsamen Unterstützung mit Großbritannien und Frankreich gegen Hitler zu kommen. Der monatelangen Erpressung durch den anglo-französischen Druck konnte die Prager Regierung schließlich nicht weiter widerstehen, sie kapitulierte. Das alles ist bis ins einzelne geschichtsnotorisch bekannt – kein Wort beim Autor. Statt dessen das alles jetzt in ein freiwilliges Angebot der Regierung Benesch umzuwenden und damit nicht nur die britische und französische Regierung zu salvieren, sondern auch Hitler und Mussolini – das ist ein elendes Gericht aus faschistischer Küche.

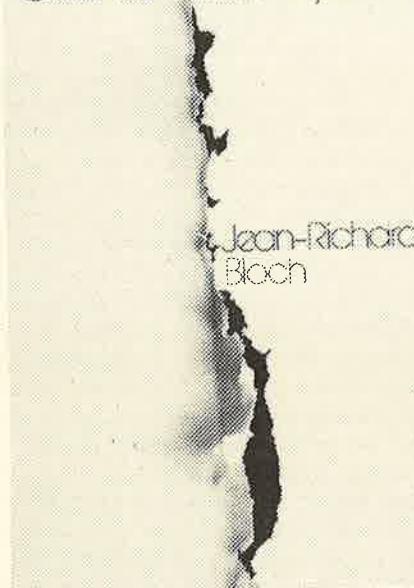
Spätestens hier, auf Seite 48, sackt die Neugier auf weitere „Ergänzungen und Korrekturen der Zeitgeschichte“ in sich zusammen. Man wartet noch auf die unvermeidlichen Standards der Ostgeschichtsschreibung und bekommt sie auch: Während die polnischen Offiziere in den deutschen Lagern vorsätzlich nach den Haager Kriegsregeln und mit Lageruniversitäten versorgt wurden, brachten die Sowjets Tausende von polnischen Offizieren in Katyn um – kein Hinweis darauf, daß bisher keine der mit den Untersuchungen beauftragten internationalen Kommissionen dafür einen Nachweis erbringen konnte. Natürlich ließen die sowjetischen Truppen die Polen ebenso im Stich wie die westlichen Alliierten, als sie an der Weichsel dem Warschauer Aufstand Gewehr bei Fuß zuschauten. Kein Wort über die schwierige militärische Situation, noch darüber, warum die sowjetischen Truppen einem aussichtslosen Aufstand zu Hilfe kommen sollten, der sich im Kern und in der langfristigen Zielsetzung gerade gegen die Sowjetunion richtete. Die Mitschuld der Sowjetunion am zweiten Weltkrieg wird durch den Hitler-Stalin-Pakt vom August 1939 und die Aufteilung Polens zwischen Faschisten und Kommunisten durch das geheime Zusatzprotokoll „erwiesen“. Kein Hinweis auf die Vorgeschichte des Paktes, die bereits mit den harten Diktatfrieden von Brest-Litowsk und Riga begann, auf die Situation der Sowjetunion in der internationalen Isolierung, da keine der europäischen Mächte mit der Sowjetunion ein Bündnis gegen Hitler eingehen wollte, auf die Notwendigkeit eines Aufschubs gegen die als unvermeidbar eingeschätzte Aggression des faschistischen Deutschland. Auch kein Hinweis darauf, daß die Sowjetunion niemals ihren Anspruch auf die Gebiete mit vorwiegend weißrussischer und ukrainischer Bevölkerung, die 1921 im Frieden von Riga von Polen annexiert worden waren, aufgegeben hatte. Und natürlich auch keine Erwähnung, daß das Original des Zusatzprotokolls im Gegensatz zu allen anderen Pakt-dokumenten nirgends aufgefunden wurde. Es existiert nur ein Mikrofilm, und es gibt nicht wenige, die das Ganze für eine Fälschung halten. Letzteres ist unter anderem die sowjetische Version, und ich will diesem Autor weder zumuten, daß er sich mit sowjetischen Ansichten auseinandersetzt, noch ihm vorwerfen, daß er es nicht tut – das ist ja auch nicht üblich bei den Meistern seiner Zunft.

Meine Schlußworte gelten einem grundsätzlichen Problem der Geschichts-

wissenschaft, das auch die Arbeit des Juristen erheblich betrifft: dem Problem der Identifizierung. Es ist wieder in die Auseinandersetzung geraten, nachdem Andreas Hillgruber es an den Anfang seiner Darstellung über den Zusammenbruch der deutschen Ostfront 1944/45 stellte: Mit welcher der damals beteiligten Parteien soll sich der Autor identifizieren? Das ist für den beteiligten Juristen in der streitigen Auseinandersetzung die Ausgangs- und Entscheidungsfrage, und dem materialistischen Wissenschaftler ist sie in der Form der Parteilichkeit bekannt. Interessant ist, daß sich der bürgerliche Wissenschaftler nicht auf sein Unberührbarkeitsdogma der parteienthobenen Objektivität zurückzieht. Er lehnt aber auch den Standpunkt des zeitlich distanzierten Historikers ab, was manche methodische Vorzüge hätte, aber wiederum doch nur darüber hinwegtäuscht, daß die gesellschaftliche Identifizierung des Historikers in der Gegenwart, sprich seine gesellschaftspolitische Position, sich in die historische Analyse und Darstellung der Vergangenheit zurückprojiziert und diese bestimmt. So mag sich Hillgruber – nicht überraschend – weder mit dem Widerstand noch mit den Siegern identifizieren, allerdings auch nicht mit Hitler, sondern er „muß“ sich mit „den verzweifelten und opferreichen Anstrengungen des deutschen Ostheeres und der deutschen Marine... identifizieren, die Bevölkerung des deutschen Ostens vor den Racheorgien der Roten Armee, den Massenvergewaltigungen, den willkürlichen Morden und den wahllosen Deportationen zu bewahren...“ (Hillgruber, Zweierlei Untergang, 1985). Es fehlen Aussagen Hillgrubers darüber, ob er sich bis zum Wechsel des Kriegsglücks mit der Roten Armee identifiziert, die die russische Bevölkerung vor der Vernichtung und Vertreibung durch die deutsche Armee schützen wollte.

Unser Autor hat die Schwierigkeiten eines solchen Identifizierungswechsels nicht. Er steht immer fest auf deutscher und der ihr verbündeten Seite – einmal also auch auf sowjetischer Seite, als er ihr mit dem Hitler-Stalin-Pakt die Hälfte der Kriegsschuld überbürden kann. Mag es auch einen unübersehbaren Niveauunterschied zwischen den Mandarinen der Zeitgeschichtsschreibung wie Hillebrand, Hillgruber, Nolte, Schulze, Stürmer usw. und unserem Autor geben, eines hält sie zusammen, ihre gemeinsame Identifizierung gegen das sozialistische System und den Kommunismus. Dieses ist nicht der notwendige Preis einer soliden Westintegration, sondern die Voraussetzung für die Verlängerung des Kalten Krieges in die Geschichtswissenschaft, die Amputation des Geschichtsbewußtseins um die Hälfte der Welt, der Preis der Geschichtsklitterung. Welche Konsequenzen ein derart propagiertes Geschichtsbild angesichts der derzeitigen Auseinandersetzung um Frieden und Abrüstung hat, können wir nur zu oft aus den Äußerungen der Reagan- und Kohl-Administration ablesen. Wer sich gegen Krieg und Rüstung und für Frieden und Abrüstung einsetzt, ob in Wissenschaft, den Gewerkschaften, den Parteien oder Bürgerbewegungen, für den muß das „Problem der Identifizierung“ lauten: gegen diese Art der Geschichtsschreibung. Darum dieser Kriegspreis für diesen Buchhalter des Kalten Krieges.

# SPANIEN '36



Jean-Richard Bloch  
**Spanien '36**

Aus dem Französischen  
übersetzt von Klaus Laabs  
und Jeanne Pachnicke  
Mit einer Nachbemerkung  
von Carmen Giese  
Etwa 200 Seiten  
Paperback, 11,90 DM +  
MwSt.  
ISBN 3-351-00024-3  
Best.-Nr. 6133693  
Bestellwort: Bloch, Spanien

Der französische Volksfrontschriftsteller Jean-Richard Bloch vermittelt in diesem Buch (im November 1936 in Paris erschienen) ein lebendiges Bild von der Lage im republikanischen Spanien unmittelbar nach dem Putsch Francos. Es ist ein heute noch aktuelles Buch, denn es geht darin um den Kampf gegen den Krieg, um Bündnisse und deren Handlungsfähigkeit, um Schriftsteller in einem Friedenskampf.

**Aufbau-Verlag Berlin und Weimar**

Französische Straße 32 · Postfach 1217 · Berlin 108

## Helmut Peitsch „Madonna im Bombenhagel“

### *Der Literaturteil der Zeitschrift Sirene (1933–1942)*

Seit November 1933 erschien im damals noch nicht „arisierten“ Ullstein Verlag eine „Illustrierte Zeitschrift“, deren Titelbilder und deren Layout einige Leser eher an die zwanziger Jahre, an Fordismus, Jazz und Bauhaus erinnern können als an jenen Germanenkult, mit dem der deutsche Faschismus immer noch leichtfertig identifiziert wird. Jedoch schon im Untertitel der sehr modernen Ullstein-Illustrierten wurden als Bestandteil der „Bilderzeitschrift“ „Mitteilungen“ eines „Reichsluftschutzbundes“ aufgeführt. Diese am 29. April 1933 gegründete Organisation erwies sich als eine der wirksamsten Institutionen der Nazipropaganda, deren Funktion die psychologische Vorbereitung und Einübung des Zweiten Weltkrieges war.

Im Februar 1934 druckte die *Sirene* dann eine Mitteilung an Mitglieder des „Reichsluftschutzbundes“, die den Eindruck erweckte, es habe aus den Reihen der Mitgliedschaft vorher eine gegen den Verlag der Zeitschrift gerichtete Kritik gegeben; die „Arisierung“ des Unternehmens wurde auf diese Weise als Resultat eines Drucks von unten dargestellt: „Ullstein, der Verlag der *Sirene*, gleichgeschaltet! Auf vielfache Anfragen aus dem Leserkreis wird bekanntgegeben, daß der Verlag Ullstein, der im Einvernehmen mit dem Präsidium des Reichsluftschutzbundes die *Sirene* verlegt, sowohl personell als auch finanziell den Forderungen des neuen Deutschland so angepaßt ist, daß keinerlei Bedenken mehr bestehen, den Verlag für unsere Arbeit nutzbar zu machen. Der Vertragsabschluß erfolgte im Zusammenwirken und mit vollster Zustimmung sowohl des Reichsministers der Luftfahrt als auch des Reichsministers für Volksaufklärung und Propaganda.“ 1937 lautete die Notiz: „Deutscher Verlag. Der Verlag der *Sirene*, die Ullstein Aktiengesellschaft, hat die Firmenbezeichnung in Deutscher Verlag Aktiengesellschaft umgeändert.“ Diese angesichts der durchaus schon 1934 und erst recht 1937 üblichen rassistischen Propaganda auffällige Zurückhaltung kennzeichnet nicht nur den Umgang mit dem Hause Ullstein; in den fast neun Jahrgängen der Zeitschrift erschien nur ein Artikel unmittelbar in Sachen Antisemitismus – „Filmjuden unter der Zeitlupe“ hetzte gegen Peter Lorche, Fritz Lang und Ernst Lubitsch – und in einem Fortsetzungsroman gab es einen jüdischen „Bösewicht“.

Während die verschiedenen Formen der Verbandstätigkeit – von der Schulung über die Übung bis zur Feier – durch „Propaganda der Tat“ die Kriegsbereitschaft der deutschen Bevölkerung zu organisieren hatten, erfüllte die Wort- und Bildpropaganda der Zeitschrift eher eine abgeleitete Aufgabe: Der Illustrierten ging es um die Bildung und Aufrechterhaltung der Motivation, am Verbandsleben teilzunehmen, und vor allem um die Werbung für den Reichsluftschutzbund. Aus dieser Aufgabenstellung erklärt es sich, daß bis in den Zweiten Weltkrieg hinein der literarische Teil der Zeitschrift einen bemerkenswert breiten Raum einnahm. Vergleicht man den Anteil der Literatur im engeren Sinne – also der nachgedruckten Texte kanonisierter Autoren des

19. und frühen 20. Jahrhunderts, der Auszüge aus den Büchern von Gegenwortsautoren, der Fortsetzungsromane, ohne die Reportagen, Skizzen und Reisebeschreibungen zu berücksichtigen – mit dem Anteil der Verbandsmitteilungen, der Schulungskurse und der politischen Leitartikel, so behauptete die Literatur während der Jahre der Kriegsvorbereitung einen Anteil zwischen fünfzehn und dreißig Prozent. Auch die kriegsbedingte Einschränkung des Erscheinens und des Umfangs ließ den Literaturteil unangetastet: Während die an Fotografien reichen Reportagen verschwanden, blieb bis ins letzte Heft, die Nr. 26 des Jahres 1942, der Fortsetzungsroman unverzichtbar. Der hohe Anteil der Literatur verweist wohl auf die soziale Zusammensetzung der Leserschaft der *Sirene* und damit auch der Mitglieder des Reichsluftschutzbundes. Die Favorisierung der Literatur begegnet nämlich ebenso im Anzeigenteil der Zeitschrift, der zumindest als Hinweis auf die Zielgruppe der Illustrierten gelesen werden kann.

Großzügigkeit des Urteils und Vielfalt der Interessen zeichnen den umworbenen Leser der Anzeigen aus, die Goebbels' Wochenzeitung *Das Reich* und die *Deutsche Allgemeine Zeitung* in die *Sirene* setzten. Im auffälligen Versprechen von Liberalität verbirgt sich das Autoritäre nur in der durchgreifenden Orientierung auf Positivität: in dem Versprechen, die Literatur zu „lieben“ und zu „pflegen“. 1939 warb die *DAZ*: „Die *Deutsche Allgemeine Zeitung* zeigt und deutet Ziele und Wege / Zusammenhänge und Hintergründe der großen Politik / der Weltwirtschaft und der Kulturen des Erdkreises. Die *Deutsche Allgemeine Zeitung* betrachtet mit Sorgfalt das Kunstgeschehen und pflegt mit besonderer Liebe die gute Literatur.“ 1940 charakterisierte *Das Reich* seine Leser: „Die neue Wochenzeitung *Das Reich* gibt ein umfassendes Bild deutschen Wirkens und sieht die Welt von hoher Warte. Gründlich und großzügig löst *Das Reich* seine Aufgabe, den Lesern einen Einblick in das Weltgeschehen zu vermitteln. Sachlich und kritisch betrachtet es die Vorgänge im Ausland, und mit viel Liebe und Verständnis pflegt es Kultur und Wissenschaft.“ Wenig später hieß es: „Von der politischen und militärischen Kraftentfaltung bis zur feinsinnigen Kunstäußerung, vom sportlichen Siegeswillen bis zum befreienden Lachen der Karikaturisten, vom wirtschaftlichen Schaffen bis zu den fraulichen Dingen wird hier das Leben in seiner Vielfalt beleuchtet und verständnisvoll gewertet.“

Der Reichsluftschutzbund war keineswegs erfolglos in seinem Bemühen, bürgerlich-humanistische Intellektuelle für die psychologische Kriegsvorbereitung zu gewinnen. Wenn ehemalige prominente Politiker der Weimarer Republik wie Theodor Heuss oder Carl Severing in der Mitgliedschaft im RLB einen Weg sahen, dem Nationalsozialismus entgegenzukommen, ohne – wie sie meinten – sich anzupassen, spricht dies für die Richtigkeit der Spekulation der *Sirene* auf das Bildungsbürgertum.

Diese Adressierung der Zeitschrift ergibt sich allerdings nicht nur aus der Breite des Literaturteils, sondern vor allem aus seiner inneren Zusammensetzung.

Welche zentrale Bedeutung die Literatur im Konzept der Redaktion besaß, ging aus einer Rechtfertigung des Literaturteils gegen Einwände hervor, die in Leserbriefen erhoben worden waren. Bereits 1934 begründete der damalige

Chefredakteur die Quantität und Qualität der Literatur in der *Sirene* mit dem Hinweis auf den geistig-kulturellen „Besitz“ Deutschlands. Auf die Leserfrage: „Warum bringt die *Sirene*, die dem Gedanken des Luftschutzes dient, Artikel über deutsche Landschaft, deutsche Menschen, deutsche Kultur?“ antwortete er mit einem Erlebnis. Ein Flug über Deutschland vermittelte ihm ein „Bild seiner Heimat“, die von vornherein als bedroht wahrgenommen wurde: „Sollte dieses, dachte der Mann, der sich durch die Wolken bewegte, jemals zerstört werden dürfen? Gibt es Mächte, die das vertraute und uns liebgewordene Antlitz der Erde verändern dürfen und können? Ist vorstellbar, daß der Kölner Dom durch eine Bombe in Schutt und Asche gelegt wird? Und weiter, dachte der Mann, der an einem hellen Friedenstage über ein Stück Deutschland flog, kann denn das alles der Vernichtung preisgegeben werden, was da unten kreucht und fleucht und sich emsig seine eigene Welt baut? Es sind ja nicht nur die steingewordenen Zeugnisse der Vergangenheit, um die es geht, sondern auch Tradition und Sitte, die sich fortpflanzen von Generation zu Generation.“ Der Chefredakteur erinnerte nicht nur einer Vielzahl von Landschafts- und Geschichtsdetails, sondern stellte diese auch noch in den Zusammenhang seiner Kindheitserinnerungen, um die emotional-moralische Bedeutsamkeit des Schützenswerten zu erhöhen. Folgerichtig konnte er bloß noch rhetorisch fragen: „Sollen wir nur die Gefahren zeigen, die stählernen und feuerspeienden, die uns bedrohen?“, um das Konzept der Zeitschrift zu erläutern: „Deshalb müssen wir alles tun, was in unserer Macht steht, dachte der Mann im Flugzeug, um jedem Deutschen zu zeigen, was Deutschland ist. Was alles es umspannt und besitzt.“

Die Orientierung auf die Bestätigung der Werte, auf den zu schützenden „Besitz“, blieb die redaktionelle Linie der *Sirene* bis zu dem Zeitpunkt, als das Scheitern jeden Luftschutzes im Bombenkrieg ihr Erscheinen überflüssig machte. Zugleich verdeutlicht die Rechtfertigung der Literatur durch die Redaktion schon, wie untrennbar die idealistische Propagierung der inneren Werte des deutschen Volkes und ein vorausgesetztes Feindbild miteinander verbunden waren. Auf die nur scheinbar rhetorische Frage: „Ist es vorstellbar, daß der Kölner Dom durch eine Bombe in Schutt und Asche gelegt wird?“ antworteten 1940 Artikel wie „Bomben auf eine ehrwürdige deutsche Kulturstätte“ oder „Was sagen Sie dazu, Gotteslästerer Halifax?“ Hier hieß es unter dem Foto einer, wie betont wurde, „in gezieltem Abwurf von einem britischen Flieger auf das Schwerste beschädigt(en)“ westdeutschen Kirche: „Eine Bibel in den Geiernpfoten, frömmelnde Scheinheiligkeit in den blutleeren Zügen, stets bereit, die Mitwelt mit bigötten Phrasen von Kultur und Religion zu vernebeln – so kennen wir ihn, so erkennt ihn nun die ganze zum kritischen Denken aufgerüttelte Menschheit: den Plutokraten von der Thematse, den politischen Shylock der Weltgeschichte. Warum sollte ausgerechnet Mr. Halifax eine Ausnahme davon machen?“

Das Feindbild, auf das hier deutlicher als sonst in der *Sirene* üblich abgehoben wurde, bildete in allen literarischen Beiträgen gerade aufgrund seiner Abwesenheit einen Bezugsrahmen, der die idealistischen Werte der Kultur in Gegensatz zum jüdisch-bolschewistischen Materialismus setzte. Der implizit gehaltene Gegensatz zum gefährlichen Feind, der den deutschen Besitz be-

drohte, prägte also auch die scheinbar unpolitischen und nichtmilitärischen Artikel des literarischen Teils der *Sirene*. Allein das Erscheinen eines literarischen Artikels in der Zeitschrift für Luftschutz bewies auf diese Weise schon, daß die Literatur als Teil der deutschen Kultur von den Feinden bedroht wurde und geschützt werden mußte.

Die den ersten Nachdrucken von Werken klassischer deutscher Autoren vorgestellten redaktionellen Bemerkungen scheinen zunächst vor allem das Unpolitische dieses kulturellen Idealismus zu unterstreichen; beim genaueren Hinsehen erweist es sich dann, daß die zunächst wenig anstößige Auswahl von Goethe, Keller, Storm und Fontane ihr für die *Sirene* spezifisches Profil durch die Nachbarschaft mit Detlev von Liliencron, Hermann Löns, Walter Flex und Richard Dehmel gewinnt. Die Kommentare der *Sirene* verwiesen auf den Zusammenhang von innerem Wert und äußerer Bedrohung, indem sie die Dichter insbesondere als Kriegsteilnehmer in Erinnerung riefen. So lautete die Einführung zu Liliencrons „Adjutanten-Ritte“ programmatisch: „Die *Sirene* bringt auch in den folgenden Heften fortlaufend Proben bester deutscher Erzählungskunst aus verschiedenen Epochen. Vieles, was zu seiner Zeit weitgespannte Leserkreise beeinflußt hat, ist in Vergessenheit geraten. Wir wollen versuchen, es der heutigen Generation wieder nahezubringen. An den Anfang stellen wir Liliencrons ‚Adjutanten-Ritte‘, eine seiner Novellen, die zu den künstlerisch bedeutendsten Darstellungen des Krieges 70/71 gehören.“

Der Topos eines In-Vergessenheit-Geratens, das den künstlerischen Rang gerade betonen sollte, verfehlte im Fall von Liliencrons Kriegsnovellen die Realität. Immerhin fünfmal waren Ausgaben von dessen Sämtlichen Werken zwischen 1900 und 1930 erschienen. Die Behauptung, Liliencron sei 1933 ein vergessener Autor gewesen, entsprach eher der gegen die Weimarer Republik und ihr literarisches Leben gerichteten Konstruktion eines radikalen Bruchs, der zugleich zu den während der „Systemzeit“ vergessenen Ursprüngen zurückfände. Alle Kommentare zu den kanonischen Schriftstellern Deutschlands bekannten sich zu diesen Ursprüngen von idealistischer Kultur, indem sie die Literatur an Landschaften und Stämme banden. Die Vorstellung von Hermann Löns in der Nr. 3 nahm ein Stichwort auf, das in der Charakterisierung von Theodor Storm ein Heft zuvor bereits gefallen war, als von der „nordisch herben Welt“ des – wie vermerkt wurde – soeben mit Matthias Wiemann verfilmten „Schimmelreiters“ die Rede war; zu Löns schrieb die *Sirene*: „Die kurze Schilderung birgt in ihren Zeilen die ganze herbe Schönheit der Erzählerkunst dieses Dichters, der 1914 im Weltkriege als Kriegsfreiwilliger gefallen ist.“ „Herbe Schönheit“ war dann auch die Formel, die Tierskizzen und Reisebeschreibungen in der Ausmalung einer Situation der Bedrohung innerer Werte gleichschaltete: Fotoreportagen wurden „in zwangloser Folge“ gedruckt „als Spiegel der deutschen Stämme und ihrer Landschaft, die zu sichern nicht zuletzt die große Aufgabe des Luftschutzes ist.“

Die Kombination von klassischer Literatur und Fotos, die Blut-und-Boden illustrierten sollten, führte gelegentlich zu unfreiwilliger Komik, so wenn Gottfried Kellers „Waldlied“ ein fotografiertes Reh mit der Begründung zugeordnet wurde: „Tief im deutschen Wald fühlt sich das Wild am sichersten.“ Die

Liebe und Pflege der Dichtung bekannte sich in den Bildunterschriften manchmal allerdings auch unverblümt zum propagandistischen Nutzen: „Der deutsche Volksgenosse, der seine schöne Heimat kennt, liebt sie. Die Liebe zur Heimat aber ist einer der stärksten Antriebe zum vollen Einsatz im Dienst des Volkes und des Landes.“

Die merkwürdigste literarische Wiederentdeckung der *Sirene* war eine wirkliche Neuvorstellung für die Leser im „Dritten Reich“: Paul Scheerbart, der 1935 als Prophet des Luftkriegs hymnisch gefeiert wurde. Der in „Kürschners Deutschem Literatur-Kalender“ als Verfasser von „Broschüren mystischer und wirtschaftlicher Art“ geführte Peter Scher machte den antimilitaristischen Sonderling zu einem Johannes den Täufer, der auf Hermann Göring hinwies. Scher porträtierte den Berliner Scheerbart als einen weiteren Beweis der „Kulturgeschichte der Menschheit“ dafür, „daß gerade die Abseitigen und Verlachten oft genug diejenigen sind, denen die Zukunft recht gibt“. In Schers Arrangement reproduzierte sich ein Dichterbild, für das die weltanschauliche und politische Position des Pazifisten im Unterschied zu seinem Rang als Geistesführer zu vernachlässigen war. Gerade der Mangel „äußeren Erfolges“ – verglichen mit dem „Franzose(n) Jules Verne“ – qualifizierte den Phantasten Scheerbart zum Deutschen und damit zum wirklichen Dichter. „Wo gibt es heute in Deutschland ein Kind, dem noch nicht bekannt wäre, daß wir für die Abwehr eines möglichen Luftkrieges gerüstet sein müssen? Und doch ist es kaum fünfundzwanzig Jahre her, daß erwachsene und kluge Menschen einen Mann kindisch nannten, weil er das Kommen des Luftpatriasmus voraussah. Sie hatten es allerdings auch leicht, überlegen zu lächeln, denn der Mann war ein Dichter und Phantast, dessen Spieltrieb so weit ging, daß er seine Dichtungen auf astralen Weltkörpern vor sich gehen ließ und obendrein auch noch mit dem ernsthaftesten Gesicht von der Welt an der Erfindung des vielberufenen *Perpetuum mobile* arbeitete. Er hieß Paul Scheerbart. Sein Name hat sogar ein bescheidenes Plätzchen in der Literaturgeschichte gefunden – wenn man auch seine Dichtungen ebensowenig ernst nahm wie seine phantastischen Prophezeiungen.“

In den Dichterporträts der Zeitschrift zeigte sich eine Entsprechung zu der von Scheerbart markierten Modernität des Kanons: Als Prototypen deutscher klassischer Dichtung stellte die *Sirene* ihren Lesern Heinrich von Kleist und Friedrich Nietzsche vor. Wie im Porträt Scheerbarts, so wurde auch hier der Schriftsteller zum Seher monumentalisiert, um den Leiden, die eine verständnislose Welt ihm zufüge, etwas Heroisches abzugewinnen. „Allein mit seinem Ruhm“ blieb angeblich der tote Kleist, und der Verfasser zitierte trotzdem einen dem eigenen Dichterbild bemerkenswert widersprechenden Hymnus Carl Zuckmayers auf Kleist. In Nietzsches Werk wurde der „soldatische Geist“ gefunden, der auf die Frage: „Was ist gut?“ die Titelantwort wußte: „Tapfer sein ist gut!“ Selbstmord und Wahnsinn lieferten den Schreibern der *Sirene* das Material, um die Leiden der Dichter dem heroischen Bild des soldatischen deutschen Mannes anzunähern. „Schwert und Feder“ lautete das aus der NS-Literaturpolitik bekannte Motiv zur Militarisierung des traditionellen bildungsbürgerlichen Dichterbildes. Erstmals wurde es über Ausschnitte aus „Liebesbriefen bekannter Soldaten“ gesetzt.

Auch die Gegenwartsliteratur der dreißiger Jahre wurde von der *Sirene* in die Darbietung des Bedrohten wie Schützenswerten einbezogen. Die meist landsmannschaftlich charakterisierten Autoren waren zwar in der Mehrzahl nazi-stische Parteidichter, aber eine starke Minderheit gehörte in die Randbezirke der Inneren Emigration. Werner Beumelburg, Eberhard Wolfgang Möller und Erhard Wittek steuerten Auszüge aus ihren Büchern über den Ersten Weltkrieg bei, in denen der Zweite schon vorbereitet wurde. Das Thema des Kriegs verband diese Abschnitte des Literatururteils mit der Fülle von Erlebnisberichten, die zur Gänze oder in Ausschnitten von der *Sirene* gebracht wurden. Dem ersten Abdruck eines solchen von einem Nicht-Schriftsteller stammenden Erlebnisberichts stellte die Redaktion eine Vorrede Erhard Milchs voran. Indem Görings Staatssekretär wiederum die auf die Weimarer Republik bezogene Topik des unverstandenen oder in Vergessenheit geratenen Dichters anwandte, erläuterte er kaum verhüllt die kriegsvorbereitende Funktion der Erinnerung an den Ersten Weltkrieg: „Im neuen Reich ist mit der bejahenden Einstellung zu Mannestum und Wehrhaftigkeit auch das über ein Jahrzehnt in Vergessenheit geratene Gedenken heldenhaften Geschehens der Kriegszeit wiederauferstanden. Es in lebendigen Bildern vor die deutsche Jugend hinzustellen, bedeutet eine verdienstvolle Mitarbeit an der Erziehung unserer Jugend für ihre zukünftigen Aufgaben. In diesem Sinne begrüße ich auch die wiedererweckte Erinnerung an Erich Knillingers ‚Flucht um die Erde‘ und wünsche seinem lebendigen und unterhaltenden Buche weiteste Verbreitung.“

Wenige Tage vor dem Überfall auf die Sowjetunion erschien in der *Sirene* eine Reportage Anton Geldners vom Besuch bei Erich Edwin Dwinger auf seinem Bauernhof „in einem stillen, abseitigen Winkel des Allgäus“. Der Reporter kombinierte in seinem Porträt des prominenten Schriftstellers das traditionelle Klischee von der Abseitigkeit des Phantasten mit dem modernen vom Dienst an der Volksgemeinschaft. Die vorgeführte Einreihung des dennoch weiterhin herausgehobenen Genies sollte – so eine Fotounterschrift – als Appell wirken: „Kein geistiger Arbeiter (...) darf sich heute der Pflicht verschließen, im deutschen Luftschutz mitzuarbeiten.“ Die bildungsbürgerliche Tradition und deren faschistische Funktionalisierung sprachen schon aus der einleitenden Charakterisierung des Naziautors, die in der damals üblichen perhorreszierenden Weise auf die zwanziger Jahre verwies, so daß die spezifische Wirkung von Dwingers Trilogie – „Bücher, die am Gewissen der Welt rütteln“ – auf ihre besondere Entstehungsweise zurückgeführt wurde: „Man hörte erschüttert, daß ein Soldat und Bauer sie in den kargen Stunden, die ihm seine harte Arbeit ließ, mit müden Fingern geschrieben hatte.“ Der Propagandawert des Besuchs bei Dwinger wurde vom Reporter nicht nur dem Interviewten selbst, sondern auf diese Weise auch dem Leser erklärt: „Es war ursprünglich gar nicht unsere Absicht. Der Plan entstand gleichsam im Vorbeifahren, als einer meiner Kameraden mir sagte, daß Sie hier wohnen. Man kennt Sie als Dichter. Nun ist man leicht geneigt, anzunehmen, die Dichter führten alle weit abseits von den Realitäten des Alltags ein eigenwilliges und verträumtes Leben. Wir hätten zu dem, was wir ja wollten, auch einen andren Hof nehmen können, irgendeinen von den vielen, die an unserem Wege

lagen. Aber mir schien es, verzeihen Sie, einmal reizvoll und interessant, einen Dichter das zu fragen, was ich auf irgendeinem Hof fragen wollte: Haben Sie Ihr Haus luftschutzbereit gemacht? Welche Luftschutzmaßnahmen haben Sie getroffen, und wie steht es mit Ihrer und der Hofgenossen Luftschutzausbildung? Unser Plan war, eine Stichprobe, die die Luftschutzbereitschaft erweisen sollte, auf einem einsamen Bauernhof zu machen. Je einsamer, desto besser. Denn gerade an den entlegensten Plätzen lässt sich feststellen, ob die langjährige Erziehungsarbeit des Reichsluftschutzbundes lückenlos und wirksam war. Deswegen kamen wir zu Ihnen, auf den einsamen Bauernhof eines Dichters.“ Dwingers Antwort auf die Fragen des Reporters war fast eine szenische Darbietung des redaktionellen Konzepts der *Sirene* für den literarischen Teil: „Dwinger hatte aufmerksam und ernst zugehört. Jetzt trat er an das große Fenster. Drüben lagen im strahlenden Glanz der Sonne die schroffen Zacken der Tiroler Berge; dort glänzte aus silbernem Dunst die Zugspitze; dort wuchs, von zarten Schleieren verhängt, der helle Schneeferner. Unten lag das Tal mit Wiesen, Äckern und Wäldern. „Ist das nicht schön?“ sagte Dwinger versonnen.“ Wenn Dwinger im folgenden die Schönheit der Heimat auf die Härte der Arbeit bezog, dann formulierte er die Regel der „herben Schönheit“, die die Auswahl aus der klassischen deutschen Literatur bestimmte, und wenn er sich mit jedem Bauern gleichsetzte, der „heute, da sein Werk bedroht ist“, wisse „worum es geht“, verknüpfte er innere Werte und Bedrohungssituation zu einer Kriegsbereitschaft, die ihn sich selbst als „Dichter, Bauer und Soldat“ bezeichnen ließ. Diesen Titel gab die Redaktion dann auch der ganzen Reportage. Dwinger erläuterte: „Es gibt aber auch heute, glaube ich, keinen Dichter, der sich den Forderungen der Gemeinschaft verschließt. Denn es könnte keiner Dichter sein, der nicht wie der letzte Bauer und der letzte Arbeiter seines Volkes beglückt die aufbauende und schöpferische Stärke der Volksgemeinschaft spürt.“

Die prophetische Autorität des genialen, zugleich abseitigen und doch in die Volksgemeinschaft eingegliederten Dichters wurde von der *Sirene* für ihre systematische Verharmlosung des Luftkriegs genutzt. Die Reportage schloß mit einer Luftschutzbübung, in deren Verlauf Dwinger an den Knallkörpern seine Beherrschung der „Waffen des Selbstschutzes“, Luftschutzhandspritze und Feuerpatsche, vorführte: „„Wenn man bedenkt, daß eine britische Brandbombe auch nicht viel gefährlicher ist als so ein Brandsatz“, sagte er fröhlich, „dann gehören nur eine gründliche Luftschutzausbildung, Umsicht und die richtigen Waffen dazu, die Dinger schnell unschädlich zu machen.““

Das Dichterbild deckte nicht nur die Verharmlosung der Kriegsfolgen, sondern vor allem die Mystifikation der Kriegsursachen. Die Verehrung der großen Dichter, die Soldaten waren, diente in der *Sirene* schon seit 1933 der psychologischen Kriegsvorbereitung durch den Kult des Opfers. Während das Thema des Luftschutzes der *Sirene* oft eine defensive Rhetorik erlaubte, gewannen in der Erinnerung an den Ersten Weltkrieg die aggressiven Absichten das Übergewicht.

Unter Heinrich Lerschs Motto „Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen“ verpflichtete der aus den Zeitschriften der Inneren Emigration bekannte Literaturkritiker Hans Arens aus Anlaß des „Heldengedenktages“

1937 das „Gedächtnis“ der Gegenwart aufs Weiterleben von Hermann Löns, Walter Flex und Gorch Fock. Das Bekenntnis zum Faschismus erfolgte hier im Lob der Befreiung der Erinnerung von den Einschränkungen, die es in der Weimarer Republik gegeben hätte, und in der Interpretation des Kriegserlebnisses des Ersten Weltkrieges als typologische Vorläuferschaft eines unvermeidlich kommenden. „In den trüben Jahren nach dem Kriege gedachten wir oft unserer im Kriege Gefallenen; in stiller Ehrfurcht hielten wir Zwiesprache mit ihnen, die für des Reiches Ehre und Ruhm ihr Leben ließen. Deutsche Dichter haben in unvergänglichen Büchern unseren Gefallenen das Denkmal errichtet; ihre Zeugnisse aus jener Zeit bewahren für alle Zeiten heiliges Gut; uns Lebenden ist es zu treuen Händen übergeben, ihnen zu ewigem Gedächtnis, uns zur Nacheiferung, zur Stärkung und zur immerwährenden Mahnung.“

Es kennzeichnete den Autor als ausgesprochenen Inneren Emigranten und wahrscheinlich auch die intellektuelle Leserschaft der *Sirene*, wenn Arens hier als „die besten und echtesten Kriegsdichtungen“ nicht Werke Beumelburgs, Witteks oder Dwingers nannte, sondern „das „Rumänische Tagebuch“ von Hans Carossa und den „Soldat Suhren“ von Georg von der Vring“. Die Zeitschrift verfuhr hier zweigleisig; der Reporter Anton Geldner, der wenige Monate später als Kriegsberichter die ersten ausdrücklich als Reportagen aus Propagandakompanien gekennzeichneten Berichte in die *Sirene* einsetzen konnte: „Einsame Küstenwache“, „Die letzten drei Stunden“, veröffentlichte einen emphatischen Hymnus auf Erhard Witteks 1936 erschienene Sammlung „Männer“ unter dem Titel „Der innere Befehl“ und machte deutlich, wie sehr sich die Propagandakompanien des Zweiten Weltkriegs in der Tradition des Kriegsbuchs der zwanziger und dreißiger Jahre sahen. Artikel wie „Inbrunst und Härte“ zur Kriegsweihnacht 1941 markierten allerdings auch die Vereinbarkeit der „herben“ Linie mit der „schönen“. Von der Zeitschrift stärker reflektiert als der Unterschied zwischen Dwinger und Carossa, zwischen Reportage und Dichtung wurde jedenfalls der zwischen Dichtung, zu der der eine wie der andere gerechnet wurde – und Literatur. Im Vergleich mit den wenigen Skizzen und Gedichten Innerer Emigranten und sogar mit den zahlreichen Erlebnisberichten aus dem Zweiten Weltkrieg erwies sich der Unterhaltungsroman als das stabilste Element der Struktur des Literaturteils. Anlässlich der von den NS-Literaturpolitikern in Zusammenarbeit mit dem Börsenverein als Komplement zu den Bücherverbrennungen geschaffenen „Woche des deutschen Buches“ beschrieb Hans Arens das Wesen des Dichterischen in einem „kleine(n) Buchberater“ mit dem Titel „Vom Schrifttum der Nation“. Was unter „dichterisch“ zu verstehen sei, kennzeichnete er durch die „Namen der drei großen Toten, deren Wort unsere Tage durchklungen hat: Rainer Maria Rilke, Hugo von Hofmannsthal, Stefan George“. Die Nähe oder Ferne zu diesen drei „Großen“ markierte für den Kritiker der *Sirene* den mehr oder weniger dichterischen Charakter und damit den Wert der von ihm behandelten Autoren der nationalsozialistischen Gegenwart. In Arens’ Hierarchie gerieten aufgrund dieses Maßstabes Hans Carossa, Paul Alverdes, Hermann Stehr, Emil Strauß, Karl Benno von Mechow, Karl Hermann Wagler und Rudolf G. Binding an die Spitze; aber dieses Kriterium mußte kei-

neswegs gewechselt werden, um prominenten Nazi-Literaturpolitikern wie Hanns Johst, Hans Grimm oder Hans Friedrich Blunck ihren Platz zuzuweisen. Lyrik oder Märchendichtung begründete hier die Wertschätzung, wenn es über Johst hieß: „In Hanns Johst begrüßen wir den Kameraden, der in tiefer Verbundenheit mit den wirkenden Kräften der Zeit Führer und Dichter zugleich wurde. Als Präsident der deutschen Akademie der Dichtung gibt er jenen wieder innere Stoßkraft, die allzu lange ihre Dichtung verschlossen hielten, um sie zu bewahren vor dem rohen Zugriff der Welt.“ Das Motiv des in der Weimarer Republik aus politischen Gründen verkannten autonomen Dichters kehrte auch in der Würdigung Bluncks wieder, der mit Ernst Wiechert auf eine Stufe gestellt wurde. Wenn Ernst Wiechert, „der mit seinem stillen Schaffen allzulange im großen Dunkel stand“, bescheinigt wurde, daß seine Dichtung „schmerzhafte(r) (...) Gläubigkeit“ sich „die Zuneigung der Gleichgesinnten im Geiste“ „eroberte“, so erwies sich für Arens Blunck in Märchen und Lyrik „als der ganz reine Dichter, dem im neuen Deutschland gleichfalls endlich Genugtuung ward. Als Präsident der Reichs- und Schriftumskammer wirkt und arbeitet er für die Gesundung unserer Literatur.“ Bemerkenswerterweise bezog sich Arens in seiner Hierarchisierung der „gesunden“ dichterischen Literatur zweimal auf die Buchbesprechungen Hermann Hesses. Dessen Bemerkung, „daß die dichterischen Bücher unserer Zeit immer seltener würden“, sollte die Gleichsetzung von reiner Dichtung und nationaler Führungsrolle stützen, die Arens' leitenden Gesichtspunkt bildete.

In einem ganzseitigen Artikel „Bücher für den Weihnachtstisch“, der eine Anzeige des Ullstein-Verlages ersetzte, klingt diese Auffassung von der Seltenheit des Poetischen an; sie erhält jedoch eine andere Wendung, um die Dominanz einer Literatur zu begründen, die nicht den Maßstäben des Dichterischen genügte und die dennoch oder gerade deshalb den Literaturteil der *Sirene* prägte.

Unter den acht für „einen richtigen Weihnachtstisch“ empfohlenen Büchern waren nur zwei Romane: ein Bauern- und ein historischer Roman (von Ludwig Tügel und Kurt Eggers). Die Vorstellung der beiden Werke der Fiktion wurde fast entschuldigend eingeleitet, sie folgte auf fünf dokumentarische Titel, insbesondere autobiographische: „Südatlantikflug“, „Propeller überm Paradies“, „Der fliegende Pater“, „Tannenberg“ und „Das vergessene Dorf“. „Neben diesen Büchern mit ihrer Fülle tatsächlicher Geschehnisse hat der reine Roman heute einen schweren Stand. Wir verlangen auch von der Dichtung, daß sie inhaltlich und formal ein Abglanz ist von unserer Zeit und unserem Erleben.“

Der Hinweis auf Zeit und Erleben markiert den Zusammenhang zwischen Dokument und Fiktion: die heroischen Deutungsmuster, denen alle Darstellungen, ob autobiographisch oder erfunden, verpflichtet waren.

Die dokumentarischen Bücher schlechthin waren deshalb, wie vor allem die Anzeigen des Ullstein-Verlages beweisen, die Kriegsbücher. Aber ebenso galt: Wer sich nicht durch Lyrik oder Märchen als Dichter ausweisen konnte, wurde durch das Kriegserlebnis dazu – wenn es dem geforderten Heroismus entsprechend gedeutet wurde. Wie Hans Carossa für die *Sirene* an der Spitze

der poetischen, lyrischen Dichter stand, so führte Ernst Jünger „eine ganze Reihe von Dichtern“ an, „die im Felde ebensogut wie in der Poesie ihren Mann standen“. „Innerhalb des deutschen Schrifttums der Gegenwart aber“, schrieb Hans Ohl 1936 in einem Aufsatz „Dichter, die Soldaten waren“, „findet die Gestalt des soldatischen Dichters, des dichtenden Soldaten ihre eindrucksvollste Verkörperung in Ernst Jünger.“

In den Annoncen des Ullstein-Verlags, die sich vor allem in der Vorweihnachtszeit häuften, standen seit 1933 neben den Erlebnisberichten über den Ersten Weltkrieg zwei andere Ausprägungen dokumentarischer, autobiographischer Literatur. Allen war die Insistenz auf dem Erlebnis eigen, wobei es weniger auf die Nachprüfbarkeit im Sinne objektiver Authentizität, als auf eine Echtheit, die Härte evozierte, ankam. So hob die Anzeige für Ernst Udets „Mein Fliegerleben“ hervor: „Sein Buch (...) ist nicht nur die Biographie eines abenteuerlichen Lebens, nicht nur der Bericht zahlloser Feindflüge, nicht nur die Chronik von Udets 62 Luftsiegen, sondern auch das Bekenntnis eines Mannes, der nichts Höheres als Pflicht und Vaterland kennt.“

Beide Linien der Produktion des Ullstein Verlags fanden sich auch in den Fortsetzungsromanen der *Sirene*. Hier wurde dann die Trennung von Fiktion und Autobiographie endgültig aufgehoben.

Die erste Linie wurde durch die Technik, die zweite durch die Politik bestimmt; wies die erste in den Westen, vor allem in die USA, so die zweite in den Osten, in die Sowjetunion. In den Anzeigen des Jahrs 1934 vertraten Theodor Krögers „Das vergessene Dorf“ die Linie der Schreckengeschichten über russische Kriegsgefangenschaft, Arnold Hagenbachs „Pilot Tex“ die der Begeisterung über amerikanische Technik.

„Ein erschütternder, einmaliger Lebensbericht! Ein Deutscher wird bei Kriegsausbruch in Rußland verhaftet, erst zum Tode verurteilt, dann zu Zuchthaus begnadigt und schließlich bedingt freigelassen mit dem Zwang, in einer kleinen Stadt jenseits des Urals zu leben. Bald aber wird der Häftling zum angesehenen Mann, der die Geschicke seiner Umwelt bestimmt. Drei-tausend Kriegsgefangene entreißt er unbeschreiblichen Qualen, stumpfe Menschen sibirischer Welt führt er zu Glück und Freude, und in einem vergessenen Dorf blüht – mitten im Krieg – neues Leben auf!“ Theodor Krögers Buch, für das der Verlag mit dieser Freilegung des heroischen Musters warb, war schon vor 1933 erschienen, sollte bis 1945 das 700. Tausend erreichen und, nach einer kurzen Pause, ein steiles Ansteigen der Verkaufszahlen während des Kalten Krieges erleben. Das Muster bestimmt dann auch den bundesrepublikanischen Klassiker Josef Martin Bauers, der 1934 noch dichterische Bauernromane schrieb. Bauer allerdings konnte 1955 mit „Soweit die Füße tragen“ außer auf Kröger auch auf Herbert Volcks „Die Wölfe. Eine deutsche Flucht durch Sibirien“ (1938; 251. Tausend der Feldausgabe 1943) und P. C. Ettighofers „Nacht über Sibirien“ (300. Tausend 1943 als Bertelsmann-Feldausgabe) zurückgreifen. „Gehetzt von Wölfen und Menschen durch die eisigen Schneewüsten Sibiriens; von Räubern umlauert an spärlichen Lagerfeuern; in Verbrecherkern vom Tode umdroht, in der mongolischen Steppe von Kosaken wieder eingefangen; nach Moskau entkommen; quer durch Persien und den Kaukasus, – das sind nur wenige Wegmarken der Flucht ei-

nes stahlharten Soldaten, der sich endlich nach zwei Jahren als längst Totgeglaubter wieder an die deutsche Kampffront in Palästina meldet. Unvergleichlich ist die seelische Haltung dieses vogelfreien, tollkühnen Mannes, den nichts zerbrechen konnte. Wahrhaftig eine *deutsche Flucht!*" lautete der Klappentext des Bertelsmann-Verlags zu Herbert Volcks Erlebnisbericht. In der *Sirene* folgten zwei Fortsetzungsromane dem Modell von Theodor Kröger und Erich Killinger. Peter Eckarts in der Nr. 25 des Jahrgangs 1937 beginnender Roman „Die verlorene Insel“ wurde als „Bericht von Menschen und Schicksalen aus der wirren Nachkriegszeit des Baltikums“ ausgegeben; Meta Brix' Fortsetzungsroman „Wir sind quitt, Ursula!“ erschien ein Jahr zuvor. Das hier gebotene Deutungsmuster war als weibliches das Pendant zum männlichen Heroismus: Die weiblichen Protagonisten als Repräsentanten einer privaten Humanität unterstreichen, wie unmenschlich die Politisierung des privaten Lebens in der Sowjetunion sei. Echtheit meinte in dem Brix'schen Roman nicht die dokumentarische Härte, sondern eine „tiefempfundene“ Erfahrung, die sich an die politische Reportage anlehnte: „Menschenschicksale durcheinander gewürfelt in der roten Hölle Sowjetrußlands“. Die Leseempfehlung der Redaktion akzentuierte nicht die objektive Authentizität, sondern die Übereinstimmung mit eher privaten emotional-moralischen Bedürfnissen. „Von innen her überträgt sich die dramatische Spannung der Geschehnisse auf den Leser, der den Erlebnissen und Wandlungen der Ärztin Ursula Rykowa und des Majors Michael Menschow nach ihrer Flucht aus Sowjetrußland folgt. Menschliches Leid und die seelische Größe einer Frau und Mutter bringen die wehmütig friedvolle Lösung.“ Gefühl und Härte kennzeichnen auch die zweite Linie der dokumentarisch orientierten Unterhaltungsromane, in denen *Sirene* die Faszination amerikanischer Technik für ihre Leser durch Sentimentalität und Heroisierung kultierte.

Der im ersten Heft *Sirene* beginnende Fortsetzungsroman trug keineswegs zufällig die Genrebezeichnung „Tatsachenbericht“. Arnold Hagenbachs in konsequenter Kleinschreibung und Schreibmaschinentypen gesetzter Titel „hier spricht pilot tex“ spielte in „der amerikanischen Verkehrsfliegerei“. Eine redaktionelle Vorbemerkung übersetzte ein wenig betulich die Sprache der amerikanischen Flieger in das Deutsch der heroischen und sentimental Kriegsbücher, um keinen Leser über dem Slang, der vom späteren deutschen Landserjargon gar nicht so weit entfernt ist, die Bedeutsamkeit des „neue(n) Menschentyp(s)“ übersehen zu lassen, „des Piloten, dem sich jeder ohne Bedenken anvertrauen kann“: „Man hat den Männern am Höhensteuer in den letzten Jahren immer bessere Flugzeuge und immer besser arbeitende Instrumente gegeben, sie selbst aber brauchte man nicht mehr zu verbessern. Jeder von ihnen hat von der Pike auf gedient; jeder von ihnen weiß, daß die obersten Gebote, unter denen er steht, Pflichtbewußtsein, Kameradschaft und Opferbereitschaft heißen.“

Die Vorbemerkung spielte diese mit der modernen Technik verbundenen, dennoch den archaischen Helden gleichenden zivilen Soldaten direkt gegen das vom Film dem Publikum vermittelte Bild der USA aus, wenn „die glänzende Scheinwelt Hollywoods und die Spieler- und Gangster-Nester jenseits

der mexikanischen Grenze“ erwähnt wurden, mit denen die Flugheroen der Sprache wegen verwechselt werden könnten. „In diesen Erlebnissen spiegeln sich Wesen und Wirken der amerikanischen Flieger, die jederzeit bereit sein müssen, außerhalb ihres ‚Dienstes‘, bei Tag und bei Nacht, in Sonne oder Schneesturm, plötzlich zu starten, um Sonderaufträge auszuführen oder, was unter allen Umständen das wichtigste ist, Verunglückten oder in Not befindlichen Kameraden zu Hilfe zu kommen.“ Die Redaktion fuhr fort, indem der allgemeine männliche Heroismus und die spezifisch moderne, amerikanische Beziehung zur Technik verknüpft wurden: „Diese Jungs, die ‚boys‘, wie sie sich selber nennen, haben eine eigene Sprache ausgebildet. Weil in der Welt, in der sie leben, die gleiche straffe Ordnung herrscht wie auf den Ozeandampfern, nennen sie ihr Flugzeug ‚Schiff‘, den Führer ‚Captain‘ und den Hilfspiloten ‚Maat‘. Und weil sie sich trotz der Härte, zu der sie sich erziehen mußten, eine gesunde Sentimentalität bewahrt haben, bezeichnen sie unter sich ihre Maschine als ihre ‚Braut‘ oder ihr ‚Baby‘. Sie reden ihr gut zu, sie loben oder beschimpfen sie, aber unter sich, Mann zu Mann, machen sie wenig Worte. Ihr Lieblingsausdruck ist ‚O.K.‘. Er heißt soviel wie ‚Alles in Ordnung, es kann losgehen!‘. Und wenn sie ja sagen wollen, dann sagen sie nicht, wie das korrekte Englisch es verlangt, ‚yes‘, sondern ‚yeah‘.“

Die Erosierung der Beziehung zur Technik und die Rhetorik der Wortkargheit oder des Schweigens in Beziehungen zwischen den Menschen begegnen auch in anderen Artikeln, durch die die *Sirene* ihre Leser mit dem modernen westlichen Soldaten der Technik vertraut machte. So druckte man aus dem englischen Buch „Deep Sea Diving“ einen Ausschnitt, den Erlebnisbericht „Der Held von E 41“, um zu belegen, „daß damals ‚auf der andern Seite‘ auch wahrhafte Männer gestanden und gekämpft haben“; allerdings konnte die Zeitschrift nicht darauf verzichten hinzuzufügen, „daß sich in der deutschen U-Boot-Waffe während des großen Krieges viele ähnliche Heldenataten und Beweise eiserner Nervenkraft ereignet haben“.

Die beiden Linien des Dokumentarischen, die politische und die technische, finden ihre Entsprechung in der Palette von Unterhaltungsromanen, die die *Sirene* anbot. Die Liebes- und Familienromane, in denen die bedrohten Werte des Privaten entweder rein in einer ebenso zeit- wie ortlosen „guten Gesellschaft“ oder im um so wirksameren Kontrast zur unmenschlichen Politik des Bolschewismus zur Anschauung gebracht wurden, standen quantitativ hinter den modernen Varianten des Abenteuerromans zurück: zwei Science-fiction-, drei Wildwest- und vier Kriminalromane überwogen leicht die acht Liebes- und Familienromane. Letztere spielten überdies gelegentlich in den modernen westlichen Gesellschaften, so wenn eine besondere deutsch-englische Beziehung emotional-moralisch behauptet werden sollte – wie von dem Roman „Toby brennt nach Deutschland durch“.

Das allen Romanen gemeinsame Schema verlangte ein Handlungsgerüst, das weiblichen Dienst oder männliches Opfer, Hingabe oder Heldenamt sich bewahren ließ. Schon der ersten Nummer der Zeitschrift war das Schema des *Sirene*-Romans abzulesen. Charlotte von Wickedes „Die Mutter der Insel“ erzählte von der Gutsbesitzersfrau Cortina Bolken. Sie hält auf der durch ein Unwetter abgeschnittenen holsteinischen Halbinsel die untätigten oder unfä-

higen Knechte und Mägde zu Vorratswirtschaft und nützlicher Arbeit an, setzt den Verzicht auf die Rettung durch ein Regierungsschiff durch, obwohl „sie für unabsehbare Zeit keinerlei Verbindung mit dem Festland haben werden“, und wird schließlich auch mit dem Außenseiter fertig, einem Knecht, der „unangenehm in der Gemeinschaft auf(fällt)“.

Derselbe aggressive Privatismus, der soziale Differenzierung nur im terroristisch zu bekämpfenden Außenseitertum wahrzunehmen vermochte und der sich deshalb ohne Vermittlung mit dem Ganzen, der Fiktion von Gemeinschaft, gleichsetzte, spricht auch aus der Fabel eines Auftragswerks: „Brand in Barenfelde“, von Franz Woertz ausdrücklich für die *Sirene* geschrieben. Die Zeitschrift kündigte den Roman ihren Lesern mit den gewiß für besonders wesentlich gehaltenen Elementen an: „Schwüler Sommertag – Brandwolken wälzen sich über einem Dorf – eine verbrecherische Hand war geheimnisvoll am Werk – Kriminalpolizei greift ein – Verdacht und Verdächtigungen – ein dramatischer Kampf beginnt in diesem stillen Erdenwinkel – der Kampf um die Wahrheit – der Kampf der Reinheit des Herzens, des Gemeinschaftsgefühls, der Tüchtigkeit der Gesinnung, des männlichen wehrhaften Geistes, der auch im Selbstschutz lebt, gegen Lauheit und Niedertracht. Die Liebe einer mutigen Frau verschont die an Spannungen reiche Handlung.“

Die Tendenz des literarischen Teils der *Sirene* zum Unterhaltungsroman wie zum Dokumentarischen, die der Proklamation des Dichterischen als des Hohen und des Reinen widersprach, bedeutete einen Kompromiß zwischen dem konservativen Literaturbegriff des Bildungsbürgertums, an das sich die Zeitschrift wandte, und der spezifischen Modernität des deutschen Faschismus.

Den geläufigen Ansichten über faschistische Dichtung entsprach unter den Fortsetzungsromanen der *Sirene* nur ein Beispiel, Hans Bodenstedts historischer Roman „Märkischer Sand. Roman aus den Lehr- und Wanderjahren des Großen Kurfürsten“. Von der Ausnahme, die vom Stoff über den archaisierenden Stil bis zum die Struktur prägenden Konflikt zwischen Vater und Sohn, der sich als Mißverständnis erweist, den nazistischen Regeln folgt, fällt ein um so helleres Licht auf die preußischen Stoffe und ihre Moral von Gefühl und Härte, die durchgängig die Anekdoten bestimmten, die sich auf der 1938 eingerichteten Humorseite fanden: „Mit einem nassen und einem trockenen Auge“. Jedoch blieb auch hier das traditionelle Genre, die Anekdote, dem moderneren untergeordnet; Bildergeschichten stellten sehr schnell die Masse dessen dar, worüber die *Sirene*-Leser lachen sollten.

Unterhaltsamkeit und Dokumentarismus erwiesen sich damit im Unterschied zum Dichtungsprogramm als die wesentlichen Merkmale des Literaturteils der *Sirene*.

Bevor beide Tendenzen an zwei Beispielen, die in die fünfziger und sechziger Jahre hinausweisen, illustriert werden, an einem Dokumentarroman Heinz Oskar Wuttigs und an Comics von Manfred Schmidt, soll auf ein spezifisches Moment der Produktionsbedingungen der *Sirene* hingewiesen werden.

Die Orientierung der Zeitschrift dürfte nicht zuletzt auf die langjährige Tätigkeit Alfred Wollschlägers als stellvertretender, später als Hauptschriftleiter

zurückgehen. Dieser Fachmann für dokumentarische Genres, insbesondere für die Reisebeschreibung, steuerte für die *Sirene* einige Serien von Reportagen, Erlebnisberichten und historischen Tatsachenberichten bei. Heute noch – z. B. in der Illustrierten des Bertelsmann-Leserings für das III. Quartal 1985 – gilt der als A. E. Johann veröffentlichte Wollschläger als klassischer Reisebeschreiber. Sein Blick auf die Geographie war schon immer einer auf künftige Kriegsschauplätze. „Oft sind es gerade die scheinbar weitab vom Getriebe der großen Welt gelegenen Länder und Bezirke, die plötzlich eine Bedeutung erlangen, von der die große Weltöffentlichkeit aufs tiefste überrascht ist.“ Mit dieser programmativen Formulierung leitete A. E. Johann die erst im 2. Jahrgang 1935 einsetzenden „*Sirene*-Berichte aus fremden Ländern“ ein. Alaska oder Kanada, Australien oder Neuseeland, über die Wollschläger bis heute publiziert, traten immer stärker neben die zu schützende deutsche Heimat, und damit wurde die Situation imperialistischer Konkurrenz fast hinter dem Schein der Bedrohung innerer Werte sichtbar. Wollschlägers „Heldenzeit des Stillen Ozeans“ pries den Kolonialismus – selbstverständlich erwähnte er zwar James Cook, aber nicht die Forsters –, oder man verurteilte ihn – so die Serie „Auf Englands Blutspuren“ –, um die militärische Expansion Deutschlands zu legitimieren. Im Verlauf des Kriegs fanden europäische Reisebeschreibungen besondere Beachtung; ihnen ging es darum, wie „die politische, wirtschaftliche und kulturelle Neuordnung unseres Kontinents fortschreitet, welchen tiefgreifenden Wandel das Leben der Völker erfährt“.

Der Titel von Heinz Oskar Wuttigs Roman „Die Straße aus Eisen und Stein“, der seit dem Frühjahr 1935 in der *Sirene* erschien, könnte eine „Biographie der Dinge“ ankündigen. Auch die Wahl eines aktuellen Stoffs, des Baus der Reichsautobahn und hier wiederum eines soeben erst fertiggestellten Abschnitts – zwischen Prenzlau und Stettin –, wiese in dieselbe Richtung, wenn nicht Wuttig von vornherein das vermeintlich menschliche Interesse am Privaten dominieren ließe. Der Reichsautobahnbau wurde für den später mit Hörspielen und Fernsehserien so erfolgreichen Autor nur insofern erzählwürdig, als sich moralisch zu wertende Beziehungen zwischen Figuren zu einer Geschichte verknüpfen ließen. Die Orientierung auf eine geschlossene Fabel grenzte fast alles aus, was den Arbeitsalltag an der Autobahn kennzeichnete. Vom Bau erzählt Wuttig nur, wenn es auf Leben und Tod geht: Mehr oder weniger schwere Unfälle bringen die Personen miteinander in Beziehung oder lassen sie sich bewähren. In der Abfolge von Arbeitsunfällen verkettet Wuttig von der Gutsbesitzerin und ihrem Inspektor über den reichen Bauern Röseler, dessen Tochter, dessen kriminell gewordenen Stieffaffen, der sein Erbe durchgebracht hat, sowie einen Knecht, der gerne Bauer werden möchte, über einen Bauführer und zwei Arbeitslose in dessen Bautrupp, von denen einer vor Jahren studierte und die dennoch beide Freunde werden, bis hin zum Landstreicher, der Aufseher wird, eine Vielzahl von Personen zum total gewollten Bild der „Volksgemeinschaft“.

Die Sachlichkeit des Romans jedenfalls liegt weniger in der Handlung als in der Erzählweise. Wuttig folgt dem Reportagestil der Neuen Sachlichkeit, wenn er das Präsens und die Erlebte Rede bevorzugt, um das Geschehen un-

mittelbar zu vergegenwärtigen. In der Handhabung der Erlebten Rede zeigt sich allerdings auch, wie der nicht zum Verschwinden gebrachte Reporter-Erzähler die Figurenperspektiven nicht nur bekräftigt, sondern verallgemeinert und wertet. Emphatische Wortwiederholungen unterstreichen die auf diese Weise vermittelten Deutungsmuster, wenn die beiden städtischen Helden Werner und Franz aus der Anonymität des Berichts allmählich herausgehoben werden. Das zweite Kapitel schließt mit einer epiphorisch eingesetzten Formel: „Die Arbeit kann beginnen. Morgen geht es los mit dem Bau. Eine Straße wird gebaut, die Reichsautobahn quer durch das Moor.“ Das dritte beginnt mit dem Erzählerbericht, um wieder in die Erlebte Rede zu fallen, die zugleich autoritativer Erzählerkommentar ist: „Die ersten hundert Mann sind da. (...) Sie werden jetzt arbeiten, sie werden es schaffen mit Pickel und Spaten, es wird schwer werden und hart, aber was kann noch schwerer sein als das Nichtstun, das jetzt hinter ihnen liegt! (...) Noch kennen sie sich nicht. Aber die Arbeit und das Leben hier draußen wird sie bald fest zusammenschweißen.“ Gegen Ende heißt es: „Es gilt, die letzten fünfzig Meter der Autobahn dem Moor zu entreiben. Es ist jetzt nicht nur, daß sie die Arbeit leisten, weil sie dafür bezahlt werden. Jeder einzelne führt den Kampf mit dem Moor wie seine eigene Sache, und von dem Mann dort oben, der die Schalthebel des Baggers bedient, bis zum letzten Steinklopfer im Chausseegraben ist jeder von dem Willen erfüllt, durchzuhalten und das Werk zu vollenden, den Bau der Straße durch das Moor.“

Die Gleichschaltung der Figuren durch den Erzähler, der ihre Gedanken verallgemeinert und wertet, indem er sie sich zu eigen macht, hierarchisiert zugleich die Figurenperspektiven, so wenn der sonntägliche „Einsatz“ in die Reihenfolge von Führer und Gefolgschaft gebracht wird: „Jetzt ist auch Larsen angekommen. Kurz sind seine Anweisungen. Er hat dieses Unheil immer befürchtet, aber das Moor und seine Kraft sind eben unberechenbar. Larsen ist überall. Schlägt unten im Sumpf die Nieten am Gestänge los, verteilt die Leute an den Seilen, läßt neue Sicherungsfähle einschlagen, und seine Stimme ist überall Ansporn und neuer Zuspruch. Auch Franz und Werner stehen jetzt im Sumpf. Eiskalt ist das Moorwasser. (...) Franz dreht sich um, seine Handflächen bluten, um ihn herum weicht der Morast mit schmatzendem Ton. Er dreht sich um und lacht. – Gleich ist es geschafft! Jawohl, nur noch eine Kleinigkeit zu heben, und der Bagger ist vorläufig vor dem Absacken bewahrt.“

Die Nüchternheit der militärisch organisierten Arbeit bestimmt zwar die Ebenen des Stils und der Erzählweise des Romans, die Ebene der Geschichte lebt hingegen von einer mythischen Welt, die jener sachlichen der Moderne zunächst zu widersprechen scheint.

Am Ende des Dokumentarromans steht nicht das reportagehaft dargebotene Tableau des „in kühnem Schwung“ sich „in einer ununterbrochenen Linie“ senkenden „weißschimmernde(n) Band(es) der Autostraße“, sondern eine Vorausdeutung von „Rennwagen und Fernlastautos“: „So schnell wird ihr Stürmen sein, daß niemand auf der Strecke durch das Moor die beiden Betonkreuze erkennen wird, die dort am Rande der Böschung stehen. Nur einen

zufälligen Wanderer werden sie einmal zum Nachdenken veranlassen, welch dunkle Schicksale sich hier vollendet haben könnten.“

Der Leser des Romans hat diese „Schicksale“ kennengelernt und in ihnen vor allem die „versöhnende Fügung, daß (...) ein von Verwirrung und Unruhe zerrissenes Leben noch durch den Tod einen heroischen Sinn bekommt“. Eingemauert in das letzte Stück der Autobahn werden nämlich der aufgrund seiner ungerechtfertigten Entlassung zum Saboteur gewordene Alwin und der Aufseher Stomps; beide werden verschüttet, als der Sprengstoffanschlag des Vorbestraften vom Landstreicher verhindert wird. Es wiederholt sich hier die Situation, in der sich die beiden kennenlernen; Stomps ertappt Alwin beim Einbruch. „Es ist ein merkwürdiges Gefühl für ihn, der noch bis vor kurzem selbst zu der Klasse der Besitzlosen, der Vogelfreien und Hungernden gehörte, nun auf einmal Besitz und Eigentum, das ihm anvertraut ist, gegen einen Genossen, vielleicht gegen einen hungernden Kollegen der Landstraße verteidigen zu müssen.“

Der als Triumph der „Macht der Technik“ gefeierte Autobahnbau ist im Mythos vom Opfer zugleich ein Sieg der „Gewalt der Natur“. Die Fabelkonstruktion läßt den Bauführer Larsen wie den Bauern Röseler gleichermaßen recht haben: Die Natur ist die zur Gemeinschaft erklärte Gesellschaft, die das Opfer verlangt und alles beim alten beläßt.

Diese Struktur kehrt im Liebeskonflikt wie in den Auseinandersetzungen auf der Baustelle wieder. Indem Marie die „Verwirrung“ ihres Herzens durch Franz und Werner überwindet und zum Verlobten zurückkehrt, gehorcht sie ihrem „Glauben an das Schicksal“, einer Unterwerfung, die ihr „das Gefühl der Geborgenheit, das Gefühl der Heimat“ vermittelt. Wenn der Außenseiter Alwin „seine Schuld erkennt“ und im Opfer „wiedergutmacht“ – als „ein lebendiger Pfeiler“, der die „herabrutschenden Bodenmassen gegen die Spundwand stemmt und sie hält“ –, dann versichert der Erzähler über das „wichtigste“ „Stück der Strecke“: „Ein einziger Mann hat es gewonnen durch den Einsatz des Lebens.“ Diese Einsicht in die Allmacht des Individuums überschreibt der Erzähler nicht nur dem Bauführer Larsen, sondern allen Arbeitern: „Jeder erkennt wie er die Fügung und die Absicht des Schicksals, das dem Arbeiter Alwin Killing gerade hier an dieser Stelle einen Ruheplatz für die Ewigkeit gab.“ Voraussetzung für diesen Sinn seines Todes war „eine wunderbare Verwandlung“, die den Saboteur Alwin „ergriff“: „Er... wollte die Zerstörung, aber nicht einmal diesen Triumph gönnnt ihm das Schicksal, es läßt aus seiner Tat den Fortschritt entstehen.“ Erst die Unterwerfung unter das Schicksal verleiht dem Individuum jene wahnhafte Größe, die der Roman in Hingabe und Opfer gleichermaßen verklärt.

Während der dokumentarische Fortsetzungsroman ausgiebig das Vokabular des Tragischen strapazierte und sogar auf komische Episoden konsequent verzichtete, stand die dem „nassen und trockenen Auge“ gewidmete Seite der *Sirene* unter dem Vorzeichen des Komischen. Sie wurde von vornherein im wesentlichen durch den Zeichner und Texter Manfred Schmidt geprägt, der in den fünfziger Jahren als Schöpfer Nick Knattertons zum Erfolg der *Quick* beitragen sollte. Schmidts Witze und vor allem seine Bildergeschichten bestä-

tigten in ihrer spezifischen Komik gewissermaßen spiegelbildlich die Deutungsmuster heroischer Tragik.

Zunächst einmal leben die Comics vom Kontrast zwischen dem privaten, familiären Alltag – im Mietshaus einer Großstadt in der Regel – und dem Militär, der Außergewöhnlichkeit der Bedrohungssituation. Indem Schmidt dem Gegensatz zwischen dem Gewöhnlichen und dem Besonderen des Luftschutzes, wo es auf Leben und Tod geht, Komik abgewinnt, leistet er zweierlei: Zum einen familiarisiert er die Gefahr, indem er sie in Kontakt mit dem Alltag bringt, zum anderen stellt er durch den Gegensatz die Lockung heraus, die in der Gefahr liegt. Beide Funktionen des Schmidtschen Witzes basieren – in den meisten Fällen – auf Antifeminismus: Familiarisierung und Lockung bekräftigen nämlich stereotyp alle Formen patriarchalischer Unterdrückung und formulieren sie für den patriotischen Dienst, für Hingabe und Opfer, um.

Die von Manfred Schmidt in Uniformen des RLB gesteckten weiblichen Figuren werden vor allem durch Brustumfang gekennzeichnet. So setzt er acht Frauen in einen Klassenraum vor einen breitschultrigen, schmalhüftigen RLB-Funktionär und schreibt darunter: „Es ist wieder wie damals in der Schule. Alles schwärmt den Lehrer an.“ Oder es stehen fünf Frauen neben einer gewaltigen Führerin, und alle haben die Hände in den Uniformtaschen: „Seht ihr, daher haben die Männer ihr Selbstbewußtsein: Nur an den Hosentaschen liegt es!“ Eine von zwei vor einem mit „bumm“, „fffftt“ und „peng“ harmlos genug explodierenden Knallkörper auf dem Boden liegenden Frauen sagt zur anderen: „Schmeißt dein Oller och imma so die Türen?“ Oder ähnlich in einer Löschübung: „Zum erstenmal habe ich ein gutes Gewissen, wenn es versengt und angebrannt riecht!“

Schmidts Erweiterung des Witzes zur Bildergeschichte gibt die Möglichkeit, ein komisches Bild jener „Volksgemeinschaft“ zu entwerfen, das nicht weniger autoritär strukturiert ist als das von den tragischen Mustern vermittelte. Die „Ballade vom Luftschutzraum“ erläutert das über eine ganze Seite gehende Bild einer Treppe, auf der vom Lehrer über den Friseur und die Hausfrau mit Kindern bis zum Zahnarzt die Bewohner eines Hauses in den Keller eilen; komisch wirken sie, weil sie die Attribute ihres Berufs nicht nur mitbringen, sondern auf der Kellertreppe weiterhin anwenden, z. B. seift der Friseur über den eigenen Kopf hinweg den hinter ihm laufenden Kunden ein. Der unterbrochene und zugleich fortgesetzte Alltag findet seinen Kommentar in den Vierzeilern. Auf die Einleitung folgt jeweils für zwei Repräsentanten der „Volksgemeinschaft“ eine Strophe: „Wenn mal die Sirenen tönen / Müssen wir uns dran gewöhnen / Alle, ohne nur zu stöhnen / In den Luftschutzraum zu gehn.“ Der hier in der dreimaligen Verwendung desselben Reims anklingende Zwang bestimmt auch die folgenden Strophen, zumal der vierte Vers jeweils gleich lautet: „In den Luftschutzraum hinein.“ Angestrengt sucht Schmidt nach immer neuen Reimen für dieselbe Regel. So heißt es z. B.: „Professoren und Studenten / Der Arzt mit den Instrumenten / Muß zusammen mit dem Patienten / In den Luftschutzraum hinein.“ Der dritte, vom Attribut der „Stände“ der „Volksgemeinschaft“ als Reimwort abhängige Vers preist stereotyp gerade in der mehr als verlegenen Variation die Unterwer-

fung: „Müssen auch auf alle Fälle“, „Müssen alle ohne Jammer“, „Müssen alle wie ein jeder“, „Müssen alle auf der Stelle“ usw. Kaum noch witzig heißt die Summierung am Schluß: „Alle Großen und auch alle Kleinen / Alle Großen sowie alle Feinen / Müssen alle ohne Weinen / In den Luftschutzraum hinein.“

Schmidts Witze von 1938 und die Bildergeschichte von 1940 wurden von der *Sirene* jedoch im Verlauf des Luftkrieges gewissermaßen widerrufen. Nicht nur die Einstellung der Humorseite läßt sich so interpretieren, sondern insbesondere ein großer Artikel über Verhaltensweisen im Bunker.

Der anonyme Verfasser eines „Knigge im Luftschutzraum“ leitete seinen moralischen Angriff auf die „schädliche ‚Eigenart‘“, „mehrere(r) Kategorien von Typen“ „unter den Luftschutzraum-Insassen“ folgendermaßen ein: „Spätestens eine Stunde nach dem 10. Fliegeralarm offenbart sich der wahre Charakter eines Menschen. Bis dahin ist es allenfalls noch möglich, Fehler des Charakters, Mängel der Erziehung und Lücken im nationalsozialistischen Gemeinschaftsgefühl zu verdecken. Die klugen und seit 150 Jahren erprobten Regeln des Barons von Knigge über den Umgang mit Menschen sind dabei eine gute Stütze. Sie taugen aber auf die Dauer nur für das Gesellschaftsleben. Im Luftschutzraum haben konventionelle Verlogenheiten ebensowenig Bestand wie im Schützengraben. Hier tritt der wahre Adam zutage.“

Drei der neun denunzierten „Typen“ sind solche des komischen Genres: „der Politische-Witze-Reißer“, „der Spaßvogel“ und der „Klamaukmacher“. Zwar beschwore der Verfasser die Regel der Luftschutzräume als „ein schönes Bild nationalsozialistischer Volksgemeinschaft“, aber um so gewaltsamer fiel die Polemik gegen „die negativen Erscheinungen“ aus, die „Ausnahmen und Außenseiter“: „Sorgen Sie mit dafür, daß sie erkannt, gestellt und ausgetilgt werden!“ Während die „harmlosen“ Komiker nur „anstrengend“ seien, wurde der „politische“ als „Volksschädling“ bezeichnet: „Er bezieht seine ‚Ware‘ aus jüdischen Quellen. Man kann ihn sogar akustisch ausmachen, auch im Luftschutzraum, wo sein bevorzugtes Revier ist und wo er von Gruppe zu Gruppe wechselt. Er steckt immer dort, wo nach einem unverständlichen Tuscheln eine laute Lachsalve aufspringt oder wo sich dicke Biertrinker vergnügen auf die Schenkel schlagen, daß der Kalk von der Decke bröckelt. Der Witzbold ist sehr erstaunt undverständnislos, wenn man seine Tätigkeit krummnimmt und ihn als Volksschädling bezeichnet. Er versichert dann, selbstverständlich ein positives Element und ein Garant des nationalsozialistischen Staates zu sein. Trotzdem muß man ihm aufs Maul schlagen, wo man ihn trifft!“

Das Verbot des Lachens im literarischen Luftkrieg läßt vielleicht jene Zweideutigkeit zutage treten, die im Lachen der Kriegsvorbereitung schon lag: Was familiär und verlockend erschien, erwies sich in den Bombennächten als Vernichtung. Für sie waren die heroischen Deutungsmuster bestimmt, die in dokumentarischer Härte und in Unterhaltsamkeit den Leser an den Luftkrieg gewöhnt hatten.

„Niemand hat mich vor den Nazis gewarnt, nichts hat mich dagegen immunisiert“

Stenografisches Protokoll von Oskar Neumann

„Zwischen dem Kreuzacker und dem Kundgebungsplatz der Hasselbach-Demonstration stand in der Nacht vom 10. auf den 11. Oktober unsere Mahnwache zum Gedenken an Pfarrer Paul Schneider, Opfer der SS in Buchenwald, und für sein Ideal, unser gemeinsames Ziel einer Welt ohne Waffen, ohne Krieg. Schon am Morgen des 11. Oktober, lange vor dem Eintreffen der 200 000, war die Aussstellung der VVN-Bund der Antifaschisten – „Neofaschismus in der Bundesrepublik“ – dicht umlagert. Dabei fiel mir eine junge Frau auf, die einzelne Bildtafeln mit solcher Genauigkeit in Augenschein nahm, daß ich sie fragte, ob sie etwas Bestimmtes suche und ob ich ihr dabei helfen könne. „Bilder spielen eine große Rolle in meinem Leben.“ Und nach einer Pause: „Kann sein, ich finde mich auf einem der Fotos.“ – „Bei uns oder bei denen?“ Sie schwieg. „Sie sind, schätze ich, eben zwanzig vorbei. Sie können also keinesfalls von der NS-Zeit direkt beeinflußt sein. Ihr Elternhaus, Ihre Lehrer hatten Gelegenheit, Sie immun zu machen gegen das, was vom tausendjährigen Reich zurückgeblieben ist oder in der neubraunen Szene wieder hochkommt. Aber vielleicht ist das, was Sie suchen, ganz einfach ein Mensch, der Ihnen zuhört.“ Und sie begann zu erzählen:

Denke ich an meine Schule, erst in Rheinland-Pfalz, dann in Hessen, so gibt es da nichts, was mich derart hätte immunisieren können. Nicht einmal gewarnt wurde ich, im Geschichtsunterricht nicht und nicht bei der Sozialkunde. In Geschichte haben wir bei der Steinzeit angefangen, dann kamen die Römer mit dem Limes, hernach das Mittelalter, die Feudalzeit, da haben wir erfahren, daß sich die Leute damals nicht gewaschen haben, keine Seife verwendet und nur gepudert haben. Dazu kamen ein paar Zahlen zum Auswendiglernen, sonst nichts. Viele Stunden sind auch ausgefallen, die Lehrerin war oft krank. Das Dritte Reich kam nicht vor. Wir haben die Lehrerin einmal gefragt, warum das für uns ausfällt. Die Antwort: Dafür seid ihr noch nicht reif, das kommt später. Aber später ist dann auch nichts gekommen, auch nicht im Sozialkundeunterricht. Da reichte es gerade noch bis zur sozialen Rolle der Frau um die Jahrhundertwende, aber nichts, rein gar nichts über das Dritte Reich. Offenbar war es den Lehrern unangenehm, darüber zu reden. Im Deutschunterricht brachte einmal eine Schulkameradin ein Buch von Eugen Kogon mit, inzwischen kenne ich es: „Der SS-Staat“. Sie hatte dazu viele Fragen. Darauf verwies sie der Deutschlehrer an die Geschichtslehrerin, die Geschichtslehrerin an die Kollegin von der Sozialkunde. Antworten gab niemand, so verschwand das Buch, und zurück blieb das Mädchen mit seinen Fragen.

Bei meiner Mutter – sie ist auch Lehrerin – ging es mir nicht anders. Wenn ich sie über bestimmte Dinge aus den Nachrichten gefragt habe, wenn ich wissen wollte, warum wird da demonstriert, hat sie gesagt: Politik ist so ein schmutziges Geschäft, damit beschäftigt man sich nicht. Wenn man sich darauf einläßt, kommt nur Unheil raus. So blieb Politik für mich etwas Dunkles. Das wird von einzelnen Leuten weit oben gemacht, da kann unsereins über-

haupt nichts verstehen oder gar tun. So hat mich Politik auch nicht interessiert, bis ich meinen Mann kennenlernte.

Das begann über eine Brieffreundschaft. Zuerst hat sich mein Freund für das interessiert, was mich interessierte, mein Sport, meine Pferde. Er hat auch schon mal von der Bundeswehr erzählt, daß er die gut fände. Für mich war die Bundeswehr nicht mehr als das, was ich von ihr sah, mal einen Jeep auf der Straße oder auch einen Panzer.

Mein erstes Erlebnis, bei dem Politik mitgespielt hat, war eine Veranstaltung der Deutschen Volksunion mit David Irving in Mainz. Davon hat mein Freund erzählt: Da hab ich den Sicherheitsdienst aufgebaut. Das hat mir gefallen. Er ist für den Schutz der Leute da, dachte ich, dort muß ich auch hingehen. Als ich hinkam, war nichts mir Irving, da war eine Gegendemonstration, die Leute haben im Sprechchor gerufen: Nazis raus! Und: Hoch die internationale Solidarität! Ich habe nichts verstanden, auf einmal sehe ich unter den Demonstranten meine frühere Religionslehrerin, die redete da auch, die wollte ich fragen. Aber ich kam nicht durch. Auf einmal haben mich dann Leute angeschrien, die dachten, ich gehöre auch zu den Gegendemonstranten. Ich will dort hinein, in die Versammlung, habe ich gesagt. Da wurden diese Leute nett zu mir: Ich würde auch gar nicht zu diesen Faulenzern passen, die nichts arbeiten, zu diesen Berufsdemonstranten, die nur den Staat zerstören wollen. Ein Gespräch mit der anderen Seite war nicht möglich, schon wegen meiner Trotzhaltung, dann ging auch die Polizei dazwischen und trennte die Gegner.

Eine Gruppe, meist ältere Leute, ich mittendrin, ging mit Irving in ein Hotel. Dort konnte er sprechen, völlig anders, als ich ihn später erlebt habe, ganz sanft und ruhig, wie man halt in einem guten Hotel miteinander umgeht. Von ihm habe ich zum erstenmal gehört, was die im Osten überhaupt mit uns vorhaben. Irving: Ich gehöre ja zu den Siegern, aber ich sage die Wahrheit, die sonst in den Geheimarchiven zurückgehalten wird, die Wahrheit, daß die Deutschen nicht schuld sind am letzten Krieg, sondern die Mörder der Deutschen, die Bolschewiken. Dazu ließ er Bilder herumgehen. Ja, das hat schon Eindruck auf mich gemacht, wie er gegen unsere Unterdrückung durch die Besatzer sprach und von der sowjetischen Bedrohung, die heute noch größer ist als jemals in der Vergangenheit.

Was ich da erlebt hatte, mußte ich loswerden. Also habe ich meinen Freund angerufen und ihm alles erzählt. Er kam, brachte einen Packen Material mit, da hab ich zum erstenmal die drei Buchstaben NPD mit Bewußtsein wahrgenommen. Darüber wollte er später mit mir sprechen, fürs erste zeigte er mir ein Buch vom Bromberger Blutsonntag. Es waren furchtbare Bilder von masakrierten Menschen. Heute kann ich mir vorstellen, wie diese „Dokumente“ zustande gekommen sind, damals habe ich sie alle, Seite um Seite, für Tatsachen genommen. Und so würden es die Russen heute wieder machen mit uns, sagte er. Er erzählte, wie seine Familie im Osten alles verloren hat. Ähnliches hatte ich von meiner Großmutter gehört, da war von einem Gut die Rede gewesen. Warum aber haben die Russen uns alles weggenommen? Seine Antwort: Weil sie habgierig sind, Blutsauger, Vampire.

So hat mich dieser Mann Schritt für Schritt in die Politik geholt, er hat ge-

merkt, daß mein Interesse über Bilder stärker anzusprechen ist als durch Worte. Er hat gefragt, ob ich überhaupt wußte, wem die Banken, die großen Geschäfte gehören. Ich wußte es nicht. Da steckt überall der Jud dahinter. Und der lenkt die Geschicke der Welt, und immer zum Bösen. Als mich das weniger interessierte, wechselte er das Thema und fing an, über Sport und Gesundheit zu reden: Da wird zuwenig getan, dadurch geraten die Jungen und Mädchen an die Subkultur, immer mehr greifen zur Drogen. Da hatte er wieder einen Punkt getroffen, wo er mich packen konnte, ich hatte eine liebe Freundin verloren, die war am Rauschgift kaputtgegangen. Er sah die Zusammenhänge: Die Ausländer bringen uns das Heroin ins Land, weil sie die Menschen zerstören und auch hier alles haben wollen. Wie bei mir hat dieser Mann auch in der Öffentlichkeit gearbeitet. Er stellte sich an den Tresen, setzte sich zu einer Stammtischrunde, hat gehört, wo die Leute der Schuh drückt, was sie für Sorgen haben – Arbeitslosigkeit, Umweltzerstörung. So hat er da einen Jungen ohne Lehrstelle, dort einen Grünen für die NPD gewonnen.

Im Frühjahr 83 haben wir geheiratet, ich habe ein Kind erwartet, alle waren sehr nett zu mir. So verstand ich dann auch: Wenn der Mann in der NPD ist, gehört auch die Frau hinein. Gleich nahm mich dort eine Funktionärin unter ihre Fittiche, holte mich auch in die Geschäftsstelle, hatte Zeit für mich und erklärte mir, warum mein Mann so wenig Zeit für mich hatte: Der Mann muß hinaus ins feindliche Leben ... Dafür muß man auch allein sein können, und gegen die Einsamkeit hilft schon die Frauengemeinschaft in der NPD. So habe ich in dieser Zeit meine früheren Kontakte verloren. Das ging so weit, daß mein Mann – er hatte das Postfach – mir auch Briefe von ehemaligen Freundinnen und Freunden weggenommen hat. Heute verstehe ich das. Es ging um mein Rollenverständnis als Frau, und die gehört eben, wie gesagt, an den Kochtopf und ins Kindbett.

Aber ich wollte gern weiterlernen, meinen Schulabschluß machen, zur Volks hochschule gehen, auch Ausstellungen und Museen anschauen. Dafür hatten die kein Verständnis: Du bist jetzt Mutter, Hausfrau, und bald kommt das nächste Kind.

Als er merkte, daß mich Gemälde, Baukunst, dort besonders die Gotik, interessierten, brachte er wieder Bücher nach Hause. Ich sollte mich für den Klassizismus begeistern oder für das, was er dafür hielt. Aber die klotzigen Bauten von Speer haben mir nicht gefallen, auch die Plastik dazu nicht, diese Walküren und Muskelprotzen. Und als er mir ein Buch über „entartete“ Kunst brachte, hat ausgerechnet die mir sehr gefallen. Er hat gesagt: Das haben Juden und Bolschewisten gemacht, um unsere Kultur zu zerstören. Und ich sei das beste Beispiel für die raffiniert ausgedachte Wirkung, weil ich immer noch nicht immun wäre gegen diese Subkultur. Da hatten wir gerade eine Meinungsverschiedenheit gehabt. Ich mußte im Wohnzimmer ein Plakat aufhängen, so ein mordlüsterner Bolschewist mit blutigem Messer. Ich hätte da lieber Guernica von Picasso hängen gehabt. Mit der Musik ging es mir genauso. Es gab Märsche, Heino und die Fischer-Chöre, irgendwelchen NPD-Liedermacher und Richard Wagner, so laut, daß mir der Kopf dröhnte. Alles an-

dere war für ihn Discomusik, und die ist zersetzend. Zersetzend – das war der zentrale Kulturbegriff. Daß ich nicht sehen und nicht hören durfte, was mir gefiel, hat mich zuerst schon gestört, aber seine Beispiele des Zersetzenen, seine Überzeugungsarbeit in Sachen des Zerstörerischen haben mich dann wieder festgehalten.

Daß ich mich davon doch freimachen konnte, das hat zu tun mit ganz starken persönlichen Erlebnissen. Darüber kann ich bis heute nur schwer sprechen, ich bin damit noch längst nicht fertig.

Das Kind war „nur ein Mädchen“, für ihn die erste Enttäuschung. Ich bekam Prügel, die nächste Schwangerschaft war mit Gewalt erzwungen, es kam ein Junge, der starb nach einem halben Jahr an Gehirnhautentzündung. Ich mußte mich auf meine Erbgesundheit überprüfen lassen. Nachdem diese festgestellt war, sollte erneut der Zwang zur Schwangerschaft folgen.

In dieser Zeit stand ich in München auf dem Marienplatz und verteilte Flugblätter. Da kam eine ältere Frau, sie hat mich freundlich angesprochen und wollte mit mir reden: Wissen Sie überhaupt, was Sie da verteilen? – Natürlich, Werbematerial der NPD, was wollen Sie überhaupt von mir? Anstelle einer Antwort zeigte sie mir ihren Arm, voller Narben, wohl verbrannt, und eine eintätowierte Zahl. So etwas hatte ich nie gesehen. Was ist das? – Meine Nummer, aus dem KZ. Wieso war diese Frau im KZ? Da waren doch Berufsvterbrecher drin, Kindesmißhandler, Untermenschen. So hatte ich es von meinem Mann gehört, in seinen Büchern gelesen. Aber diese Frau? Ich war im KZ, weil ich Jüdin bin. Da bin ich aufgesprungen und weggelaufen, und sie hat mir noch nachgerufen: Ich wünsche Ihnen, daß Sie in Ihrem Leben das Richtige tun. Ich hab meine Flugblätter hingelegt, ich konnte nicht weiter verteilen. Ich sah immer diese Frau vor mir, von daher fing der Nebel an, aus meinem Kopf zu verschwinden.

Viel geholfen hat mir dabei das Lesen. Ich las Heinrich Böll: „Wo warst du, Adam?“ Da hab ich erfahren, was der Krieg aus Menschen macht, vorher kannte ich nur die Klischees vom Helden, vom Krieg als großes Abenteuer. Dann hab ich zum erstenmal allein „Mein Kampf“ gelesen. Zweimal hatten wir uns, mein Mann und ich, das Buch vorher gemeinsam vorgenommen. Der schlechte Stil hatte mich da schon gestört, jetzt störte mich noch viel mehr der Inhalt.

So wurde ich für meine Umgebung zum Risikofaktor. Es fiel auf, daß ich nicht mehr wie vordem „Kanaken“ sagen konnte. Mein Kind spielte mit Ausländerkindern. Ich versuchte meinen Mann zu bekehren, ich hab ihm den Böll hingelegt. Der ist dann wohl auch an Sonnwend ins Feuer gewandert mit dem Spruch, den ich oft genug gehört hatte: Die Flamme frisst die Exzesse dieser kranken Gehirne.

So konnte ich auch mit dem Mann, unter seinen körperlichen und seelischen Attacken, nicht mehr leben. Die Folgen gingen bis zur Zerstörung meiner Bindungsfähigkeit an andere Menschen.

Ich kann mich auch nicht beruhigen über das, was ich politisch mitgemacht und dadurch vielleicht bei anderen angerichtet habe. Das belastet mich. Meiner Mutter habe ich zuerst gesagt, ich bin ausgebrannt, ich kann nichts mehr tun. Jetzt versuchen Freunde, die ich auf der Suche nach einem Neuanfang

gefunden habe, mir darüber wegzuhelfen. Und das Gesicht dieser Frau ist da, ihre Stimme, die gesagt hat, sie wünsche mir, daß ich das Richtige tue. Ich werde das Richtige tun. Das ist jetzt meine Richtung: Ich schweige nicht mehr im Laden, wenn dort eine türkische Frau angeschrien wird. Ich rede am Spielplatz mit der deutschen Mutter, die ihr Kind von der Schaukel wegholt, weil dort ein ausländisches Kind schaukelt. Mit meinen Worten habe ich zu dieser Richtung gehört, ja, zu dieser Vorbereitung von Verbrechen. Davor will ich jetzt meine Mitmenschen schützen. Mich hat man nicht davor geschützt. Wenn du nicht folgst, dann kommt der Jud, hab ich schon in meiner frühesten Kindheit zu hören bekommen. Später hieß es: Mit Politik beschäftigt sich unsereins nicht. Und dann kommt dieser Mann: Du kannst das alles begreifen, und du kannst was tun! Und er versteht es, totzureden, was mich stört, rumzudrehen und zu mißbrauchen, was ich empfinde und fühle. Mit dieser Erfahrung will ich jungen Leuten helfen, die in einer ähnlichen Lage sind wie ich damals, die eine Antenne ausgestreckt haben und suchen. Mit denen will ich reden.

Das fällt mir immer noch leichter als ein Gespräch mit einem alten Widerstandskämpfer. Dem gegenüber bin ich mir sehr schlecht vorgekommen, da war ich unsicher, warum soll der mich überhaupt ernst nehmen, der muß mich doch für verrückt halten. Inzwischen weiß ich, daß auch damals viele aus ganz unterschiedlichen Richtungen kamen, ehe sie zu Nazigegnern wurden, zum Widerstand fanden. Dabei habe ich auch gelernt, mein Schuldgefühl nicht nur mir anzukreiden, sondern auch meinem Umfeld, auch meiner Mutter. Die hat mir eben wieder gesagt: Was fährst du nach Hasselbach? Trotzdem bin ich gefahren, und ich bin froh, daß ich hier bin und auch, daß ich in Wackersdorf dabeigewesen bin, obwohl mich dort ein Polizist zusammengeschlagen hat. Dabei habe ich nur versucht, einem Mädchen zu helfen. Ich war schon so verzweifelt, daß ich am liebsten einen Stein genommen hätte. Inzwischen fange ich an, auch solche Situationen besser zu verstehen, und ich nehme meinen Willen zusammen für unser gemeinsames friedliches Handeln und auch für mein eigenes neues Leben.

Ich bin jetzt beim Hessen-Kolleg, ich will schreiben, ich kann wieder lesen, die Musik hören, die Bilder anschauen, die mir gefallen. Ich kann wieder Freude haben an Farben und Formen, und ich muß mir dabei keine schlechten Hintergedanken machen. Das ist viel wert für mich. Und vor allem: Ich kann meine Tochter erziehen, die braucht auf nichts zu verzichten ohne diesen Vater, ohne dieses Totschweigen und Belügen, wenn sie Fragen hat. Warum ist der Neger schwarz? Ein anderes Kind hat gesagt, die sind dreckig. Ich habe meinem Kind geantwortet: Da gibt es Unterschiede, die haben mit dem Klima zu tun, mit der Sonne, mit der Landschaft, aus der einer kommt. Und alle diese Menschen sind gleich, gleich mit ihren Sorgen und mit ihrer Hoffnung. Jetzt spielt mein Kind mit allen Kindern. Auch dafür bin ich hier.

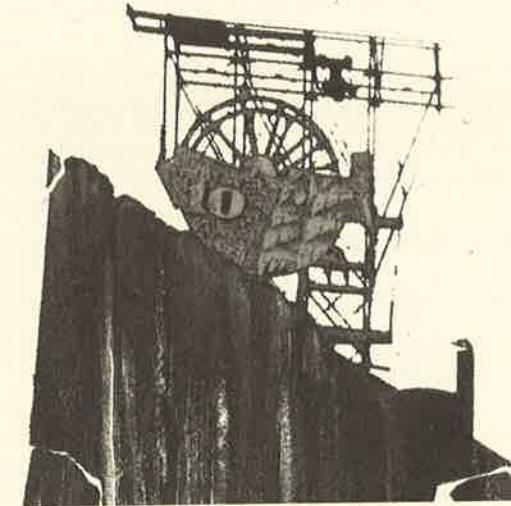
# Heimat ist dort, wo du dein Geld verdienst

## Geschichten aus der Geschichte des Ruhrgebiets

Im Ruhrgebiet geht eine Epoche zu Ende.

Der Bergbau, der die Region über 100 Jahre prägte, ist auf seiner Nordwanderung im Münsterland angelangt. Traditionen verschwinden allmählich, Neues rückt an ihre Stelle. Zeit, literarisch Bilanz zu ziehen.

*Mit Erzählungen, Reportagen und Geschichten von Fakir Baykurt, Volker W. Degener, Klas E. Everwyn, Max von der Grün, Horst Hensel, Josef Ippers, Heinz Knappe, Jochen Meier, Wolfgang Pabst, Heinrich Peuckmann, Gerd Puls, Josef Reding, Dieter Treeck.*



Horst Hensel/Heinrich Peuckmann (Hg.)  
**Heimat ist dort, wo du dein Geld verdienst**

Anthologie  
328 Seiten, illustriert  
16,80 DM

  
**Weltkreis**

Weltkreis-Verlags-GmbH, Postfach 789, 4600 Dortmund 1

Kuni Schumann-Schwab und Richard Scheringer  
Was in der Verfassung steht,  
hört sich heute an wie ein Märchen

*Das Gespräch führten Marion Lehmicke und Manfred Elstner am 11. Mai 1982*

*Kuni und Richard, ihr seid im Jahr 1946 Mitglieder der Verfassunggebenden Landesversammlung gewesen. Wie kamt ihr dazu?*

**Kuni:** Ja, da war zunächst einmal die Beratende Versammlung vom Februar bis Juni 1946, da hatte jede Partei eine Abordnung. Ich war Vizepräsidentin, Richard hat mich vorgeschlagen. Ende Juni war dann die Wahl zur Verfassunggebenden Landesversammlung, das war wie bei einer Landtagswahl, und die KPD bekam neun von insgesamt 180 Sitzen. In der Beratenden Versammlung war ich in zwei Ausschüssen.

**Richard:** Und nach den Wahlen zur Verfassunggebenden Landesversammlung waren Hermann Schirmer und ich im Verfassungsausschuß. Dort wurde der Verfassungstext entworfen, der anschließend vom Plenum Stück für Stück gebilligt werden mußte.

**Kuni:** Wir haben ab 15. Juli 1946 in acht Plenarsitzungen getagt.

*Wie war denn das Klima, das Verhältnis der einzelnen Parteien zueinander in dieser Zeit? Welcher Ton herrschte da während der Debatten?*

**Kuni:** Ach, der Ton war recht manierlich. Es gab noch nicht die Gehässigkeit, wie sie sich dann später entwickelt hat. Zum Beispiel – nach den Sitzungen gingen wir immer rüber zum Essen ins Spatenbräu. Es war doch eine so schlechte Zeit damals, hast doch nichts zu essen gekriegt. Und ich war schon schwanger. Wie man das erstmals bemerkt hat, haben sie an meinem Tisch alle Nachspeisen – Pudding oder Eis – zusammengerückt und vor mich hingestellt. Solche persönlichen Gesten waren damals noch üblich.

**Richard:** Auch die Tatsache, daß du in der Beratenden Versammlung Vizepräsidentin warst, zeigt doch, welch natürliche Wertschätzung gegenüber Kommunisten damals geherrscht hat, eben aus der Zeit des Kampfes gegen die faschistische Diktatur, gegen die wir Kommunisten so viel geleistet haben. Unter dem Eindruck des Schrecklichen, das hinter uns lag, war es selbstverständlich, mit Kommunisten zusammenzuarbeiten. Und auch sehr Konservative, wie Prittitz-Gaffron – das war ein Adliger und bei der CSU –, hatten eine außerordentlich hohe Meinung von der Sowjetunion, waren für Freundschaft mit der UdSSR.

Die Debatte über das bayerische Staatswappen mag aus heutiger Sicht als kleine Randgeschichte erscheinen. Aber sie zeigt einerseits, daß wir wirklich ein tolerantes Verhältnis zueinander gehabt haben, andererseits auch, wohin die Kräfte des großen Kapitals drängten – wenn ihre Macht damals auch noch klein erschien, gebrochen war sie nicht. Und diese erzkonservative Auffassung kam in der Debatte um das bayerische Staatswappen zum Ausdruck.

Da hatten die Heraldiker diesen Entwurf gemacht, der ja heute bekannt ist: mit den verschiedenen Regierungsbezirken samt den jeweiligen alten Wappen, die von den Adligen stammen. Als ich zu Wort kam, sagte ich, es sei doch wohl nicht sinnvoll, wenn man einen Neubeginn anstreben, einen demokratischen Staat gründen wolle, die Symbole dieser alten Feudalherren wieder in ein bayerisches Staatswappen zu übernehmen. Man solle doch Symbole aus dem Volk nehmen.

Da schrie der Hundhammer: „I woā scho, wos'd wuist, Scheringer, Sichel und Hammer wuist ins bayerische Staatswappen eini doa.“

Ich habe ihm geantwortet: „Nein, Herr Hundhammer, es liegt mir fern, die Symbole eines befreundeten Staates nun ins bayerische Staatswappen zu übernehmen. Ich habe an Symbole aus dem großen deutschen Bauernkrieg, wie den Bundschuh oder ähnliches, gedacht.“

Daraufhin wieder Hundhammer: „In Südbayern hat's koan Baueraufstand net geb'n!“

Darauf ich: „Ich weiß schon, was Sie sagen wollen, Herr Hundhammer: Unter dem Krummstab lebt sich's gut.“

Damit hatte sich's, und sie haben das bayerische Staatswappen so beschlossen, wie es heute ist. Nun gut, so ein Wappen ist nicht alles, aber es bedeutet doch etwas. Und wenn der Sozialdemokrat Hoegner auch noch auf den eigenen Staatpräsidenten für Bayern so großen Wert legte, so war das eben auch eine Art Separatismus, die in einer Linie lag mit den damals schon vorhandenen Absichten, die Spaltung Deutschlands zu vollziehen.

Und damit kommen wir zu der Frage, die du, Kuni, ja miterlebt hast, zum Kampf um die Einheit Deutschlands – das heißt in diesem Fall um eine Festlegung in der Verfassung des Freistaates Bayern in Richtung auf eine kommende gesamtdeutsche Verfassung.

Wir haben gefordert, schon im Verfassungsausschuß, es möge an die Spitze des Verfassungswerks die Verpflichtung gestellt werden: Alle Artikel dieser Verfassung, die mit einer künftigen gesamtdeutschen Verfassung in Widerspruch stehen, treten gegenüber der gesamtdeutschen Verfassung zurück.

Gegen diese von uns geforderte Präambel kämpften alle bis auf Thomas Dehler von den Freien Demokraten; er hat sich auch mit aller Kraft für dieses Bekenntnis zu einer gesamtdeutschen Regelung eingesetzt.

Aber sonst waren wir die einzigen. Und ich hatte im Verfassungsausschuß gerade mit Hoegner einige sehr heftige Zusammenstöße. Das Interessante ist nun – daran wirst du, Kuni, dich erinnern –, daß zum Ende der dritten Lesung im Plenum Hoegner mit einem Zettel kam und rief: „Halt! Ich habe hier noch was. Die amerikanische Besatzungsmacht wünscht, daß wir in die Verfassung bei den Schlußbemerkungen einen Artikel einfügen, der besagt: Wenn es in den westlichen Besatzungszonen zu einem Bundesstaat kommt, treten die Bestimmungen der Verfassung des Freistaates Bayern, die in Widerspruch zu der künftigen Bundesverfassung stehen, zurück.“ So also hatten sie damals schon Kurs auf die Spaltung Deutschlands, lange vor der Münchner Ministerpräsidentenkonferenz. Die platze ja bekanntlich deshalb, weil die Teilnehmer aus den westlichen Zonen mit dem gebundenen Mandat kamen, nur über Fragen der Ernährung, des Verkehrs, der Nachrichtenüber-

mittlung und ähnliches zu beraten, nicht über eine vorbereitende Arbeit zu gesamtdeutschen Problemen und Lösungen.

Der große Treiber der Spaltung Deutschlands war Adenauer, im Namen der alliierten westlichen Besatzungsmächte und der wiedererstarkenden deutschen Großbourgeoisie. Die sagte sich fürs erste: Lieber das halbe Deutschland ganz als das ganze Deutschland halb. Und sie fürchtete, daß Texte, wie sie in den Länderverfassungen festlagen – in der hessischen Verfassung artikulierter als bei uns in Richtung auf eine antimonopolistische Entwicklung –, in einer gesamtdeutschen Verfassung unter dem Druck der Massen erst recht zum Tragen kommen könnten.

Heute reden sie vom Offenhalten der deutschen Frage. Daß aber die Gründung der Bundesrepublik der entscheidende Schritt der Spaltung war – die DDR wurde ja später gegründet –, das verschweigen sie ebenso wie die andre Tatsache: Die Einbeziehung der BRD in das westliche Paktsystem erweist sich heute, durch die Politik der US-Regierung und ihre Atomraketenrüstung, als tödliche Gefahr für unser Volk.

*Kuni:* Hermann Schirmer hat in seinen Reden ein paarmal auf das Potsdamer Abkommen hingewiesen und gesagt, daß auf diesem Fundament ein demokratischer Staat aufzubauen ist. Interessant ist übrigens doch auch die Eröffnungsrede von Hoegner am 15. Juli 1946: „Nach mehr als 13 Jahren verfassungloser, schrecklicher Zeit ermöglicht es der politische Weitblick unserer Militärregierung dem bayerischen Volk, sich durch seine frei erwählten Vertreter wieder eine Verfassung zu geben. Sie soll zunächst eine bayerische Verfassung werden. Wenn es das Schicksal mit dem deutschen Volk gut meint, wird sie Vorläufer und vielleicht Vorbild einer künftigen deutschen Verfassung sein... Der Inhalt der künftigen Verfassung steht fest: Friede, Freiheit, Rechtssicherheit, Menschlichkeit und gegenseitige Hilfe. Das sind die Ideale, an denen sich das deutsche Volk aus seinem tiefsten Fall wieder aufrichten soll.“

*Richard:* Das deutsche Volk, nicht das bayerische Volk. Aber wenig später kam dann dieser besagte Zusatz von ihm, der in die Schluß- und Übergangsbestimmungen Eingang gefunden hat. Hier – Artikel 178: „Bayern wird einem künftigen deutschen demokratischen Bundesstaat beitreten.“ Oder Artikel 180: „Bis zur Errichtung eines deutschen demokratischen Bundesstaates ist die bayerische Staatsregierung ermächtigt..., mit Zustimmung des bayerischen Landtages Zuständigkeiten des Staates Bayern auf den Gebieten der auswärtigen Beziehungen, der Wirtschaft, Ernährung, des Geldwesens und des Verkehrs an den Rat der Ministerpräsidenten der Staaten der US-Zone oder andere deutsche Gemeinschaftseinrichtungen mehrerer Staaten oder Zonen abzutreten.“ Da ist der Weststaat schon an die Wand projiziert. Um das gleich zu sagen: Das war der Grund, warum unsere Fraktion gegen die Verfassung gestimmt hat. Wir sahen in ihr die Vorbereitung zur Spaltung Deutschlands. Ludwig Ficker hat im Namen unserer Fraktion die Begründung für die Ablehnung formuliert: „Unser Bestreben war es, dem Volk eine wahrhaft demokratische Verfassung zu geben... Die jetzt vorliegende Form widerspricht diesen Grundsätzen. Statt fortschrittlicher Bekenntnisse zur Einheit Deutschlands Rückschritt zur kleinstaatlichen Enge.“

*Kuni:* Ich habe hier alle stenographischen Berichte von den Plenarsitzungen. Da ist zur Begründung der Ablehnung auch eine Rede von dir, Richard, enthalten:

„Ich möchte doch dem Ernst der Situation Rechnung tragen und hier noch einmal im Namen der Kommunistischen Partei erklären: Wir haben an diesem Verfassungsentwurf mitgearbeitet, es ist uns auch gelungen, einige fortschrittliche Gedanken einzubringen. Aber wir möchten eindeutig sagen, daß wir nicht mit Ihnen in einen Topf geworfen werden wollen, wenn spätere Geschlechter einmal den Stab brechen oder vielleicht lächeln über das, was hier aus einer kleinstaatlichen Engstirnigkeit heraus vollzogen worden ist. Ich glaube, daß wir dazu verpflichtet sind, und wir möchten auch noch einmal an unsere Genossen von der Sozialdemokratie appellieren, zu bedenken, wie sich das alles einmal auswirken kann. Denn wenn ein Stein ins Rollen gebracht ist, erhält er sein eigenes Gewicht. Und wenn hier ein Staat innerhalb der deutschen Nation konstituiert wird, dann erhält er seine Eigengesetzlichkeit und sein eigenes Gewicht. Diese platonische Liebe zu Deutschland, von der wir schon öfter sprachen, wird vielleicht eine platonische Liebe bleiben, und die Teile Deutschlands werden sich schließlich auseinanderentwickeln, was wir doch alle verhindern wollen. Deshalb erklären wir noch einmal: Wir lehnen die Verantwortung und vor allem diese Verfassung ab.“

*Richard:* Das hat sich ja leider erfüllt. Denn der Kurs auf den westdeutschen Bundesstaat war ein Verhängnis, vor allem im Hinblick auf die Restauration und die Remilitarisierung.

*War in der Verfassunggebenden Versammlung jemals von der Möglichkeit der Wiederbewaffnung die Rede?*

*Kuni:* Nein. Alle sagten: Keinen Krieg mehr! Keine Wiederbewaffnung! Jeder betonte in seinen Reden: Das Schreckliche, das hinter uns liegt, darf sich nie mehr wiederholen.

*Richard:* In dieser Frage gab es damals wirklich eine Einheitsfront. Das Bekenntnis zum Frieden ist ein sehr markantes, sich durchziehendes Element der Verfassung des Freistaates Bayern. Das geht auch aus der Präambel der Verfassung hervor, aus Artikel 119 gegen Krieg und Völkerhaß. Das liest sich ja heute wie ein Märchen: „Rassen- und Völkerhaß zu entfachen ist verboten und strafbar.“

*Welche anderen Fragen, neben den bereits erwähnten, waren euch noch besonders wichtig?*

*Richard:* Ein wichtiges Anliegen war mir – oder besser gesagt: der Kommunistischen Partei, deren Fraktionsführer ich war – die Durchführung der Bodenreform. Einmal, um damit den Potsdamer Beschlüssen im Interesse einer Demokratisierung Genüge zu tun, zum anderen aber auch vom nationalen Standpunkt aus, um endlich ein Stück Geschichte zu bereinigen. Denn zweifellos wurden doch das Kaiserreich wie die Weimarer Republik und vor allem die nationalsozialistische Herrschaft wesentlich von den Großgrundbesitzern beeinflußt und getragen. Diese Kräfte haben doch Hitler an die Macht gebracht, neben den

Herren von der großen Industrie. Das Ende dieser Diktatur forderte nun die Be- reinigung – die Enteignung des Großgrundbesitzes über 100 ha und die Überga- be des Landes an die werktätigen Bauern. Es waren ja auch sehr viele Vertriebe- ne da, die wieder Bauern sein wollten. Das also war mein Anliegen. Aber dafür hat die Kuni auch schon in der Beratenden Versammlung gekämpft. Ich weiß noch gut, Kuni, wie du dich meldest und fragst, was denn mit der Bodenreform sei. Dieser Großgrundbesitz sei eine Belastung für jede Demokratie, ein feudaler Überrest, der noch nie in der deutschen Geschichte beseitigt worden sei. Und dann ist Nicklas aufgestanden: Ich warne doch sehr. Wir haben eine so prekäre Ernährungslage. Wenn wir jetzt den Großgrundbesitz auch noch aufteilen, ha- ben wir gar nichts mehr zu essen.

*Kuni:* Ja, das war im Flüchtlingsausschuß. Da ging's um die regionale Aufteilung und die Unterbringung der Flüchtlingsbauern. Und im nächsten Plenum hast du dann zu dieser Frage gesprochen. Anschließend sagte einer von der CSU: „Na, Herr Scheringer, Sie sind doch auch Gutsbesitzer. Ihnen würde es doch auch nicht gefallen, wenn man Ihren Hof aufteilen würde und Sie, ohne Entschädigung, Leute unterbringen müßten.“ Und dann – das war einmalig, das vergess' ich nie – antwortest du: „Nun ja, wenn wir von meinem Hof sprechen: Ich habe auf meinem Hof zur Zeit 15 Flüchtlingsfamilien und ungefähr 30 Kinder.“ Da hat das ganze Haus geklatscht, das war eine wunderbare Situation. Du hattest deine Bodenreform schon lange durchgeführt – und das ist auch von den anderen anerkannt worden. Der Frager war richtig beschämt. Der hatte ja gemeint, er könnte dir eins auswischen.

*Richard:* Ja, an der Bodenreform haben sie sich alle vorbeimanövriert, sie wurde von allen Seiten blockiert. Immerhin aber blieb etwas Interessantes übrig; denn es wurde später im Artikel 161 beschlossen: „Die Verteilung und Nutzung des Bodens wird von Staats wegen überwacht. Mißbräuche sind abzustellen.“ Hier wären ja noch Hebel, um etwas in Gang zu setzen. Weiter heißt es dann – und das ist heute doch noch aktuell, wo die Mieten in den Himmel wachsen und die Bodenspekulation wuchert –: „Steigerungen des Bodenwertes, die ohne besonderen Arbeits- oder Kapitalaufwand des Eigentümers entstehen, sind für die Allgemeinheit nutzbar zu machen.“ Ich sag' ja immer: Die Verfassung liest sich heute wie ein Märchenbuch. Paß mal auf, wenn du das heute hörst: „Der Zusammenschluß von Unternehmungen zum Zwecke der Zusammenballung wirtschaftlicher Macht und der Monopolbildung ist unzulässig. Insbesondere sind Kartelle, Konzerne und Preisabreden verboten, welche die Ausbeutung der breiten Masse der Bevölkerung oder die Vernichtung selbständiger mittelständischer Existenzien bezeichnen.“ Hier war vor kurzem eine Demonstration, da haben die Kleinunternehmer Parolen mitgeführt wie „1000 Pleiten in einem Jahr – jetzt sind wir da“. Diese Grundsätze in unserer bayerischen Verfassung warten doch dringend auf ihre Erfüllung. Aber das ist weniger eine Rechts- als eine Machtfrage. Wir erlebten das auch bei der Gebietsreform. Wir haben in dem Artikel über die Gemeinden nach heftigen Kämpfen einen Antrag durchgesetzt, der lautet: „Die Selbstverwaltung der Gemeinden dient dem Aufbau der Demokratie in Bayern von unten nach oben.“ Das ist heute nicht mehr Verfassungs-

wirklichkeit, weil durch die Gebietsreform von oben nach unten entschieden wird. Es wurden Großgemeinden geschaffen, die Kreise wurden so gelegt, daß die CSU-Mehrheiten möglichst gesichert sind. Beispiel Ingolstadt: Ingolstadt war ein Ringlandkreis. Wir von der KPD hatten damals zwei Kreistagsabgeordnete, zusammen mit den Sozialdemokraten und einer unabhängigen Wählergemeinschaft hatten wir die Mehrheit. Jetzt haben sie das alles zu einem großen Landkreis Eichstätt zusammengezogen, wo die CSU-Mehrheit vorprogrammiert ist. Den christlichen Bauern hat man als Trostpflaster die Kirchenräte in den kleinen Gemeinden gelassen; da herrscht jetzt statt der politischen Gremien der Kirchenrat.

*Kuni:* Wie sehr Verfassungsfragen Machtfragen sind, sieht man doch auch an dem Artikel über die Pflicht der Beamten zur Verfassungstreue. Zunächst hieß es, das gehöre nicht in die Verfassung, sondern ins Beamtenrecht. Ich weiß noch, wie sich Hermann Schirmer dafür eingesetzt hat, daß das in die Verfassung kommt: „Wir möchten anhand dessen, was wir 1933 erlebt haben, nicht noch einmal Gefahr laufen, daß undemokratische Kräfte im öffentlichen Dienst arbeiten.“ Hoegner, der zunächst auch nicht für diesen Artikel war, hat sich revidiert und gesagt: „Ja, ich mußte 1933 auch sehr üble Erfahrungen mit der Polizei machen. So etwas darf nie wieder möglich werden.“ Der Artikel war als antifaschistischer Grundsatz gedacht. Und heute? Heute wendet man ihn gegen die an, die sich am konsequentesten für die Verfassung einsetzen.

Ich bin ja im Arbeitsamt schon Anfang der fünfziger Jahre unter den Adenauer-Erlaß gefallen. Ich hab' mich gewehrt dagegen, hab' den Revers nicht unterschrieben, sondern den Herren mitgeteilt: „Aus meiner Mitarbeit als Mitglied der Verfassunggebenden Landesversammlung im Jahr 1946 ist mir Sinn und Absicht der Verfassung vollkommen vertraut. Ich sehe deshalb in dem Ministerratsbeschuß einen Eingriff in die verfassungsmäßigen Grundrechte und rufe den Verfassungsgerichtshof zur Entscheidung an.“

Vom Verfassungsgericht bekam ich einen langen Schrieb, man müsse erst alle Instanzen durchgeklagt haben, bevor es sich mit der Sache befasse. Das haben wir nicht gemacht. Aber unterschrieben habe ich auch nicht. Anderorts sind Leute deshalb entlassen worden. Mir ist damals nichts passiert. Nach 20 Jahren, bei meinem Ausscheiden aus dem Arbeitsamt, hat mich der Direktor beiseite genommen: „Frau Schumann, jetzt hätt' ich da noch was. Sie haben sich damals geweigert, diese Sache zu unterschreiben. Da es unmöglich ist, einen nicht gegengezeichneten und unterschriebenen Vorgang in Ihrer Personalakte zu belassen, bitte ich Sie: Nehmen Sie's lieber mit.“ Nach 20 Jahren hat es ihn beunruhigt, daß er was Ununterschriebenes in meiner Akte hatte! Unbequem war ich ihnen im Arbeitsamt natürlich schon. Zweimal wurde ich innerbetrieblich versetzt – ganz offensichtlich aus politischen Gründen. Ich war Leiter der weiblichen Vermittlungsabteilung. Einmal wollten sie mich von heut auf morgen nach Bad Kissingen versetzen. Da hat sich sogar der Nürnberger Stadtrat – ich war von 1946 bis 1956 im Stadtrat – dagegen verwahrt. Einstimmig, auch im Ältestenrat, haben sie beschlossen, daß sie sich das nicht gefallen lassen. „Heute ist es die Frau Schwab – morgen ein anderer. Die ist mit sieben

nunddreißigtausend Stimmen gewählt, in ein demokratisches Gremium, und wenn die Bundesanstalt keine innerdienstlichen Vergehen nachweist, lassen wir unsere Leute nicht in die Wüste schicken.“ Der Stadtrat hat sich auch ein sechzehnseitiges Rechtsgutachten anfertigen lassen. Und der Rechtsrat, der die Stadt vertreten hat, war zufällig mein ehemaliger Pflichtverteidiger beim Sondergericht! Ausgerechnet der kriegt das zu bearbeiten. Das Gutachten, der Beschuß des Stadtrats, der Einspruch der Gewerkschaften – alles hat nichts genutzt. Die wollten mich unbedingt versetzen. Und ich wollte nicht weg, ich hatte doch zwei kleine Kinder – es war eine schlimme Zeit damals.

Mein Richard hat gesagt: „Du gehst. Merkst denn nicht – die wollen dich rauschmeißen. Die wollen, daß du die Arbeit verweigerst.“ Denn es lag ja im Direktionsrecht, einen mindestens mal vorübergehend woanders hinzusetzen. Da bin ich schließlich an einem Freitagnachmittag in Schweinfurt angetreten – Kissingen war eine Nebenstelle von Schweinfurt. Der Arbeitsamtsleiter dort war ein Kollege von mir aus der Verfassunggebenden Versammlung, Mitglied der CSU. Der sagte: „Bei mir g'schieht Ihnen nix, Madle.“ Dann hat er mich nach Kissingen gefahren. Am Samstag früh, also am ersten Tag, an dem ich die Arbeit hätte antreten sollen, hat der Präsident von der Bundesanstalt anrufen lassen: Es sei ein Mißverständnis, Frau Schwab könne zurückbeordert werden. 1951, im Jahr der Volksbefragung gegen die Remilitarisierung, wär's beinahe noch dicker gekommen. Da beschäftigte sich der Ermittlungsrichter mit mir wegen „Aufforderung zum Ungehorsam und Widerstand gegen die Staatsgewalt“ und dann, 1952, auch das Amtsgericht, allerdings nur noch wegen „Aufforderung zum Ungehorsam“. Auch das hab' ich ohne Schaden überstanden.

Im Amt allerdings haben sie mich schon gezwiebelt. Sie haben mich dann in die Statistik gesetzt, als verantwortlicher Statistiker. Vorher hatte ich 43 Leute in meiner Abteilung, in der Statistik saßen wir zu dritt. Das wollten sie ja, um mir die Kontakte zu den Kollegen möglichst zu erschweren.

*Sag mal, Kuni, wie viele Frauen waren denn eigentlich in der Verfassunggebenden Versammlung?*

*Kuni:* Sechs Frauen waren wir.

*Richard:* Von 180 sechs Frauen! Das war mir so gar nicht bewußt.

*Kuni:* Ich hab' da ein Buch von der Frauenrechtlerin Mabry: „Unkraut ins Parlament“. Horlacher sagte nämlich einmal: „Als einzelne wirkt die Frau wie eine Blume im Parlament, aber in der Masse wie Unkraut.“ In dem Buch schreibt die Autorin, die mich später einmal aufgesucht hat: „Seit dem Jahr 1946 ist hier noch keine Frau in eine Spitzenposition vorgedrungen ... Lediglich in den drei Monaten des Bayerischen Beratenden Landesausschusses war das Amt der Vizepräsidentin mit der Kommunistin Schwab-Schumann besetzt.“ Und Richard wird da in Sachen Frauenrechte auch lobend erwähnt: „In den Bemühungen um eine prozentual höhere weibliche Vertretung im Senat wurden die Frauen lediglich von dem Abgeordneten Scheringer (KPD) unterstützt. Alle anderen Parteien weigerten sich, der Frau eine angemessene Vertretung kraft Satzung zuzusichern.“

Das ist ja auch der Grund, warum da so einiges reingerutscht ist in die Ver-

fassung, wenn es um die Rechte der Frau geht. Da habt ihr, der Hermann und du, auch einmal geschlafen. In Artikel 118 heißt es: „Männer und Frauen haben grundsätzlich dieselben staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten.“ Dieses „grundsätzlich“ bedeutet ja schon wieder eine Einschränkung. Das haben wir zu spät bemerkt. Ich hab' dazu zwar noch gesprochen: „Meine Fraktion hat bereits im Verfassungsausschuß bei den Vorbereitungen des Art. 118 einen Antrag eingebracht und begründet, der eine Präzisierung der Rechte der Frau verlangt. Ich komme heute hier an dieser Stelle wieder auf diesen Punkt zurück, zu dem mir ein Ersuchen des süddeutschen Frauenarbeitskreises vorliegt. Ich komme diesem Ersuchen gerne nach, weil es eine Wiederholung unserer bereits beantragten Formulierung darstellt, und ich möchte Sie für diesen neuen Antrag um Ihre Zustimmung bitten. Es soll in Art. 118 nicht nur wie bisher von ‚grundsätzlich‘ gleichen staatsbürgerlichen Rechten und Pflichten der Frau die Rede sein, sondern der Absatz soll nach unserem Antrag lauten: Das Gesetz garantiert der Frau auf allen Gebieten gleiche Rechte wie dem Mann.“ Aber da war es schon zu spät, da hielt man dagegen, der Artikel sei schon abgeschlossen.

*Richard:* Darum haben wir wohl unzureichend gekämpft.

*Kuni:* Ja, wir haben das zunächst übersehen, ebenso wie die Bestimmung im Artikel über die Bildungsziele (Art. 131), wonach nur „Mädchen in der Säuglingspflege, Kindererziehung und Hauswirtschaft zu unterweisen sind“. Aber in dem Artikel über gleichen Lohn für gleiche Arbeit haben wir nach langen Auseinandersetzungen das Wort „grundsätzlich“ rausgekriegt. Am 19. September 1946 habe ich im Plenum der Verfassunggebenden Versammlung dazu gesprochen:

„Ich freue mich aufrichtig, daß die Genossen von der Sozialdemokratischen Fraktion, die im Vorausschuß zweimal gegen unseren Antrag gestimmt haben, heute ihre Ansicht revidiert und einen gleichlautenden Antrag eingebracht haben, der den Frauen vorbehaltlos gleiche Rechte zubilligt. Es liegt nun, meine Herren Abgeordneten der CSU, nur noch an Ihnen, inwieweit Sie sich anschließen wollen ... Hier wäre eine Gelegenheit, es nicht bei schönen Versprechungen und mitleidigen Worten zu belassen, sondern klar und deutlich das Kind beim richtigen Namen zu nennen und vorbehaltlos den Rechten der Frau zuzustimmen. Bei der Überzahl der Frauen und dem besonderen Schicksal, das die Frauen hinter sich haben, ist gleiche Entlohnung bei gleicher Arbeit bestimmt eine gerechte Forderung. Ich glaube, wir können hier eine Übereinstimmung herbeiführen und dadurch den Frauen auch das nötige Vertrauen zum neuen Staat abgewinnen. Denn bisher war es ja immer die Frau, die enttäuscht wurde.“

Wir haben den Artikel 168 so durchsetzen können, wie er heute in der Verfassung steht. Anschließend habe ich mich auch im Nürnberger Stadtrat dafür eingesetzt, daß die städtisch Bediensteten gleichen Lohn für gleiche Arbeit bekommen. Ich bin damals durch mein Eintreten für die gleichen Rechte der Frau in Nürnberg sehr bekannt geworden. Damals gab's noch die offenen Straßenbahnwagen, auf die man aufspringen konnte. Und oft, wenn ich mal wieder der Straßenbahn nachgelaufen bin, hieß es: „Halt, die Kuni kommt.“

Die müssen wir schon noch mitlassen.“ Also, bei den Straßenbahnhern hatte ich wirklich einen Stein im Brett.

*Kuni, wie sah das in Nürnberg aus mit den Bestrebungen zur Aktionsgemeinschaft SPD/KPD? In München gab es ja solche Absprachen, die dann auf zunehmenden Gegendruck der Besatzungsbehörde stießen.*

*Kuni:* Es gab zunächst bis Februar 1946 einen Vierparteienausschuß, da hat auch die CSU mitgearbeitet. Dort haben wir uns mit solchen Dingen wie Wohnungsvergabe, Stellenbesetzung der öffentlichen Ämter mit Antifaschisten bzw. mit unbescholtene Leuten, mit Ernährungsfragen und ähnlichem beschäftigt. Es gab aber keine festen politischen Abmachungen wie in München. Uns haben sie immer die unangenehmsten Ämter gegeben. Das Wohnungsamt wurde von Kommunisten geleitet, als es nahezu keine Wohnungen gab. Vorsitzende der Entnazifizierungsausschüsse waren von der KPD, bis wir gemerkt haben, wie das in der falschen Richtung läuft: daß die Kleinen drangenommen und die Großen laufengelassen werden.

*Richard, du beschreibst in dem Buch „Das Jahr 1945“ Aktionseinheitsbestrebungen von Kommunisten und Sozialdemokraten im Raum Ingolstadt. Wie gedieh diese Zusammenarbeit später?*

*Richard:* Bis 1950 hatten wir im Kreistag sehr gute Kontakte mit den Sozialdemokraten. Nach der zweiten Kreistagswahl hat sich das geändert. Da hatten wir zwei Abgeordnete reingebracht, einer davon war ich. Wir berieten mit den Sozialdemokraten in ihrem Raum und hatten schon beschlossen, eine gemeinsame Fraktion zu bilden; dann hätte die SPD einen Mann mehr in den Ausschuß bekommen, und das wäre ja gegenüber der CSU von Bedeutung gewesen. Das war also alles fix und fertig. Dann tritt das Plenum zusammen, da erhebt sich der damalige Sprecher der SPD und erklärt, die SPD mache keine Aktionsgemeinschaft mit den Kommunisten. Daraufhin schreit der Pfarrer von Zuchering, der bei der CSU war: „Scheringer, mach halt mit uns a Fraktion!“ Die hätten den zusätzlichen Platz im Ausschuß schon genommen.

Wo die Gemeinsamkeit trotz aller Unterschiede oder Gegensätze am längsten Bestand hatte, das war in der Sache des Friedens. Wäre das Friedensgebot der Bayerischen Verfassung oder später des Grundgesetzes verwirklicht worden, wir hätten heute eine andere Situation. Um so notwendiger bleibt nun in den achtziger Jahren die Zusammenarbeit der unterschiedlichen Kräfte für Frieden und Abrüstung. Ich weiß noch gut, wie mich mein Sohn Richard nach der Volksbefragung und unseren Aktionen gegen die Remilitarisierung angesichts der weiteren Vorstöße der Adenauer-Regierung in Richtung Aufrüstung und NATO gefragt hat: „Und jetzt, was ist jetzt?“ – „Ja, was soll sein“, hab' ich ihm geantwortet, „weiter geht's, jetzt erst recht!“

# Literatur und Persönlichkeit

Von einem Autorenkollektiv unter Leitung von Hans Koch  
Herausgegeben von der Akademie für  
Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED und der  
Akademie der Pädagogischen Wissenschaften der DDR

528 Seiten, 88 Abbildungen, Ganzgewebe,  
35,80 DM + MwSt.

Bestellangaben: 709 213 3 / 102207 Lit.u.Persoenlichk  
ISBN 3-06-102207-4

In diesem repräsentativen Werk werden von profilierten Literaturwissenschaftlern und Pädagogen die vielfältigen Wirkungsmöglichkeiten von Literatur und ihre Potenzen für die sozialistische Persönlichkeitsentwicklung dargestellt. Anhand eines umfangreichen empirischen Materials werden wesentliche theoretische Erkenntnisse vermittelt. Nicht nur subjektive Elemente der Persönlichkeitsentwicklung, die Geschmackserziehung, Wertbildung und Orientierung, sondern auch spontane Lektüre, Medienverhalten, Literaturaneignung im pädagogischen Prozeß sowie die Ausbildung gattungsspezifischer Rezeptionsfähigkeiten werden eingehend behandelt.

Charakteristische Gemälde und Grafiken der Weltkunst bereichern die interessante Darstellung.



Volk und Wissen Volkseigener Verlag Berlin  
DDR-1086 Berlin, Krausenstraße 50

## Anmerkungen

*Behnssen, Oliver*, lebt in München. Gedichtveröffentlichungen u. a.: „Jahresring 84/85“; „Venice II“ (Heyne SF Anthologie, 1985); „Wenn das Eis geht“ (RB-Funkanthologie bei dtv); „Entropie“ (Heyne SF Anthologie, 1986); „Schloß und Akademie Tutzing“ (Süddeutscher Verlag, 1986).

*Biernath, Gerda*, geb. 1943 in München. Studierte einige Semester Geschichte, Englisch und Zeitungswissenschaft in München; arbeitete einige Jahre als angestellte und freiberufliche Journalistin. Widmete sich mehr und mehr dem Schreiben und Malen, lebte drei Jahre in Sambia/Afrika. Wohnt jetzt in Ingolstadt. Seit 1982 Lesungen und Ausstellungen in Ingolstadt, München, Neuburg/Donau, Regensburg, Berlin. Die beiden Abbildungen (sh. Seite 77 und 95) betreffen Südafrika. Sh. auch *kürbiskern* 4/86.

*Götz, Christian*, Mitglied des Hauptvorstands der Gewerkschaft HBV. Die Rede anlässlich der Frankfurter Buchmesse ist redaktionell an einigen Stellen gekürzt.

*Heim, Uta-Maria*, geb. 1963, lebt in Stuttgart; als Arbeiterkind aufgewachsen in den Schwarzen Wäldern. Scheffelpreis 1983. Freie Journalistin, Studium der Literatur und Politik. Veröffentlichungen in Broschüren, Anthologien, Zeitungen.

*Hillen, Michael*, sh. *kürbiskern* 4/82.

*Horine, E. Field*, sh. *kürbiskern* 2/85 und 2/86.

*Klee, Hedi*, geb. 1948, lebt in Mainz. Studium Germanistik/Politik/Journalistik. Schuldienst (mit Berufsverbot, „was ich in meinen heutigen Arbeitszusammenhängen verschweigen muß, weil es mich erneut existentiell gefährden würde“). Hausfrau und Mutter, freie Rundfunk-Journalistin. Veröffentlichungen in Zeitschriften und Anthologien.

*Klein, Thomas*, geb. 1964, lebt in Frankfurt. Zur Zeit Zivildienst, danach Studium. Die Motivation zum Schreiben resultiert aus dem Bedürfnis, „mich wie meine Umwelt (vorzügl. die darin befindlichen Menschen) für einen kurzen Moment, ohne die Maskerade der Heuchelei betrachten zu können, damit ich uns, die Umwelt und mich, besser begreifen lerne.“

*Kuczynski, Jürgen*, geb. 1904, lebt in Berlin/DDR. Mitglied der Akademie der Wissenschaften der DDR. Buchveröffentlichungen der letzten Jahre u. a.: „Memoiren“ (Köln, 1985); „Geschichte des Alltags des deutschen Volkes“, 6 Bände (Pahl-Rugenstein); „Dialog mit meinem Urenkel. 19 Briefe und ein Tagebuch“ (Aufbau-Verlag, Berlin/DDR, 1983).

*Lauffs, Manfred*, geb. 1949. Studium der Germanistik und Romanistik in Bochum, Freiburg und Münster. Oberstudienrat in Gladbeck. Vorstandsmitglied im Literaturbüro Nordrhein-Westfalen Ruhrgebiet. Veröffentlichungen u. a.: „Literarisches Leben in der Bundesrepublik Deutschland“ (mit H. L. Arnold; Stuttgart, 1986); Aufsätze in Büchern, Zeitungen und Zeitschriften.

*Linthicum, John*, geb. 1948 in Florida, seit 1980 in der BRD, ab 1982 in Düsseldorf. Der dritte Band englische Lyrik erscheint dieses Jahr in Amerika, wo er 1986 den Charles Angoff Award der Zeitschrift „The Literary Review“ erhielt. Seit einigen Jahren schreibt er auch deutsche Lyrik; seinem ersten Manuskript, DIE BLUTBUCHE, sind unsere Texte entnommen.

*Menzler, Eckart*, geb. 1953 in Bad Hersfeld (Hessen), lebt in München. Studierte Philosophie, Biologie und Mathematik in Berlin, München und Frankfurt/M. Nach einem erstaunlichen Wildwechsel durch die bundesrepublikanische Verlagsgesellschaft beendete er seine „Angestelltenkarriere“ als Cheflektor in München. Seither freier Schriftsteller, Publizist und Sachverständiger für antiquarische Bücher (1730–1830). Letzte Veröffentlichungen: Konfusionen eines Bücherdiebs (1984); Der Kopfschlächter (1984); Das Strickmuster (1986). Sh. auch *kürbiskern* 2/86.

*Neuburger, Kurt*, geb. 1902, lebt in Berlin. Tätigkeit als Dramaturg, Regisseur und Schauspieler. Erster Gedichtband „Junge Lieder“ (Privatdruck, 1920). Bühnentätigkeit u. a. in Rostock, Lübeck, Breslau, Berlin. 1926 erstes Bühnenstück „Zwischen Traum und Tag“. Um geistig nicht mitschuldig zu werden, Aufgabe der erlernten Berufe vor Installierung des NS-Regimes. Neue berufliche Tätigkeit als Musiker, Schlagersänger, Conférencier, der letztverbliebenen Möglichkeit, bei der Kabarett-Ansage ohne Vorzensur das NS-Regime anzuprangern. Widerstand durch Aufklärung in persönlichen Gesprächen und auf schriftlichem Weg durch vervielfältigte Gedichte, die anonym kursierten (aufgenommen in das 1979 abgeschlossene Manuskript „unterwegs in gedichten/ zeilen zur unzeit/gedichte aus Deutschland 1929 – 1979“). Während der NS-Zeit keinen Tag Partei, keinen Tag Soldat; Prügel, Verfolgung, Gestapokeller Berlin, Verlust der meisten Manuskripte. – Ab 1945 fast vom Nullpunkt anfangend. Mitarbeit am kulturellen Neuaufbau ab Mai 1945 (Berlin Kreuzberg; Kunstmuseum; Berlin Steglitz; Bühne). Westberlin: Friedenslesungen, Antikriegslesungen; seit 1945 über 150 literarische Lesungen aus eigenen Arbeiten. Neben gelegentlicher Brötchenarbeit „freier Schriftsteller“. Neuere Buchpublikationen: „Der Wasserbüffel ließ

sich nicht den Leitstrick durch die Nase ziehn/Ostasiatische Tagebuchblätter" (Berlin 1983); „Gespräche vorm Ertrinken“, Gedichte (Worms/London, 1983).

*Paech, Norman*, geb. 1938. Professor für Öffentliches Recht an der Hochschule für Wirtschaft und Politik in Hamburg. Bundesvorsitzender der Vereinigung demokratischer Juristen.

*Peitsch, Helmut*, geb. 1948. Privatdozent am Fachbereich Germanistik der FU Berlin. Lecturer im Department of German and Russian des University College of Swansea. Letzte Buchveröffentlichung (Mithrsg.) „Nachkriegsliteratur in Westdeutschland 2“ (Berlin West, 1984). Sh. auch *kürbiskern* 3/84 und 3/85.

*Rappenstein, Uta*, geb. 1936, lebt als freie Schriftstellerin in Kassel. Sh. *kürbiskern* 2/84, 1/85 und 2/86.

*Roth, Winfried*, sh. *kürbiskern* 1/85.

*Schaefer, Christine*, geb. 1936 in Berlin, lebt in Wolfratshausen. Seit 1971 regelmäßige Tätigkeit als freie Journalistin für verschiedene Zeitungen. Filmtexte für ZDF. Unveröffentlichtes Buchmanuskript „... Und hätte der Liebe nicht“.

*Scherf, Dagmar*, sh. *kürbiskern* – Zeit-Gedichte, 1985.

*Strahl, Rudi*, geb. 1931, lebt als freier Schriftsteller in Berlin/DDR. Wir danken dem Autor für die Abdruckgenehmigung des Stücks „Probe aufs Exempel“, das in der Zeitschrift „Sinn und Form“, Mai/Juni 86, erstmals veröffentlicht wurde. Das Stück wurde am Westen-Taschen-Theater, Ulm/Donau, für die BRD erstaufgeführt. Weitere Aufführungen: Zürich, Stockholm, am Maxim-Gorki-Theater, Berlin, mit Hans Peter Minetti.

*Tondern, Alf*, sh. *kürbiskern* – Zeit-Gedichte „Die Fortsetzung der Politik“ mit Zeichnungen von Peter Kaczmarek, 1986.

Im 1. Quartal '87 finden an der Akademie Remscheid folgende Kurse statt: Rhythmis – Text – Theater; Dramatische Werkstatt – Spielen und Schreiben; International spielen und tanzen; Video-clips; Videoexperimente; Studientagung: Konzepte und Informationen für eine qualifizierte Spielberatung. Information und Anmeldung: Akademie Remscheid, Kuppelstein 34, 5630 Remscheid.

Umschlaggestaltung: Steffen Schauberger

Copyright KÜRBISKERN. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden; Rücksendung nur, wenn Rückporto beiliegt.

KÜRBISKERN – Literatur, Kritik, Klassenkampf – wird herausgegeben von Friedrich Hitler, Klaus Konjetzky, Oskar Neumann, Hannes Stütz. Redaktion: Friedrich Hitler (verantwortlich), Klaus Konjetzky, Oskar Neumann. Redaktionsanschrift: Hohenzollernstraße 146/Rgb., 8000 München 40. Verantwortlich für Anzeigen: Gertrud Dietz, Anschrift wie Verlag.

Verlag: Damnitz im Verlag Plambeck & Co Druck und Verlag GmbH, Xantener Straße 7, Postfach 920, 4040 Neuss.

Gesamtherstellung: Plambeck & Co Druck und Verlag GmbH, 4040 Neuss.

Die Zeitschrift KÜRBISKERN erscheint vierteljährlich (März, Juni, September, Dezember).

Einzelheft DM 8,50, Jahresabonnement DM 32,- inkl. MwSt. + Porto. Studentenabonnement DM 27,-.

Kündigung bis spätestens 31. Oktober. Nicht gekündigtes Abonnement verlängert sich um ein weiteres Jahr.

Postscheckkonto: PSchA Essen, Kto.-Nr. 3736 69-431 (BLZ 360 100 43).

Bestellungen über den Buchhandel oder direkt beim Verlag.

ISSN 0023-5016.



F 2484 F

## **PROSA LYRIK**

**Oliver Behnssen ■ Uta-Maria Heim ■ Michael Hillen ■  
Hedi Klee ■ Thomas Klein ■ John Linthicum ■ Kurt Neuburger ■  
Uta Rappenstein ■ Winfried Roth ■ Christine Schaefer ■  
Dagmar Scherf ■ Rudi Strahl ■ Alf Tondern**

## **LITERATUR IM GESPRÄCH**

**Hat Literatur noch einen Sinn?  
Dieter Lattmann ■ Klaus Konjetzky ■ Erasmus Schöfer ■  
Monika Höhn ■ E. Field Horine  
Friedrich Hitzer: Reykjavík – Issyk-Kul – Sofia**

## **ZEITGESCHICHTE**

**Jürgen Kuczynski: Koalition der Vernunft  
Manfred Lauffs: Was singt die CDU?  
Christian Götz: Mandat gegen rechts  
Norman Paech: Preisrede auf einen Buchhalter  
des kalten Krieges  
Helmut Peitsch: Madonna im Bombenhagel  
N. N.: Niemand hat mich vor den Nazis gewarnt  
Kuni Schumann/Richard Scheringer:  
Die bayrische Verfassung – ein Märchenbuch?**